



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

DFG

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Deutsche Kolonien

Scheel, Willy

Berlin, 1907

[urn:nbn:de:gbv:46:1-11347](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:46:1-11347)



c.
03

Deutsche Kolonien.



Koloniales Lesebuch

zur Einführung in die Kenntnis von Deutschlands
Kolonien und ihrer Bedeutung für das Mutterland.

Ausgewählt, eingeleitet
und mit einem Sachregister versehen

von

Dr. Willy Scheel,
Oberlehrer am Gymnasium zu Steglitz.



Tx. c. 6103



1927: 2132

Berlin 1907

C. H. Schwetschke und Sohn.

11/1531



Motto: Wer etwas durchsetzen will,
muß die Jugend gewinnen.

Vorwort.

Es ist mit Recht oft betont worden, daß eine wirksame Kolonialpolitik erst dann ihr Ziel erreichen kann, wenn die heranwachsende Jugend für Kolonien und Kolonisation ein verständnisvolles Interesse zeigt und von früh an für diese Fragen gewonnen wird. So bemühen sich eine fast unübersehbare Zahl von Büchern reale Kenntnisse dieser Art durch Schilderung besonders von Erlebnissen und Reiseberichten aus unseren Kolonialländern unter der Jugend zu verbreiten. Alle diese Hilfsmittel beleben zwar den erdkundlichen Unterricht der unteren und auch mittleren Klassen höherer Lehranstalten wie auch der Volksschulen; dem weitergreifenden Interesse des Schülers der Oberstufe, des angehenden Studenten, des jungen Kaufmanns und Soldaten, wird aber damit nicht vollauf Genüge getan. Hier will man neben den realen Schilderungen von Land und Volk, Sitte und Kultur doch auch über Bedeutung und Wichtigkeit der Kolonien für die Entwicklung des Mutterlandes, die Stellung zu sozialen und handelspolitischen Fragen etwas hören, um genügend vorbereitet zu sein, diesen Fragen im späteren Leben mit Verständnis zu begegnen.

Das vorliegende Lesebuch stellt es daher nicht an die erste Stelle, Schilderungen irgend welcher, mehr oder minder wichtigen Erlebnisse auf Jagd und Reise aus den Kolonien zu bringen, es muß auch aus Gründen des Umfanges sich beschränken und kann nicht erschöpfend sein. Es will vielmehr durch die Auswahl historisch-politischer, militärischer und dann auch kultureller Abschnitte aus bedeu-

tenden Kolonialschriftstellern an der Hand bester Quellen der reiferen Jugend, dem heranwachsenden Geschlechte einen Begriff davon zu geben suchen, was Deutschland in seinen Kolonien bisher geleistet hat und was es in Zukunft von ihnen verlangen muß. Die jungen Leser sollen zu einer höheren Betrachtung der Notwendigkeit unserer kolonialen Bestrebungen angeleitet werden.

Trotz der großen Fülle der Literatur war die Auswahl des Stoffes gerade durch den Zweck, den das Lesebuch verfolgt, außerordentlich schwierig. Es durften weder streng fachwissenschaftliche Arbeiten, noch aber auch rein populäre Schilderungen gebracht werden. Die Namen der ausgewählten Autoren zeigen jedoch, daß nur anerkannte Kolonialschriftsteller, militärische wie wissenschaftliche Fachleute zu Worte gekommen sind. Die Aufsätze selbst berühren mit Vorliebe koloniale Fragen des Handels und Verkehrs der Gegenwart. Aber auch militärische Schilderungen, wie der Kriegsbericht aus dem Großen Generalstabe (Hauptmann von Haesten), gehören zu den besten Erscheinungen der Literatur überhaupt; als ein Seitenstück hierzu sei auf den Feldzugsbericht des Peter Moor von Frenssen hingewiesen.

Die kurze Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Kolonien faßt das zerstreute Material zusammen; das ausführliche Sachregister antwortet auf Fragen nach Einzelheiten über Geographie und allgemeine Kulturverhältnisse.

Es würde sich so dies Buch für die Oberklassen organisch einem Lesebuch für die Mittelstufe anschließen, das sich, wie gesagt, mehr auf Beschreibungen und Schilderungen von Land und Volk, Sitte und Beschäftigung zu verlegen hätte, da dies auch dem schulmäßigen Pensum des erdkundlichen Unterrichts unserer höheren Lehranstalten entspricht.

Für die Unterklassen dürfte das von der Deutschen Kolonialgesellschaft zusammengestellte Auswahlheftchen genügen, um zugleich an der Hand von Abbildungen eine erste Kolonialkenntnis unter kleineren Schülern zu verbreiten.

Das Lesebuch wendet sich aber nicht nur an die Schüler höherer Lehranstalten; es würde sich auch zur Benutzung in Fach- und Fortbildungsschulen, Seminaren, den militärischen und seamännischen Bildungsanstalten, Kadettenkorps, Kadettenschulen, der Marineschule,

Deckoffizierschule usw. empfehlen. Vielleicht wird es auch Universitätsseminaren, Schüler- und Volksbibliotheken willkommen sein; es dürfte sich besonders zu Prämien und Geschenkzwecken eignen. Endlich vermögen auch Erwachsene, die bisher der Entwicklung des kolonialen Gedankens ferner gestanden haben, daraus Anregung und Belehrung zu schöpfen. Zusammen mit meinem Flottenlesebuche „Deutschlands Seegelung“ soll es dazu dienen, Deutschlands überseeische Interessen der Jugend und dem deutschen Volke vertraut zu machen.

Steglich, im Juli 1907.

Dr. Willy Scheel.

Inhaltsübersicht.

	Seite
Vorwort	III
Zur Einführung.	
1. Koloniale Lehrjahre. Vortrag von Bernhard Dernburg . . .	1—12
Aus der Geschichte der Kolonien.	
2. Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika. 1681 bis 1688 (Kolonie und Feste Groß-Friedrichsburg) vom Großen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte	13—23
3. Die ersten Versuche deutscher Kolonialpolitik von Heinrich von Treitschke	24—37
4. Die Erwerbsgeschichte der deutschen Schutzgebiete von Kurt Hassert	38—51
Deutsch-Ostafrika.	
5. Dar es Salam, die Hauptstadt der Kolonie, von Hermann Paasche	52—73
6. Vegetationsbilder aus Deutsch-Ostafrika von Richard Kandt	74—84
7. Das Biologisch-Landwirtschaftliche Institut Umani von Her- mann Paasche	85—93
8. Baumwollkulturen von Hermann Paasche	94—106
Togo.	
9. Die wirtschaftliche Bedeutung der Produkte unserer Togo-Kolonie und deren Verwertung von Heinrich Klose	107—120
Kamerun.	
10. Durch das Faunde-Land zur Faunde-Station von Hans Dominik	121—137
11. Kamerun. Reisebriefe von der parlamentarischen Studienreise 1905 von Otto Arendt	138—146

Deutsch-Südwestafrika.

Seite

- | | |
|---|---------|
| 12. Meteorologische Verhältnisse, Acker-, Gartenbau, Forstkultur in
Deutsch-Südwestafrika von Theodor Leutwein | 147—154 |
| 13. Handel und Verkehr von Theodor Leutwein | 155—158 |
| 14. Auf den Spuren der Hereros von der Kriegsgeschichtlichen Ab-
teilung I des Großen Generalstabes | 159—175 |

Deutsche Besitzungen im Stillen Ozean.

- | | |
|---|---------|
| 15. Kolonialer Nutzwert der neuen deutschen Erwerbungen in der
Südsee von Kurt Hassert | 176—195 |
|---|---------|

Das deutsche Pachtgebiet Kiautschou in Ost-China.

- | | |
|---|---------|
| 16. Kiautschou von Ferdinand Freiherrn von Richthofen . | 196—215 |
|---|---------|

Anhang.

- | | |
|---|---------|
| 1. Kurze Übersicht über den heutigen Stand unserer Kolonien . | 216—219 |
| 2. Sachregister | 220—226 |

Übersicht über die benutzten Quellen.

Aufsatz-
Nr.

1. Bernhard Dernburg, Koloniale Lehrjahre 1.—10. Tausend. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union, Deutsche Verlagsanstalt, S. 5—14.
2. Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika 1681—1721. Verfaßt vom Großen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte. Berlin, E. S. Mittler und Sohn 1885, S. 3, 11—12, 17—20, 25—29.
3. Heinrich von Treitschke, Die ersten Versuche deutscher Kolonialpolitik, in den Preussischen Jahrbüchern (Herausg. von H. von Treitschke und G. Delbrück) 54. Band (6. Heft Dezember 1884), S. 555—566.
4. Kurt Hassert, Professor an der Handelshochschule in Köln, Deutschlands Kolonien. Erwerbungs- und Entwicklungsgeschichte, Geographie und wirtschaftliche Bedeutung unserer Schutzgebiete. Leipzig, Dr. Seele und Co. 1898, S. 31—44 und Nachtrag 1903.
6. Richard Randt, Caput Nili, Eine empfindsame Reise zu den Quellen des Nils. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1905, S. 200—209. (Preis 8 Mk.)
5. 7. 8. Hermann Paasche (Beh. Regierungsrat und Professor, Vizepräsident des Deutschen Reichstages), Deutsch-Ostafrika wirtschaftlich dargestellt, mit 18 Abbildungen 1.—4. Tausend. Berlin E. A. Schwetschke und Sohn 1906, S. 72—102, 256—267, 340—357.
9. Heinrich Klose, Togo unter deutscher Flagge. Reisebilder und Betrachtungen. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1899, S. 547—557.
10. Hans Dominik (Hauptmann, Dezernent für Süd-Kamerun), Kamerun. Sechs Kriegs- und Friedensjahre in deutschen Tropen. Berlin, E. S. Mittler und Sohn 1901, S. 43—63 (Auswahl).
11. Otto Arendt (Mitglied des Reichstages und des Preuß. Abgeordnetenhaus), Die parlamentarische Studienreise nach West- und Ostafrika. Reisebriefe aus Togo, Kamerun und Deutsch-Ostafrika. Berlin, E. A. Schwetschke und Sohn 1906, S. 35—44.
12. 13. Theodor Leutwein, Generalmajor und Gouverneur a. D., Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika. Berlin, E. S. Mittler und Sohn 1906, S. 328—341.
14. Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika, auf Grund amtlichen Materials bearbeitet von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung I des Großen Generalstabes. Drittes Heft. Berlin, E. S. Mittler und Sohn 1906, S. 199—218 (Auswahl).
15. Kurt Hassert, Professor an der Handelshochschule in Köln, Die neuen deutschen Erwerbungen in der Südsee: Die Karolinen, Marianen und Samoa-Inseln. Nachtrag zu Deutschlands Kolonien (s. Nr. 4) Leipzig, Dr. Seele und Co. 1903, S. 90—107.
16. Ferdinand Freiherr von Richthofen, weil. Geheimer Regierungsrat, Professor in Berlin, Schantung und seine Eingangspforte Kiautschou. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1898, S. 257—271, 304—310.

Koloniale Lehrjahre.

Vortrag von Bernhard Dernburg.

Deutschland hat das drittgrößte Kolonialreich der Welt. Es ist ihm überlegen in bezug auf das Territorium und die Einwohnerzahl zunächst Großbritannien mit 29 000 000 Quadratkilometern und 347 000 000 Einwohnern. Es kommt dann Frankreich mit 5 948 000 Quadratkilometern und nahezu 50 000 000 eingeborenen Bewohnern. Dann aber kommt Deutschland mit 2 604 000 Quadratkilometern und 12 400 000 Eingeborenen. Das sind weite Gebiete, verteilt über zwei Kontinente, und sie sind untereinander auch wieder sehr verschieden, so daß man mit einer theoretischen Betrachtung sehr wenig auszurichten in der Lage sein wird. Ich spreche zu Ihnen über die Art, wie das Gebiet erschlossen werden muß, weil ich es für unrecht halte, Kritik zu üben, ohne die Mittel anzugeben, wie man es besser machen kann, und weil ich es für unrecht erachte, Lehren zu geben, ohne zu zeigen, wo sie ihren Grund, ihren Ursprung und ihren Beweis haben.

Dasjenige, woran es uns in Deutschland etwas gefehlt hat, ist die Überzeugung von der Güte unserer Sache. Es gibt in jedem Land, in jedem großen Komplex Stellen, die wenig erfreulich sind. Ich habe vor einigen Tagen gelesen, daß es auch in Ihrem Land gewisse Gegenden gibt, die so arm an natürlichen Wasserquellen sind, daß mit vielen Kosten eine künstliche Wasserleitung dahin geführt werden muß. So gibt es auch in unsern Schutzgebieten verschiedene Plätze, die weniger Bedeutung, weniger Wert haben; aber man muß das eine nehmen mit dem andern, und es kommt auf den Geist an, in dem die Sache betrieben wird. Ich muß da um Ihre Erlaubnis

sitten, Ihnen etwas vorzulesen über die Art, wie unsere Nachbar-
nation, die Franzosen, sich zu ihren Kolonien gestellt haben. Sie
haben im Anfang auch sehr große Enttäuschungen erlebt. Das hat
zu gewissen Zeiten sogar dahin geführt, daß man dasselbe tun wollte,
was man heute in Deutschland in gewissen Kreisen tun möchte,
nämlich daß man die Kolonien schlechterdings ganz aufgeben wollte.
Der Berichterstatter der französischen Kammer, Hubert, der das
Botum der Kolonialkommission vor die Kammer gebracht und ver-
treten hat, hat dort im Namen der Kommission für auswärtige und
Kolonialangelegenheiten folgendes gesagt: „Man darf nicht müde
werden, zu wiederholen, daß wir in Nordwestafrika ein Werk von
hervorragender Bedeutung unternommen haben. Wir haben uns
nicht zurückschrecken lassen durch die offenkundige Trostlosigkeit seiner
Landstrecken, durch die Brutalität der Natur und der Menschen.
Wir haben uns heute so feste Grundlagen geschaffen, daß sie von
allen anerkannt werden. Kühn sind wir bis in das Innerste vor-
gedrungen und haben die Verwertung des Landes bis an die Wüste
vorbereitet. Wir haben keine Anstrengungen gescheut, wo sie nur
versucht werden konnten, und wo nichts zu erreichen war, haben wir
den Frieden gebracht. Wir haben das Werk mit Leidenschaft und
Optimismus getan, mit großer Kühnheit in der Auffassung, mit
Einsicht und Umsicht in der Ausführung, die ein wesentlich fran-
zösisches Charaktermerkmal ist. Wir müssen diese Arbeit fortsetzen
und sie allen neuen Bedürfnissen anpassen. Diese Aufgabe übersteigt
weder unser kolonialisatorisches Genie, noch die Fähigkeit jener Männer,
die Frankreich dort vertreten und die ihre Mission aus vollem Herzen
ergriffen haben.“ Meine Herrn, das sind goldene Worte, die treffen
nicht bloß auf Frankreich, sondern auch auf Deutschland zu, und wir
werden uns von unsern Nachbarn nicht beschämen lassen. Es handelte
sich da um ein Gesetz, betreffend den Bau von Eisenbahnen in Da-
homey und am Senegal, wofür kürzlich 100 Millionen Franken
bewilligt worden sind.

Meine Herrn, man hat gesagt, daß die Deutschen schlechte,
mangelhafte Kolonisatoren seien. Dieser Behauptung müssen wir
doch eigentlich etwas auf den Grund gehen. Warum denn sollen
wir schlechte Kolonisatoren sein? Sind wir denn etwa schlechtere
Kaufleute? Unsere Konkurrenten in der ganzen Welt sagen uns,

daß das unrichtig ist, und ebenso sagen es uns alle jene Versuche, den deutschen Kaufmann eher zurückzudrängen als ihn zu fördern. Sind wir etwa schlechtere Seefahrer? Unsere Handelsmarine, die seit 1882 ihren Anteil am Verkehr des Suezkanals um 15,61 Prozent gesteigert und damit bis auf ein Viertel der englischen Durchfuhr durch diesen großen Wasserweg gehoben hat, beweist das Gegenteil. Sind wir schlechtere Soldaten? Niemals! Also warum sollen wir denn schlechtere Kolonisatoren sein? Die Antwort liegt darin, daß wir die kolonialen Lehrjahre nicht mit- und durchgemacht haben, die andere durchgemacht haben. Deutschland ist gegenwärtig das erste Land in bezug auf die angewandte Technik. Aber wie lange hat es gedauert, bis wir diesen unsern Vorrang in der Welt uns erobert haben! Da haben wir eifrig und fleißig gelernt. Deutschland hat, wie ich vorhin sagte, eine große Handelsmarine, und es steht in bezug auf den Personentransport über See an der allerersten Stelle. Aber wie lange sind wir fleißig gewesen und haben an unsern Nachbarn und an uns selbst studiert! Kolonisieren ist eine Wissenschaft und Technik wie jede andere; sie lernt sich nicht allein in den Hörsälen, nicht allein in einem abgeschlossenen juristischen Berufsengang, sie lernt sich auch nicht auf einem Kontorsessel, sondern sie lernt sich, indem man die Bedürfnisse, die Verhältnisse der fremden Länder an Ort und Stelle studiert, indem man alle die Hilfsmittel, die die Wissenschaft und vor allem auch die Wissenschaft der Nachbarn einem gibt, anwendet, und sie lernt sich durch den Augenschein. Ist es nicht eine merkwürdige, ich möchte fast sagen eine beschämende Tatsache, daß man im deutschen Parlament sich darüber streitet, ob unsere Kolonien etwas wert sind oder nicht, während doch jeder mit einem geringen Opfer an Zeit und Geld sich selbst davon überzeugen kann. Eine Fahrt von Stuttgart nach Südwestafrika kostet nicht mehr und dauert nicht länger als vor den Zeiten der Eisenbahnen eine Fahrt von Stuttgart nach Berlin. In 18 Tagen und mit einem Opfer von 600 Mark können Sie alle dahin kommen. Und dann fragt man sich: Sind die Kolonien etwas wert?! Ich meine, man muß aussprechen, daß in Zukunft derjenige, der nicht dort gewesen ist, nicht mitreden soll.

Ebenso ist es mit Ostafrika. Ich habe heute zu meiner Freude gelesen, daß die Hamburg-Amerika-Linie eine Exkursion nach Ost-

afrika plant, wobei alles dasjenige gezeigt werden soll, was dort gegenwärtig zu sehen ist. Das ist allerdings wegen des Mangels an Verkehrswegen eigentlich noch nicht so furchtbar viel, aber auch das, was dafür aufgewendet werden muß, hält sich in mäßigen Grenzen. Viele tausend Deutsche sind in der Lage, es aufzubringen. Es wird ja etwas besser werden hinsichtlich Südwestafrika in dem Moment, wo unsere braven Schutztruppen zurückgekommen sein werden. Sene 17 000, die dort gewesen sind, werden schon dafür sorgen, daß alles, mit seinen Licht- und Schattenseiten — über die letzteren müssen wir uns auch klar sein — in das Innere der deutschen Nation bringt.

Ein anderes Hilfsmittel ist das Studium der kolonialen Geschichte und das Studium der Erfahrungen unserer Nachbarn. Unter Nachbarn verstehe ich jede europäische kolonialisatorisch tätige Nation, die in den gleichen Gegenden oder gar angrenzend an das deutsche Besitztum ihren Geschäften nachgeht.

Zunächst müssen wir uns doch fragen: Wie kommt es denn, daß wir von unsern großen kolonialisatorischen Aufwendungen bisher so verhältnismäßig wenige und unbefriedigende Früchte gehabt haben? Da müssen wir uns vergegenwärtigen, daß wir eigentlich gar nicht mehr haben verlangen dürfen. Von den bestehenden Pflanzungsgesellschaften in allen deutschen Schutzgebieten sind nur acht vor dem Jahr 1890 gegründet worden, sechs in den Jahren 1890 bis 1895, fünfzehn von 1895 bis 1900 und zwanzig nach dem Jahre 1900. Der Admiral Raule, Berater des Großen Kurfürsten, hat in einem Bericht geschrieben: „Es ist wohl kein Mensch so unverständlich, daß er von einem eben erst gepflanzten Baum schon Früchte haben will.“ Meine Herrn! Auch wir dürfen solche nicht erwarten, besonders wenn man sich klar macht, welches denn die Entwicklungszeiten aller dieser Kulturen sind. Eine dieser Kulturen, die wir hauptsächlich betreiben, ist zum Beispiel die der Kokospalme; sie braucht über acht Jahre, um eine Ernte zu liefern. Wir betreiben ferner die Kultur des Kautschukbaums, die fünf bis sechs Jahre braucht. Weiter betreiben wir die Kultur des Sisalhanfs, einer Pflanzung, die im dritten bis vierten Jahre schnittreif wird. Nun haben wir doch diesen Boden ganz frisch übernommen und haben mancherlei Versuche gemacht. Wir haben gefunden, daß nicht alles überall hinpaßt. Die Fehlschläge dieser Jahre müssen doch auch eingerechnet werden.

Man hat in Neuguinea die Tabakkultur an die Stelle der Palmenkultur gesetzt mit dem Erfolg, daß man sie wieder hat eingehen lassen. Man hat in Usambara Kaffee gebaut und hat schlechte Erfahrungen gemacht. So sind auf der Prinz-Albrechts-Höhe die Kaffeepflanzungen durch Sisalpflanzungen ersetzt worden. Wir können nicht mehr verlangen, als wir bereits haben. Wir müssen Geduld haben und müssen gerecht sein gegenüber denjenigen, die da draußen gewesen sind und ihr Geld riskiert haben. Ich zitiere nochmals einen Franzosen. In den Questions Diplomatiques et Coloniales vom August 1906 schreibt ein gewiegter französischer Kolonialkenner: „Die Erfahrungen haben gelehrt, daß, so hoch auch die Kosten der Eisenbahnen in Afrika sein mögen, ihre Verwendung dort stets ökonomisch, stets gewinnbringend sein wird. Ein englischer Bauunternehmer hat berechnet, daß, sobald die erste Eisenbahnstrecke eröffnet ist, auch schon die Betriebskosten gedeckt werden. Er hat sogar berechnet und die Formeln gefunden, daß der Überschuß im Quadrat der Tiefenausdehnung des erschlossenen Landes wächst. Es zweifelt daher in Frankreich niemand mehr an dem Nutzen der kolonialen Eisenbahn. In diesem Punkt sind Forscher, Theoretiker und Politiker einig. Aber trotzdem ist das in fast allen Ländern erst nach langen Kämpfen eine anerkannte Wahrheit geworden. Es ist sonderbar, zu beobachten, daß Deutschland, das dreißig Jahre das Beispiel eines gewaltigen Industrieaufschwungs gegeben hat, sich weigert zuzugeben, daß das geflügelte Rad eine der wesentlichen Bedingungen für die Verwertung der afrikanischen Kolonien ist.“ Das ist eine scharfe, aber eine berechnete Kritik. Unsere Statistik zeigt uns, daß in unsern Kolonien, in einem Gebiet, das 134 mal so groß als Württemberg ist, im Beginn des Jahres 1905 Eisenbahnen nur in einer Länge von 57 Kilometern existieren. Es hat außerdem noch eine Kriegsbahn von Swakopmund nach Windhuk bestanden, gebaut aus Feldschienen und betrieben mit Maulsejeln. Sie hat hauptsächlich dem Verkehr mit Nahrungsmitteln für die Truppen gedient. Hätten wir aus dem, was unsere Nachbarn getan haben, eher gelernt, so würden wir höchstwahrscheinlich uns diese schlechte Note nicht zugezogen haben. Ich möchte noch etwas sagen über die Wirkung, die die Eisenbahnen auch auf den Handel der betreffenden Kolonien haben. Dabei will ich mich in der Hauptsache mit West-

afrika beschäftigen, weil ich gefunden habe, daß in den Stuttgarter Kreisen ein ganz besonders lebhaftes Interesse für dasselbe herrscht.

Sierra Leone ist eine englische Kolonie; sie sollte im Jahr 1852 aufgegeben werden und hat nun seit 1903 eine Eisenbahn. Der Handel ist in vier Jahren von 304 000 Pfund gestiegen auf 563 000 Pfund. Die Eisenbahn rentiert schon heute. Dazu kommt noch etwas ganz besonders Wichtiges: daß der Bau der Eisenbahnen die Eingeborenen schnell gelehrt hat, ihre Produkte nach den Zentren zu führen, wo sie rasch mit Gewinn abgesetzt werden können. Die englische Goldcoast-Kolonie befand sich vom Jahr 1891 bis 1900 in stetigem Rückgang. Die Bahn ist eröffnet worden am 1. Oktober 1903. Die Handelsziffern waren: im Jahr 1901 2 000 000 Pfund, im Jahr 1902 5 000 000 Pfund, 1903 5 000 000 Pfund, im Jahr 1904 aber, dem ersten Jahr der Eisenbahn, 11 400 000 Pfund, im Jahr 1905 gleichfalls 11 400 000 Pfund. Die Ausfuhr hat sich verdoppelt. Dazu herrschte noch Dürre. Im laufenden Jahr hat die Goldcoast-Eisenbahn eine Zunahme des Gütertransports gegenüber 1906 um 25 Prozent zu erwarten.

Ich komme nun zu unsern französischen Nachbarn. Die Strecke St. Louis—Dakar, 264 Kilometer lang, ist im Jahr 1885 vollendet worden. Infolgedessen hat sich die Erdnußausfuhr in den Jahren 1886 bis 1901 verzehnfacht. Die Gesamteinnahme der Bahn beträgt heute schon 10 280 Franken pro Kilometer, und es ergibt sich außer der Verzinsung noch eine Überdividende.

In Lagos, das seit dem 1. April 1906 mit dem englischen South Nigeria vereinigt ist, sind die Einnahmen des Staats pro 1904 um 170 000 Pfund, also um 3 400 000 Mark gestiegen gegenüber der Zeit, als noch keine Eisenbahn existierte. Der Baumwoll-export in Lagos, der vor vier Jahren gleich Null war, stieg im letzten Jahr auf 2600 Ballen im Wert von 280 000 Mark. Im laufenden Jahr beträgt er schon 5600 Ballen im Wert von 600 000 Mark. Gerade Lagos ist für uns so besonders interessant, weil es mehr oder weniger zwischen unsere Kolonien Togo und Kamerun eingeklemmt ist.

Der Handel von französisch Westafrika stieg im Jahr 1905 auf 122 Millionen Mark, gegen 66 Millionen im Jahr 1895. Der französische Anteil an der Einfuhr beträgt 45 Prozent, der Import

von Baumwollwaren etwa 25 Millionen Mark. Es ist ganz besonders interessant, hierüber in diesen Kreisen zu sprechen, weil die Textilindustrie gerade in Württemberg eine große Ausdehnung erfahren hat und weil sich hier zu jeder Zeit energische und hervorragende Männer gefunden haben, die neue Dinge, neue Produkte und auch neue Arbeiten aufzunehmen bereit waren. Ich möchte noch ein Beispiel aus Ostafrika hinzufügen, ein Beispiel von der englischen Ugandabahn, die als strategische Bahn gebaut sein sollte. Nach den Berichten des Gouverneurs hat das erste Halbjahr 1906 den beträchtlichen Überschuß von 850 000 Mark gebracht.

Diese Beispiele sind bestimmend, um Ihnen zu zeigen, was wir in ganz kurzer Zeit sowohl in unserer Kolonie Togo als in Kamerun zu erwarten haben, in Togo, wo die Bahn nach Palime am 15. Februar 1907 in Betrieb kommt, und in Kamerun, wo die Manenguba-Bahn jetzt in Angriff genommen worden ist. Worauf es mir ankommt, ist, zu zeigen, daß wir, hätten wir uns rechtzeitig darum bekümmert, welche Resultate unsere Nachbarn erzielt haben, erheblich weiter wären, und daß die allgemeine Entmutigung, die sich in weiten Kreisen bemerkbar gemacht hat, ausgeblieben wäre.

Der Hauptgegenstand unserer Sorge und unserer Mühe ist natürlich, und zwar in Afrika ebenso wie auf unsern Südsesebesitzungen, die Frage der Eingeborenen. Auch hier haben wir manche Mißgriffe zu beklagen gehabt, die wir auch hätten vermeiden können, wenn wir uns rechtzeitig darum gekümmert hätten, welche Erfahrungen andere Nationen mit ihren Eingeborenen gemacht haben. Ja, wir hätten gar nicht soweit zu gehen brauchen, denn mit den Eingeborenen stehen schon sehr viel länger, als unsere deutsche Okkupation dauert, unsere Missionare in Beziehungen und sind auch, abgesehen von vereinzelt Fällen, gut ausgekommen. Ich habe hier einen ganz neuen Bericht der Kongregation der Pallotiner, die mit vielem Erfolg die katholische Mission in Kamerun betreiben.

Dieser Bericht enthält einen Aufsatz mit dem Titel: „Können die Schwarzen in unsern Kolonien zu treuer Anhänglichkeit an Kaiser und Reich erzogen werden?“ Der geistliche Herr, der diesen Bericht geschrieben hat, beantwortet die Frage dahin: Man sei doch zu leicht geneigt, den Maßstab geordneter Verhältnisse und eigener Denkweise an dieses Kolonialvolk (er spricht von der Kamerun-

bevölkerung) anzulegen und deshalb Einrichtungen und Geseze, Sitten und Gebräuche einfach auf sie zu übertragen. Allein wir dürfen uns nicht verhehlen, daß tiefeinschneidende Gegensätze bestehen, die das unzulässig erscheinen lassen. Da tritt uns der bei jedem Naturvolf ja selbstverständliche, natürliche Widerwille gegen jedes geordnete Staatsregiment entgegen, der Widerwille gegen die vielen Einschränkungen, die Lasten, die Steuern, die Regelung des Verkehrs usw. Die Neger fragen sich erstaunt: Was sollen uns eigentlich die breiten Wege nützen? Weshalb sollen wir für ihre Anlage noch Steuer bezahlen oder Frondienste leisten? Wir gehen doch immer den Schlafweg — nach unsern Begriffen einer hinter dem andern, also im Gänsemarsch. Er kommt dazu, daß die Erziehung des Eingeborenen zur Arbeit das erste sei, daß dann alles andere von selbst komme mit der Arbeit und dem Erwecken eines kulturellen Bedürfnisses. Das ist sehr wichtig, das ist der Weg, auf dem wir vorwärts kommen können und auf dem wir weiter hätten kommen können, hätten wir uns um diese Sache genügend bekümmert. — Auch in bezug auf die Einführung der Kulturen, die sich für unsere Kolonien eignen, können wir von unsern Nachbarn außerordentlich viel lernen. Ein Musterinstitut besteht in Buitenzorg auf Java seit vielen Jahren. Dort ist ein botanischer Garten, in dem alle Tropenpflanzen in allen Arten angepflanzt werden. Wir schicken jetzt regelmäßig junge Leute zum Studieren dorthin und haben auch schon sehr schöne Erfolge in unserer biologischen Station in Umani in Deutsch-Ostafrika gehabt, in unsern verschiedenen Gouvernementsgärten, in der Baumschule Nuätschä in Togo. Aber wir können von den andern Nationen lernen, daß diese Dinge doch mit sehr viel größeren Mitteln in Angriff genommen werden müssen, und ich hoffe, daß sich auch die deutschen Konsumenten von Baumwolle und andern Produkten zusammenschließen werden, ähnlich wie es die Vereinigung der englischen Spinner getan hat, um in großem Maßstab den Boden vorzubereiten, auf dem eine verhältnismäßige Unabhängigkeit Englands von dem Baumwoll-Weltmarkt gesichert werden kann. Ich möchte hier gleich ein Wort darüber sagen, wie denn diese Unabhängigkeit zum Ausdruck kommt. Englische Zeitungen haben darüber frohlockt, daß nun auch in Deutschland der Imperialismus zum Durchbruch komme, d. h. ein Abschluß gegen

andere Nationen. Das ist aber nie unsere Absicht gewesen und kann es nie werden. Wir schicken in die fremden Länder vielzuviel eigene Industrieerzeugnisse, als daß wir uns vollständig von ihnen emancipieren könnten; wir brauchen Tauschprodukte. Aber was wir wollen und was wir müssen, das ist, daß wir uns unabhängig machen, nicht nur von fremdem Handelszoll und Handelspolitik, sondern besonders von Trusts, von Organisationen, die zur Verteuerung der Rohprodukte, zur Verteuerung unserer nationalen Arbeit führen. Wir haben in Deutschland für unsere Kolonialprodukte keine Vorzugszölle. Wir haben in unsern Kolonien keine Vorzugszölle für deutsche Waren.

In Württemberg interessiert, wie ich schon bemerkt habe, u. a. hauptsächlich die Frage der Textilkultur, und man hat mir gesagt, man sei einigermaßen verwundert darüber, daß von der Baumwolle, von der Kokosfaser noch so wenig in den Handel komme. Auch hier müssen wir von unsern Nachbarn lernen, daß das gar nicht so schnell kommen kann und daß die Mittel, die wir anwenden, zu klein sind. Die amerikanische Baumwollernte ist gegenwärtig ungefähr $15\frac{1}{2}$ Millionen Ballen. Die ersten 8 Ballen amerikanischer Ernte kamen im Oktober 1784 in Europa an, und erst nach 10 Versuchsjahren war Amerika überhaupt imstande, ein nennenswertes Quantum zu erzeugen.

Erst im Jahr 1820 hat man in Ägypten angefangen, Baumwolle zu produzieren. Heute liefert Amerika über 10 Millionen, Ägypten über 2 Millionen Ballen. Am 31. Dezember 1900 landete die erste deutsche Baumwollerpedition in Togo, und heute haben wir 1000 Ballen Export. Das ist gar nicht so übel, es ist vielversprechend. Ähnlich ist es mit dem Sisalhanf und mit der Kokosfaser. Was wir aber noch versuchen werden, und wozu gerade die Industriellen dieses Zweiges eingeladen werden, das ist zu versuchen, ob es uns nicht gelingen kann, auch die Fute in unsern Kolonien anzupflanzen, die in den Niederungen Togos und Kameruns, jedenfalls an der Küste gedeihen kann. Wir haben im Jahr 1905 für $47\frac{3}{4}$ Millionen Fute eingeführt und in demselben Jahr für $1\frac{1}{4}$ Millionen Ramie, ein Produkt, das vorzugsweise in Württemberg verarbeitet worden ist und das jedenfalls auch in unsern Kolonien gelingen könnte. — Weiter haben wir von unsern Nachbarn in bezug

Es 90

auf unsere Gerbstoffproduktion zu lernen, wie wir uns unabhängig stellen können. Was für ein Artikel das ist, wissen die wenigsten Leute. Im Jahr 1900 haben wir an das Ausland bezahlt für Gerbstoff 38 182 000 Mark. Dabei sind unsere ostafrikanischen Gerbstoffwälder, wie man sagt, „so groß wie nirgends in der Welt“. Das ist ein Superlativ, dem ich mich natürlich nicht gerne anschließe. Sehr groß ist z. B. auch unsere Einfuhr von Straußenfedern, trotzdem es scheint, als ob es ein ganz besonderer Luxusartikel wäre. Die Kapkolonie hat im vorigen Jahr für 20 Millionen Mark Straußenfedern ausgeführt, und ich sehe keinen Grund, weshalb wir im Süden unseres westafrikanischen Schutzgebiets nicht dasselbe produzieren sollten. Wir müssen aber hingehen und müssen uns die Kultur unserer Nachbarn ansehen; wir dürfen die Mühe und die Kosten nicht scheuen, auch nicht gewisse Opfer. Dann werden wir dasjenige schnell absolvieren, was ich „koloniale Lehrjahre“ genannt habe.

Gerade so wichtig ist die Erziehung unserer Beamten. Ein Beamter, der in Deutschland etwa für den höheren Justizdienst vorbereitet wurde, der 10 oder 12 Jahre das Gymnasium besuchte, dann 3 oder 4 Jahre auf der Universität und schließlich noch 4 Jahre Referendar oder Assessor war, ist mit diesem Bildungsgang durchaus nicht vorbereitet für den Dienst in den Kolonien. In Deutschland ist er fähig, eine höhere Stellung in der Regierung einzunehmen, von Afrika weiß er gar nichts. Wir müssen gerade auch hier lernen, wie es die andern Länder gemacht haben, und es sind ja auch sehr erfreuliche Ansätze bei uns schon vorhanden. Es ist gar nicht notwendig, daß der Bezirksamtmanntief im Innern Afrikas ein vollständig richterlich vorgebildeter Beamter ist, wenn er nur ein Mann von gesundem Menschenverstand ist und die Leute und ihre Sprache und Gewohnheiten kennt. England hat in langer, mühsamer Arbeit einen Civil-Service für Indien ausgebildet, der musterhaft ist. Es bereitet Beamte ganz besonders auf den Kolonialdienst vor. Die Forderungen sind dort so grundverschieden, daß, wenn in unseren Kolonien manchmal etwas vorkommt, was aussieht wie Assessorismus oder Bureauftratismus, sich kein Verständiger darüber wundert. Die Leute kommen frisch dorthin, übertragen ihre Ideen — und vergreifen sich. Ich habe in meiner

früheren Erfahrung ein sehr hübsches Beispiel. Im Jahr 1893 entgleiste der Zug, in dem ich mich befand, in Neu-Mexiko in einer Alkali-Wüste, und es dauerte ungefähr einen Tag, bis er wieder flott gemacht werden konnte. Inzwischen hatte sich auf dieser eingleisigen Bahn der Atlantic- und Pacificbahn rechts und links eine Anzahl Personen- und Güterzüge angesammelt, die auf einem Umleitungsgleis auf einer kleinen Station umgeleitet werden mußten.

Diese ganze Arbeit leitete mit der größten Selbstverständlichkeit, Pünktlichkeit und Autorität ein einzelner Mann mit einer Flagge, und er brachte es fertig, daß diese große Verkehrsstockung sehr bald gehoben wurde. Wie gesagt, wir mußten dort beinahe zwölf Stunden liegen, im Schatten von Eisenbahnwagen und umstanden von einer Horde von Indianern. Es wurde uns die Zeit so lang, daß einer meiner Kollegen, ein höherer deutscher Eisenbahnbeamter, nunmehr sich an die mühsame Aufgabe machte, zu rechnen, wie viele deutsche Eisenbahnbeamte bei uns in solchen Fällen mobil gemacht werden müßten. Er kam auf die Zahl von 38. Ich habe es nicht nachgerechnet, aber daß es eine große Zahl sein muß, das weiß ich heute. Meine Herrn, wer Geschichten erzählen will, muß vollständig sein. Wir luden uns bei diesem Mann zu Gaste, und während die Frau das Essen bereitete, schaute ich mich in der Stube um. Es hing ein Diplom an der Wand, und da sah ich, daß dieser Amerikaner ein Deutscher war, daß er Konrad Rumpf hieß und aus Böblingen war.

Auch in bezug auf die Besiedelung unserer Kolonien müssen wir etwas geduldiger sein. Man spricht davon, daß jetzt nur 6600 Weiße in Südwestafrika sind. Meine Herrn, in dem Jahr, nachdem die Kapkolonie 150 Jahre im Besitz der Holländer gewesen war, waren dort 26000 Weiße, und nachdem die englische Kolonie Virginia 20 Jahre besiedelt war, zählte sie 1000 Weiße. So müssen eben die Vorbedingungen zunächst geschaffen werden, damit eine fremde Bevölkerung einziehen kann. Diese Vorbedingungen, z. B. in Südwestafrika, sind im wesentlichen geschaffen durch den Bau von Bahnen, durch eine geordnete Verwaltung, durch die Niederwerfung der Eingeborenen, und wir können jetzt erwarten, daß sich die Bevölkerung so hebt, daß dieses Land möglichst leistungsfähig wird, dadurch, daß recht viele tüchtige und ausdauernde, nicht zu kapitalarme Deutsche dort hingehen.

Für alle diese Fragen gibt es in unsern Nachbarländern durchaus vorgebildete und gut ausgestattete Institute. In England gibt es ein sogenanntes Kolonialinstitut, in dem alles das zusammentritt, was wissenschaftlich und praktisch für die Kolonien tätig ist, und wo die Erfahrungen gesammelt werden, Bibliotheken vorhanden sind, wo sich auch jeder mündlich oder aus den dort ausliegenden Berichten Rats erholen kann. Ein solches Kolonialinstitut müssen wir auch schaffen, denn das Gebiet ist groß, die Erfordernisse sind mannigfaltig, und gerade unser deutscher Kolonialbesitz, eingesprengt in verschiedene Teile Afrikas, hat sehr verschiedenartige Bedingungen.

Das ist im wesentlichen dasjenige, von dem ich annehme, daß es unsere Nation zunächst beschäftigen kann. Ich komme noch auf die Stellung zu sprechen, die die Regierung in diesen Dingen einnehmen kann.

Meine Herrn, auch daran müssen Sie sich gewöhnen, daß die Regierung zuviel in dieser Richtung nicht tun kann. Es muß das herauskommen aus der Privatinitiative des einzelnen, es muß herauskommen aus einem großen nationalen Zug in unserem deutschen Volk. Jeder Deutsche muß von den Kolonien ein Gewisses wissen. Jeder Deutsche muß sich mit den kolonialen Fragen beschäftigen, und jeder, der sie praktisch in die Hand nimmt, muß seine Lehrjahre durchmachen. Und wenn wir nicht dafür sorgen, daß viele, die die Lehrjahre durchgemacht haben, hinauskommen, dann werden wir viel schlimme Erfahrungen machen müssen. Die Regierung kann nur auf einer hohen Warte stehen, sie kann nur die Möglichkeiten und die Gefahren, wie mit einem Scheinwerfer, beleuchten; sie kann, wenn eine Gefahr droht, Signale geben, um die Nation aufzuwecken zu einem großen nationalen Impuls. Aber es gilt bei dem einzelnen Deutschen und bei jeder einzelnen Stelle, diese Signale aufzunehmen, diese Lichtblitze zu verfolgen und sich darüber klar zu sein, daß große, gewaltige Güter auf dem Spiel stehen.

Meine Herrn, ich kann meine Bemerkungen nicht anders schließen, als daß ich Ihnen in dieser Stunde namens der Verwaltung, die ich verrete, ein Wort zurufe, das mir immer großen Eindruck gemacht hat: „Halte, was du hast, auf daß dir niemand deine Krone raube!“

Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika. 1681 bis 1688.

(Kolonie und Feste Groß-Friedrichsburg.)

Verfaßt vom Großen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte.

Der lebhafteste Anteil, den die Nation neuerdings den zukunftsreichen Unternehmungen entgegenbringt, welche eine kraftvolle, zielbewußte Staatskunst auf überseeischem Gebiete einzuleiten verstand, hat vielfach die Erinnerung zurückgelenkt auf jene Zeiten, in denen die Brandenburgisch-Preußische Flagge von den Wällen stattlicher Festungswerke auf der Westküste Afrikas wehte.

Der historische Sinn, welcher mit pietätvollem Eifer die Spuren und Fäden verfolgt, die Vergangenheit und Gegenwart verknüpfen, findet in jenen Unternehmungen, die der Große Kurfürst mit weitem staatsmännischen Blick und mit entschlossener Ausdauer vor 200 Jahren ins Leben rief, verheißungsvolle Mahnung, ein Werk von neuem zu beginnen, das damals lediglich an der politischen Ungunst der Zeiten und an der Kleinlichkeit der staatlichen Zustände Deutschlands zugrunde gegangen war.

Neben dem allgemeinen geschichtlichen Interesse, das sich den Kolonialbestrebungen unter dem letzten Brandenburgischen Kurfürsten und unter dem ersten Preußischen Könige zuwendet, beansprucht aber auch deren militärische Seite volle Beachtung, zumal die damals an der Westküste von Afrika angelegten Befestigungen Ausgangs- und Mittelpunkt waren für den gesamten Kolonialbesitz, für Handel und Seeverkehr. Die Bedeutung der dort geschaffenen militärischen Anlagen tritt sogar in den Vorstellungen und Aus-

lassungen jener Epoche derartig in den Vordergrund, daß fast ausschließlich von den „Fortereffen in Afrika“ die Rede ist, in welchem Begriff derjenige der Niederlassungen selbst vollständig aufging.

Weiterhin steht auch die Geschichte der Brandenburgisch-Preussischen Marine mit den ersten überseeischen Unternehmungen in so engem Zusammenhange, daß Veranlassung und Stoff genug vorhanden waren, um jenen Ereignissen mit Rücksicht auf Kriegs- und Heeresgeschichte näher zu treten.

Der Kurfürst wollte seine so rasch aufgeblühte Seemacht nicht allein für kriegerische Zwecke verwenden, sondern sie sollte auch den Interessen des Landes, namentlich dem Schutze des Handels, dienstbar gemacht werden. Diese Erwägungen veranlaßten die Errichtung der „Afrikanischen Kompagnie“, deren Bestimmung am bezeichnendsten in den Eingangsworten des Kurfürstlichen Erlasses vom 7./17. März 1682 wiedergegeben ist, welcher die Afrikanische Kompagnie ins Leben rief. Dieselben lauten:

„Wir etc. entbieten hiermit an alle und jede, denen dieses vorkommen möchte oder zu wissen nöthig, nach jeden Standes Gebühr, Unsern Gruß, und fügen denselben zu wissen: Demnach Wir erwogen, wie daß der höchste Gott einige Unserer Landen mit wohlgelegenen Seehäfen beneficiret, und dannenhero Vorhabens sein, unter andern Mitteln, so Wir zur Verbesserung der Schiff-Fahrt und des Commercii, als worin die beste Ausnahm eines Landes bestehet, einzuführen bedacht, vermittelst Göttlicher Hülfe und Segens, eine nach der in Africa belegenen so genandten Guineischen Küste handelnde Kompagnie aufzurichten und zu Publiciren, welche unter Unserer Flagge Autorität und Schutz, und mit Unseren See-Pässen versehen, den Handel an freye Orte daselbst treiben sollen und mögen.“

Was den militärischen Schutz dieser Kompagnie betraf, so war derselbe folgendermaßen geregelt:

„Wir versprechen, diese Kompagnie wider alle und jede, die sich unternehmen möchte, selbige in Ihrer Handlung an freyen Orten auff der Küste von Guinea, Angola, und durchgehends in freyer See zu troubliren, zu inkommodiren oder einiger massen zu beschädigen, durch alle zulässige Weise und nach der Macht, so Uns Gott gegeben,

zu schützen und zu maintainiren, und zu dem Ende die Schiffe mit tüchtigen Soldaten, so viel auf jedem, außer den Matrosen, so die Kompagnie giebt, nöthig zu montiren. Jedoch ist die Kompagnie schuldig, die Soldaten mit essen und trinken gleich den Matrosen zu unterhalten: Und wollen Wir im Uebrigen alles dasjenige thun und vornehmen, was zur Maintainirung der Kompagnie und sothanan Handels erfordert wird."

Diese Festsetzungen in betreff der militärischen Unterstützung erhielten dann im Herbst 1682 noch eine erweiterte und genauere Form, nachdem durch Absendung zweier Kriegsschiffe im Sommer desselben Jahres nach der Westküste von Afrika die Kolonisationspläne des Kurfürsten, der schon im Jahre 1650 das Fort Trankebar an der Küste von Koromandel hatte erwerben wollen, eine bestimmtere Gestalt gewonnen hatten.

Der Kapitän Blonck mit dem Schiffe „Morian“ hatte bereits am 16. Mai 1681 am Kap der Drei Spitzen im Lande Azim mit einer Anzahl von Negerhäuptlingen einen vorläufigen Vertrag abgeschlossen, in welchem im Namen des Kurfürsten die „Erbauung einer Forteresse“, das Zusenden von Kriegsvolk und die Errichtung einer Handelsniederlassung zugesagt worden war.

Dieses Versprechen sollte nunmehr eingelöst und die Besitzergreifung des in Rede stehenden Landstriches ausgeführt werden.

Als Leiter der Expedition wurde der Major Otto Friedrich von der Groeben bestimmt, der als vielgereister Mann und erfahrener Soldat hierzu besonders geeignet erschien. Es standen ihm zwei Schiffe zur Verfügung, der „Churprinz“ mit 32 Geschützen und 60 Seelenten, der „Morian“ mit 12 Geschützen und 40 Seelenten. Außerdem waren ihm die Ingenieure Walter und Leugeben, der Fähnrich von Selbing, 1 Sergeant, 2 Korporale, 2 Spielleute und 40 Soldaten aus den Preussischen Regimentern überwiesen, von denen ein Teil als Besatzung auf dem zu errichtenden Fort zurückbleiben sollte. Der Kommandeur Mathews de Voss, Kapitän des „Churprinz“, befehligte das kleine Geschwader; Kapitän Pietersen Blonck, der bereits im Jahre vorher in Guinea gewesen und den oben erwähnten Vertrag mit den Cabusiers (Häuptlingen) auf Cap tres Puntas abgeschlossen hatte, führte sein altes Schiff, den „Morian“.

Nach verhältnismäßig glücklicher Fahrt, während welcher nur 3 Soldaten und 2 Seeleute starben, gingen die beiden Fregatten am 27. Dezember 1682 am Kap der drei Spitzen vor Anker und zwar in der Nähe des Dorfes Accada, wo sich ein trefflicher Hafen fand. Major v. d. Groeben begab sich an Land und beabsichtigte anfänglich, obgleich dieser Landstrich nicht zu dem Gebiete gehörte, mit dessen Häuptlingen Kapitän Blond im Jahre 1681 vorläufige Verträge abgeschlossen hatte, hier ein Fort anzulegen. Die Eingeborenen zeigten sich auch bereit, die Brandenburgische Oberherrschaft anzuerkennen und die Erbauung einer Schanze zu gestatten; da aber auch Holländer von dem benachbarten Fort Elmina erschienen, mit denen die Eingeborenen anscheinend schon Verbindungen angeknüpft hatten, so zog Groeben vor, sich streng an seine Instruktion zu halten und die in derselben namhaft gemachten Cabusiers Pregate, Sophonie, Apany aufzusuchen. Die Schiffe gingen von neuem in See und landeten nunmehr in der Nähe der Stelle, wo späterhin Kolonie und Beste Groß-Friedrichsburg erstanden. Major v. d. Groeben fand nach längerer mühsamer Refognoszierung den auf einer vorspringenden Landzunge gelegenen Berg Manfro als besonders geeignet zur Anlage eines Forts. Von den oben erwähnten Häuptlingen war keine Spur zu entdecken. Wohl aber ließen zerstörte oder niedergebrannte Negerhütten darauf schließen, daß hier kürzlich erbitterte Kämpfe stattgefunden hatten. Diese Vermutung wurde auch in den nächsten Tagen bestätigt, insofern inzwischen herbeigekommene Eingeborene aussagten, daß zwei der Cabusiers, welchen Kapitän Blond seiner Zeit die Brandenburgische Flagge übergeben habe, in einem Kriege mit den Negern von Abom erschlagen worden seien. Es gelang aber ohne große Mühe, sich mit deren Nachfolgern zu verständigen, und späterhin kam auch noch der in das Innere des Landes geflüchtete Apany, Mitunterzeichner des Vertrages vom 16. Mai 1681, zum Vorschein, so daß Groeben am 5. Januar 1683 einen neuen Vertrag schließen konnte.

Inzwischen hatte Groeben in feierlicher Weise von dem Berge Manfro, auf welchem am letzten Tage des Jahres 1682 zunächst sechs Geschütze aufgestellt worden waren, und dem umliegenden Gebiet Besitz ergriffen.

„Den folgenden Tag, als den 1. Januari 1683 — berichtet

Groeben — brachte Capitain de Voss die große Churfürstlich Brandenburgische Flagge vom Schiffe, die ich mit Pauken und Schallmeyern aufgeholet, mit allen im Gewehr stehenden Soldaten empfangen und an einem hohen Flaggen-Stock aufziehen lassen, dabey mit 5 scharf geladenen Stücken das Neue Jahr geschossen, denen jedes Schiff mit fünf geantwortet, und ich wieder mit drey bedanket. Und weil Seiner Churfürstlichen Durchlaucht Nahme in aller Welt Groß ist, also nennete ich auch den Berg: den Großen Friedrichsberg."

Schon am folgenden Tage begannen die beiden Ingenieure mit Tracierung der Feste. Dieses damals angelegte „Alte Werk“ besaß nur zwei Bastione nach der Landseite hin, also nach Osten, während sich nach der Seeseite hin eine geradlinige Brustwehr nebst vorliegendem Graben befand. Die Geschützausrüstung sollte vorläufig in 16 eisernen Stücken bestehen, die durch Scharten feuerten. Der Bau des Werkes wurde mit Unterstützung eifrig arbeitender Neger nach Möglichkeit beschleunigt, da jeden Augenblick Feindseligkeiten seitens der Holländer oder der von ihnen beeinflussten Negerstämme zu erwarten standen. Wirklich erschien auch bald ein Abgesandter von dem Holländischen Fort Elmina, um Einspruch gegen die Besitzergreifung seitens der Brandenburger zu erheben. Groeben ließ sich aber nicht erst auf Unterhandlungen ein, sondern erklärte kurz und bestimmt, daß das Gebiet von den Schwarzen gekauft sei und unter Kurbrandenburgischer Herrschaft stände. Im übrigen sollte sich die Holländische Kompagnie mit allenfalligen Protesten nach Berlin wenden, für den Fall, daß sie aber keine Freundschaft halten wolle, so stände ihr frei zu tun, was sie für gut befinden würde.

Es erfolgte hierauf zwar kein Angriff seitens der Holländer, dagegen versuchte ein von denselben aufgewiegelter Eingeborenenstamm, die bereits erwähnten Neger von Adom, welche mit den sogenannten „Brandenburgischen Negers“ so wie so schon in Feindschaft lebten, sich der Schanze auf dem Großen Friedrichsberg zu bemächtigen. Major von der Groeben, der seit dem 31. Dezember 1682 dort sein Zelt aufgeschlagen, hatte bereits die Geschütze (vier 6-Pfünder und sechs 3-Pfünder) in Stellung bringen, außerdem mit Hilfe gelandeter Matrosen das Werk mit Verpfählungen umsetzen lassen.

„Raum war unser Werk gethan“ — fährt Groeben fort — „da schickte der Capiscir Casparo von Axim, der das ganze Land fast regieren will, seinen Sohn und ließ Uns durch denselben warnen, wir möchten gute Wacht halten; denn die Eingeborenen von Adom wolten Uns binnen 2 Tagen mit 3 oder 4000 Mann überfallen. Mir war bey der Sache nicht wohl zu Muth; denn unser waren ungefähr 50 Mann, diejenige vom Schiffe mitgezehlet, dabei hatten wir 200 wohl armirte Schwarzen; des anderen Tages Vormittage kamen unsere Capisciers, bittende, wir möchten doch ihr Weib, Kind, Hab und Gut ins Fort nehmen, dann der Feind wäre schon da. Zugleich hörten wir auch etliche 1000 Mann ein halb Viertel Weges von uns im Gebüsche stets mit ihren Musqueten plätzen. Wir hatten uns auch färtig gemacht und unsere Stücke mit Kartätschen geladen. Da nun der Feind, welcher vielleicht gemeinet, wir sollten vor Schrecken lauffen, in stetem Feuer zu uns genahet, befahl ich mit einer 6-Pfündigen Kugel unter sie zu schiessen, welche recht in der grösssten Haufen geschlagen. Zugleich hatte der Krieg ein Ende, weil die Mohren nichts weniger, als das grobe Geschütz vertragen können, sie hörten auf zu schiessen und lieffen in aller Geschwindigkeit davon, denen unsere Schwarzen noch ein ziemliches Stück nachsetzten.“

Major v. d. Groeben übergab noch an demselben Tage dem zum Kommandanten ernannten Kapitän Blond feierlich das Fort und schiffte sich dann später auf der Fregatte „Morian“ ein, um in die Heimat zurückzukehren, wo er im August 1683 eintraf, während die Fregatte „Churprinz“ ihren Kurs nach Westindien nahm.

Der Kurfürst empfing den verdienten Leiter der Expedition, welche zur Gründung der ersten Brandenburgischen Kolonie geführt hatte, überaus gnädig, verlieh ihm auch als Anerkennung die Hauptmannschaft der beiden Ämter Marienwerder und Riesenburg. Noch vor der Rückkunft Groebens waren aber bereits umfangreiche Vorbereitungen getroffen worden, um den Bau des Forts auf der Goldküste weiterzuführen.

Hier war nach Ankunft des „Goldenen Löwen“ und des „Wasserhund“ eine rege Tätigkeit entfaltet worden, um vor allem den Ausbau des Forts Groß-Friedrichsburg zu fördern. Der leitende Ingenieur, Kapitän v. Schnitter, behielt zwar das alte Tracé nach der

Landsseite zu bei, erweiterte es aber nach der Seeseite durch Anlage zweier neuer Bastione, so daß ein regelmäßiges Viereck mit vier ganzen Bastionen entstand. Der Hauptwall wurde von Steinen aufgemauert und mit Rasematten versehen; ebenso waren die Hauptgebäude im Innern des Forts aus Steinen erbaut.

Gleichzeitig mit der Vergrößerung der Feste Groß-Friedrichsburg ging aber auch der Aufbau eines neuen Forts vor sich, da die Neger von Accada sich unter Brandenburgischen Schutz begeben und am 24. Februar 1684 einen bezüglichen Vertrag mit dem Major und Kommandanten Dillger abgeschlossen hatten. An demselben Tage war Kapitän v. Schnitter mit 9 Mann und vier dreipfündigen Geschützen dorthin gerückt, um sofort ein Erdwerk in Form eines Dreiecks zu errichten, welches mit Pallisaden besetzt wurde. Später wurde ein Ausbau mit Steinen projektiert. Hiernach sollte das Fort aus drei halben unterwölbten Bollwerken bestehen und von 12 Geschützen verteidigt werden.

Das Fort Accada ist im Laufe der Jahre auch genau nach diesem Entwürfe ausgebaut worden und erhielt späterhin den Namen „Dorotheen-Schanze“.

Ein Jahr später wurde in der Landschaft Anta, bei Taccarary, eine dritte Befestigung angelegt, nachdem am 4. Februar 1685 die Bewohner jener Gegend, die während eines Krieges zwischen Adom und Anta von ihren Schutzherren, den Holländern, im Stiche gelassen worden, hilfesuchend nach Groß-Friedrichsburg gekommen waren, um sich unter Brandenburgische Schutzherrschaft zu begeben. In dem betreffenden, am 4. Februar 1685 von dem inzwischen zum Major beförderten Kommandanten v. Schnitter abgeschlossenen Vertrage hatten sich die Eingeborenen auch zum Aufbau einer „Fortref“ verpflichtet.

Bereits am folgenden Tage ließ Major v. Schnitter von Taccarary Besitz ergreifen, indem er den Fährich du Mont mit einem Gefreiten und 6 Mann, außerdem drei dreipfündige Geschütze dorthin schickte, „umb Seiner Churfürstlichen Durchlaucht und Deroselben Afrik. Kompagnie Flagge allda zu pflanzen und wähen zulassen, auch gleich von den Negers und Soldaten eine kleine Redoute mit Pallisaden umsezet, machen zu lassen“.

Als die vierte Befestigung auf der Goldküste wurde späterhin

noch die „Loge“ Tacrama angelegt, in deren Nähe sich eine Hauptwasserstation befand. Sie lag zwischen der Feste Groß-Friedrichsburg und der Dorotheen-Schanze, und zwar mitten auf dem Kap der drei Spizen. Diese Schanze, Sophie Louise genannt, war als Erdwerk hergestellt und mit zwei Geschützen armiert. Sie besaß in militärischer Hinsicht besondere Bedeutung, weil sie die Verbindung zu Lande zwischen Groß-Friedrichsburg und Accada sicherte.

Am 9. Dezember 1684 hatte sich der Admiralsratsrat Brouw von Emden aus auf der Fregatte „Goldener Löwe“ nach Guinea eingeschifft, um sich persönlich von dem Zustande der Kolonie zu überzeugen und dem Kurfürsten Bericht abzustatten. Er nahm 9 Soldaten vom Marine-Bataillon als Verstärkung der Besatzung in Groß-Friedrichsburg mit. Auch war ihm eine Instruktion für den dortigen Kommandanten eingehändigt worden, welche das Heranziehen sämtlicher Weißen — einschließlich der kaufmännischen Beamten — sowie einer Anzahl Eingeborenen zum Waffendienste anordnete.

Im Jahre 1685 erlitt die Afrikanische Kompagnie dadurch einen empfindlichen Schaden, daß am 16. Januar fünf französische Kriegsschiffe auf dem Gambiafluß die Fregatte „Morian“ unter Kapitän Lambrechts mit einer wertvollen Ladung wegnahmen. Auf Einspruch der kurfürstlichen Regierung wurde aber das Schiff im August 1687 wieder zurückgegeben, auch eine Entschädigungssumme bezahlt.

Desto günstiger gestalteten sich die Verhältnisse im Jahre 1686, welches man wohl als den Höhepunkt der Brandenburgischen Kolonialunternehmungen bezeichnen darf. Der Große Kurfürst übernahm damals das gesamte Eigentum der Afrikanischen Gesellschaft, so daß nunmehr sowohl allgemeine Verwaltung als militärische Leitung in seiner Hand vereinigt waren. Um vor allem den Ausbau der fortifikatorischen Anlagen auf Guinea zu sichern, gingen noch in demselben Jahre fünf Schiffe mit reichlichem Baumaterial, Geschützausrüstung und Munition für die Dorotheen-Schanze, Tacrama und Taccarary in See. Es waren der „Friede“, der „Vogelgreif“, der „Wasserhund“, der „Litthauische Bauer“ und der „Kibitz“.

In Groß-Friedrichsburg hatte sich während der Jahre 1685/86 eine lebhaftere Handelstätigkeit entwickelt, die eine Vermehrung des angestellten Personals bedingte. Nach einer namentlichen Liste vom

1. März 1686 befanden sich dort außer dem General-Direktor Niemann 5 Beamte, 2 Chirurgen, 11 Handwerker, 1 Sergeant, 1 Korporal, 1 Konstabler, 2 Gefreite und 25 Mann. In Accada (Dorotheen-Schanze) 1 Beamter, 1 Chirurg, 1 Gefreiter, 4 Mann; zu Taccarary 2 Mann. Hierbei sind die zum Dienste herangezogenen Eingeborenen nicht mitgerechnet.

An Geschützen waren damals vorhanden in Groß-Friedrichsburg 20 Stück, darunter zwei 18- und zwei 12-Pfünder; in Accada 6 und in Taccarary 4 Stück. Einige Jahre später wurde die Geschützausrüstung der beiden Hauptwerke noch bedeutend verstärkt und zwar in Folge der Feindseligkeiten mit den Holländern im Jahre 1687. Schon im Herbst 1685 hatte der Holländische Gouverneur des Castells Elmina das Brandenburgische Schiff „Wasserhund“ mit überlegener Gewalt in der Nähe von Taccarary wegnehmen lassen. Er gab zwar kurz darauf das Schiff wieder frei, aber der Kurfürst empfand diesen Angriff auf seine Flagge seitens einer sonst befreundeten Nation als eine grobe Verletzung des Völkerrechts und verlangte Genugthuung.

Die Holländisch-Westindische Gesellschaft, die mit eifersüchtigem Neide das Emporblühen der Brandenburgischen Kolonie auf Guinea in jeder Weise zu verhindern suchte, konnte bei diesem Akte der Feindseligkeit gegen den „Wasserhund“ ebensowenig stichhaltige Gründe geltend machen, als bei einer früheren Wegnahme des „Wappen von Brandenburg“ (1681). Es erschien eben jener Gesellschaft jedes Mittel recht, um einer lästigen Konkurrenz zu begegnen, wobei sie auch durch politische Rücksichten sich weiter nicht gebunden glaubte, weil bei den Niederländischen Verfassungsverhältnissen die ausübende Staatsgewalt keineswegs unabhängig war gegenüber dem Einflusse einer mächtigen Handelsgesellschaft. Es gelang zwar den kurfürstlichen Abgesandten, dem Rat v. Dieft und dem Marinedirektor Kaule, nach langwierigen Verhandlungen im Haag während des Herbstes 1686 das volle Recht des Kurfürsten auf seinen Besitz in Guinea anerkannt zu sehen, aber dieser diplomatische Erfolg konnte nicht verhindern, daß im Herbst 1687 noch weit ernstere Verwicklungen entstanden.

Am 7. Oktober 1687 erschien nämlich der General de Sweers mit einigen Hundert bewaffneten „Holländischen“ Negern auf der Reede von Accada und lockte den befehlührenden Beamten der dortigen Verschanzung unter einem Vorwande auf das Schiff, um ihn

hier gefangen zu nehmen. Ein gleiches Schicksal erfuhren der Gefreite und ein Mann der Besatzung, die Sweers im Namen des gefangenen Beamten ebenfalls auf sein Schiff hatte rufen lassen. Es blieben somit nur noch 5 Mann Besatzung auf der unfertigen, im Bau begriffenen Schanze zurück, deren Wälle nicht armiert waren — die vorhandenen Geschütze standen noch nicht in Batterie — und die bei dem nun folgenden Angriff bald überwältigt wurden.

Sweers rückte am folgenden Tage bis in die Nähe von Groß-Friedrichsburg vor und forderte den Kommandanten zur Übergabe auf. Obgleich auch hier die Wälle noch nicht ganz ausgebaut und noch keine Geschützstände errichtet waren, lehnte der Kommandant alle Unterhandlungen ab und schloß seine Antwort mit den Worten: „So aber Eure Edlen sich gewaltsam der Fortresse zu bemächtigern versuchen wollen, so werden wir unsere Schuldigkeit tun und uns bis auf den letzten Mann verwehren.“ Die Holländer suchten nun die Brandenburgischen Neger zum Abfall zu verleiten, um mit ihrer Hilfe das Fort zu nehmen. Aber weder die Neger aus der unmittelbaren Nähe des Forts fielen ab, noch diejenigen von Tacrama, denen Sweers mit einem allgemeinen Blutbade drohen ließ, wenn sie sich ihm nicht anschließen.

Ebenso wenig gelang es, die übrigen Stämme der Brandenburgischen Flagge abwendig zu machen, so daß Sweers, zumal die Besatzung auch nachts auf ihrer Hut war, wie ihm ein nächtlicher Angriffsversuch bewies, sich schließlich auf eine Blockade von der Seeseite aus beschränkte.

Das Blockhaus in Tacarary, wohin beim Ausbruch der Feindseligkeiten wegen der weiten Entfernung keine Unterstützung geschickt werden konnte, war in der Nacht vom 12. zum 13. Oktober 1687 von 300 Holländischen Negern überfallen und die kleine Besatzung unschädlich gemacht worden.

Mitte Dezember 1688 nahmen die Holländer auch noch das Schiff „Berlin“ weg, welches sich auf der Fahrt nach Groß-Friedrichsburg befand, und hielten den Kriegszustand in dortiger Gegend bis in die ersten Monate des Jahres 1690 aufrecht.

Die Nachricht von diesen Vorfällen erfüllte den Kurfürsten mit Schmerz und Entrüstung. Der greise Held hatte während der letzten Jahre seines Lebens große Opfer gebracht und seinen ganzen politischen Einfluß eingesetzt, um Brandenburg auch zur See mächtig zu

machen, nachdem er ihm einen hervorragenden Platz unter den Staaten des Festlandes erkämpft hatte.

Die von ihm ins Leben gerufenen und beschützten Kolonialunternehmungen sollten weitere Bausteine abgeben, um das nunmehr festgefügte Gebäude des Brandenburgischen Staates zu erweitern, dessen Wohlfahrt und Wohlhabenheit zu vermehren, endlich auch um den Blick des deutschen Volkes auf ferne Länder zu lenken, in deren Erwerbung die stammverwandten Holländer und Engländer schon lange die Wurzeln nationaler Kraft und materiellen Gedeihens erkannt hatten.

Alle diese Pläne erlitten einen harten Stoß durch die offene Feindschaft des damals mächtigsten Seestaates, dessen Angehörige mit bewaffneter Hand die größte der Brandenburgischen Kolonien zu vernichten strebten. Nicht minder gerechtfertigt war andererseits die Entrüstung, welche der Kurfürst über dieses friedenstörende Vorgehen der Holländer empfand. Seine Flagge war mißachtet worden von derselben Nation, gegen welche er sich seither immer hilfsbereit gezeigt hatte.

Ohne Zweifel haben die Vorfälle des Herbstes 1687 in Guinea den Lebensabend des Großen Kurfürsten verdüstert. Er war jedoch nicht gewillt, sich mit den nichts sagenden Ausflüchten der Generalstaaten zufrieden zu geben. Die diplomatischen Mittel, um rasche und genügende Genugthuung zu erhalten, erschienen in diesem Falle nicht als ausreichend. Der Kriegsfall war gegeben, und es hätten sich aller Wahrscheinlichkeit nach, obgleich die kurfürstlichen Räte zum Frieden rieten, noch weittragende Folgen an die Wegnahme der Schanze von Accada geknüpft, wenn nicht am 29. April 1688 der Tod des Großen Kurfürsten erfolgt wäre.

Mit dem Begründer der Brandenburgischen Kolonie wurde auch deren tatkräftigster und eifrigster Beschützer zu Grabe getragen, da es dem Nachfolger, Friedrich III., zwar nicht an lebhaftem Interesse für jene Schöpfung seines großen Vaters fehlte, wohl aber der nachhaltige, kräftige Wille, für ihre Förderung die Machtmittel des Staates voll und ganz einzusetzen.

Die ersten Versuche deutscher Kolonialpolitik.

Heinrich von Treitschke.

Die wunderliche Begriffsverwirrung, die wir unserem zerfahrenen und veralteten Parteiwesen verdanken, bekundet sich nirgends so grell wie in der allgemein verbreiteten Meinung, daß unsere Jugend heute konservativer denke als die Alten. Die einen freuen sich darüber, die anderen klagen und suchen den Grund wohl gar in den Verführungskünsten reaktionärer Lehrer; aber die Tatsache selbst wird fast niemals bestritten. Und doch ist sie schlechtthin unmöglich. Denn so lange die Welt steht, hat die Jugend stets freier gedacht als das Alter, weil sie das glückliche Vorrecht besitzt mehr in der Zukunft zu leben als in der Gegenwart, und nichts berechtigt zu der Annahme, daß die Naturgesetze heute mit einem Male ihre Geltung verloren hätten. Wenn das heranwachsende Geschlecht sich von den Schlagwörtern des alten Liberalismus gleichgiltig abwendet, so beweist dies nur, daß eine neue Zeit mit neuen Idealen heraufsteigt. Diesen jungen Männern, denen die Sonne von Sedan die Kindheit bestrahlte, ist der Nationenstolz nicht mehr wie den Vätern eine in harter Arbeit erst erkämpfte Empfindung, sondern eine starke naturwüchsigte Leidenschaft; sie singen ihr „Deutschland, Deutschland über alles“ Mann für Mann mit einer fröhlichen Zuversicht, wie sie unter den Älteren nur vereinzelte starke Charaktere hegen konnten. Sie lassen den Streit um parlamentarische Rechte, der dem älteren Geschlechte oft Selbstzweck war, höchstens noch als Mittel zum Zwecke gelten. Ihr Ehrgeiz geht dahin, daß der junge Riese, der sich soeben erst den Schlaf aus den Wimpern geschüttelt, seine starken Arme nun auch brauchen solle, um die Befittung der Menschheit zu

fördern und den deutschen Namen der Welt zugleich furchtbar und teuer zu machen. Darum ging es wie ein elektrischer Schlag durch die deutsche Jugend, als im August (1884) die Kunde kam, daß unsere Flagge auf der Küste von Angra Pequena und Kamerun wehe, daß Deutschland den ersten bescheidenen, aber entscheidenden Schritt auf den Bahnen selbständiger Kolonialpolitik gewagt habe.

An die Stelle des alten Staatensystems, das durch die Schwäche der Mitte des Festlandes bedingt war, ist eine neue Staatengesellschaft getreten, die auf der Stärke Mitteleuropas ruht: Durch eine Friedenspolitik großen Stiles hat unser Reich die Mächte des Kontinents genötigt, sich in diese veränderte Ordnung der Dinge zu finden, während unsere Gesetzgebung zugleich daran arbeitet, den sozialen Unfrieden, der die Grundlagen aller Kultur bedroht, zu beschwichtigen. So erfüllt sich vor unseren Augen die Weissagung des Kronprinzen Friedrich: sein Staat solle dereinst noch so stark werden, um den Frieden zu wahren aus Gerechtigkeit, nicht aus Furcht; und es ist nur ein notwendiger Schritt weiter auf den Bahnen dieser Friedenspolitik, wenn Deutschland sich endlich anschickt, an der großen Arbeit der expansiven Zivilisation seinen gebührenden Anteil zu nehmen. Wie so viele geniale Ahnungen des sechzehnten Jahrhunderts erst in unseren Tagen ihre Erfüllung gefunden haben, so wird auch der stolze Ausspruch: *il mondo è poco*, der in den Tagen des Columbus noch wie Prahlerei klang, erst jetzt zur Wahrheit. Seit wir die Welt in elf Wochen umsegeln können, ist die Erde wirklich klein und ihre politische Zukunft dem ahnenden Blicke erkennbar geworden.

Mit voller Sicherheit läßt sich heute sagen, daß die Massenaristokratie der europäischen Völker und ihrer Abkömmlinge dereinst fast den gesamten Erdball beherrschen wird. Mögen China und Japan ihre alte eigenartige Zivilisation mit einer starken Beimischung europäischer Kulturelemente noch durch Jahrhunderte bewahren; mag in Vorderindien dereinst — was keineswegs sicher ist — aus dem Durcheinander unzähliger Stämme und Religionen eine selbständige indische Nationalität hervorgehen; mag endlich — was noch viel unwahrscheinlicher — der alte streitbare Islam, wenn er aus Europa vertrieben ist, sich in Vorderasien eine neue mächtige Staatenbildung schaffen: mit Ausnahme dieser Länder ist auf der weiten Welt kein

Volk mehr zu finden, das der ungeheuren Überlegenheit der Waffen und des Handels der Europäer auf die Dauer zu widerstehen vermöchte. Der Damm ist zerstoßen, unaufhaltbar muß sich der Strom der europäischen Kolonisation über alle Nähen und Fernen des Erdballs ergießen, und erst das zwanzigste Jahrhundert wird in vollem Ernst von einer Weltgeschichte reden können.

Dafür ist freilich gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Nirgends in der Natur entscheidet die räumliche Größe allein. Wie unsere kleine Erde, nach allem was wir erraten können, das edelste Gestirn des Planetensystems bleibt, so wird auch dies alte vielgestaltige Europa, wie großartig auch der Weltverkehr sich ausbilden mag, in einer irgend absehbaren Zukunft immer das Herz der Welt bleiben, die Heimat aller schöpferischen Kultur und darum auch die Stätte, wo die großen Machtfragen der Staatenwelt zuletzt entschieden werden. Alle Kolonien sind Pfropfreiser; ihnen fehlt die Jugend, das natürliche Wachstum aus der Wurzel heraus. Erstaunlich wächst die Volkswirtschaft, wenn das reiche Kapital und die geschulte Arbeitskraft eines Kulturvolks sich plötzlich mit den Bodenschätzen einer jungfräulichen Natur berühren; doch die stille Sammlung des Geistes, die Mutter aller dauernden Werke der Kunst und Wissenschaft, kann in der atemlosen Hast des kolonialen Lebens nicht leicht gedeihen. Wieviel reicher als das kleine Mutterland waren die Kolonien Großgriechenlands und Siciliens von der Natur ausgestattet. Dort lag Sybaris, die Stadt des Genusses, dort Syrakus, die Millionenstadt der hellenischen Welt, dort Akragas, die schönste Stadt der Sterblichen, wie Pindar sie nennt, an Glanz und Pracht selbst Athen überstrahlend. Und doch wie gering erscheint der Anteil dieser reichsegneten Lande an allem, was der griechischen Geschichte Wert und Inhalt gibt. Auch die Geschichte Nordamerikas, der größten aller Kolonien der modernen Völker, bestätigt nur die alte Erfahrung. Wunder über Wunder hat die wirtschaftliche Tatkraft dieser werdenden Nation schon geschaffen, von Meer zu Meer reichen ihre Riesenstraßen, die alle ähnlichen Werke der alten Welt in den Schatten stellen. Gleichwohl zeigt, allen Weissagungen zum Trotz, der Stern der Weltgeschichte bisher noch durchaus keine Neigung westwärts zu ziehen. Jener Reichtum des geistigen Lebens, welchen Washington einst für sein Vaterland erhoffte, ist ausgeblieben,

und schon mancher, der europamüde gen Westen zog, kehrte amerikamüde zurück, weil er in der dünnen Luft dieses Landes der Dollarjagd nicht zu atmen vermochte.

Wieviel hundertmal ist in den Zeitungen beider Welten schon jener Neuseeländer der Zukunft vorgeführt worden, der nach Macaulays berühmter Prophezeiung dereinst von den gesprengten Pfeilern der Londonbrücke auf die unermesslichen Backsteinrümpfer der Themsestadt herniedersehen soll. Wer diese majestätische Vision nüchtern prüft, muß zu dem tröstlichen Schlusse gelangen, daß besagter Neuseeländer wohl niemals in die Lage kommen wird, seine archäologische Reise nach den Ruinen Londons anzutreten. Christliche Völker können nicht sterben, und solche ungezählte Schwärme jugendkräftiger und jugendreiner Barbaren, wie sie einst das römische Weltreich zerstörten, beherbergt heute die Erde nicht mehr. Eine hohe Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Nationen Europas, wenn sich der Erdkreis mit ihren Pflanzungsstaaten bedeckt, nicht von ihrer Höhe herabsinken, sondern durch die Auswanderung ihrer überschüssigen Kräfte und durch die Fülle ihrer neuen Kulturaufgaben neue Rüstigkeit erlangen werden. Als die ersten Konquistadoren in Amerika landeten, badeten sie sich begierig in jedem Duell, weil sie hofften, dort im Westen den Jungbrunnen ihrer Sagen zu finden. Die Zeit scheint nahe, da jene Sehnsucht der ersten Entdecker ihre Erfüllung finden und die neue Welt, in einem tieferen Sinne als sie einst meinten, ein Jungbrunnen für die Europäer werden wird. Durch die Besiedelung der fernen Weltteile gewinnt auch die Geschichte Europas einen neuen reicheren Inhalt, und mit vollem Rechte verlangt die Nation, daß Deutschland in diesem großen Wettbewerbe der Völker nicht zurückstehen dürfe. Sie sieht sich nicht bloß in ihrem politischen Ehrgeiz gekränkt, wenn sie ihre Stellung in der transatlantischen Welt betrachtet; sie empfindet auch eine sittliche Beschämung, da sie sich gestehen muß, daß wir Deutschen zu den großen kosmopolitischen Arbeiten des modernen Völkerverkehrs bisher nur sehr wenig beigetragen haben. Die Begründung des Weltpostvereins und die Teilnahme an der Erbauung der Gotthardbahn — das sind nahezu unsere einzigen Verdienste auf diesem Gebiete, und wie schrumpfen sie zusammen neben den Taten der englischen Kolonialpolitik, ja selbst neben dem Wirken des einen Franzosen Ferdinand von Lesseps!

Dies Gefühl der Scham drückt um so schwerer, weil wir uns sagen dürfen, daß die Deutschen an kolonifatorischer Begabung keiner anderen Nation nachstehen. Unser Volk hat einst in den Ländern rechts der Elbe die größte und fruchtbarste Kolonisation vollführt, welche der europäische Boden seit den Tagen des Römerreichs gesehen; denn hier gelang es, den natürlichen Gegensatz von Kolonie und Mutterland so gänzlich zu verwischen, daß diese Pflanzungslande der Kern unserer neuen Staatenbildung werden und seit Luthers Tagen auch an dem geistigen Schaffen der Nation als ebenbürtige Genossen der älteren Stämme teilnehmen konnten. Mehr denn zwei Jahrhunderte behauptete Deutschland, allein durch die Tatkraft seines freien Bürgertums, die Herrschaft auf den Meeren des Nordens. Durch seine Handelskolonien wurden die schlummernden Kräfte Scandinaviens für den Weltverkehr erweckt; und wahrlich nicht durch die Schuld unserer Väter, sondern durch ein unentrinnbares tragisches Verhängnis ging die Herrlichkeit der Hanse zugrunde, zur selben Zeit, da unsere alten Schicksalsgenossen, die Italiener, die Meeresherrschaft im Süden verloren. Denn jeder Zeit und jedem Volke ist ein letztes Maß des Könnens gesetzt. Es war unmöglich, daß die beiden Nationen, welche durch die Renaissance und die Reformation der modernen Kultur die Bahn brachen, in dem nämlichen Augenblicke, da ihnen die Entdeckung der neuen Welt alle gewohnten Handelswege verschüttete, auch sogleich hätten die Kraft finden sollen, mit den Welt-eroberungsfahrten der Spanier und Portugiesen den Wettbewerb aufzunehmen.

Eine Schuld, eine schwere Unterlassungssünde haben die Deutschen erst später auf sich geladen: in der langen öden Friedenszeit, welche dem schmalkaldischen Kriege folgte. Damals eröffnete sich den deutschen Protestanten die sichere Aussicht, die verlorene Meeresherrschaft zurückzugewinnen, wenn sie mit den stammverwandten Glaubensgenossen in den Niederlanden sich verbündeten. Doch in dieser schimpflichsten Epoche unserer neuen Geschichte standen die beiden Nationalfehler, welche uns noch heute so oft die wirtschaftliche Tatkraft lähmen, doktrinärer Idealismus und behäbige Genußsucht, in üppiger Blüte. Die Nation verkam in theologischem Gezänk und in der rohen Völlerei eines faulen Friedens. Sie überließ es den Holländern, die Seeherrschaft der Spanier zu brechen und

nachher den Briten, die holländischen Sieger zu überwinden. Jedermann weiß, wie furchtbar die Sünden jener Friedensjahre durch den gräueltvollen Untergang unserer alten Kultur bestraft wurden. In den harten zwei Jahrhunderten nachher, da wir uns mühsam die Herrschaft im eigenen Hause zurückerobern mußten, verbot sich jeder Versuch deutscher Kolonialpolitik von selbst. Die genialen afrikanischen Pläne des Großen Kurfürsten eilten der Zeit weit voraus; sie mußten scheitern, ein feudales Ackerbau Land ohne ozeanische Küste konnte einen entlegenen Kolonialbesitz auf die Dauer unmöglich behaupten.

Aber selbst in dieser langen Zeit des binnenländischen Stilllebens hat unsere Nation bewiesen, daß sie nach Anlage und Weltstellung das weltbürgerlichste aller Völker ist; sie verlor weder den alten Drang in die Ferne noch die Kraft, sich unter den Fremden tapfer zu behaupten. Auf allen Schlachtfeldern der Welt floß deutsches Blut in Strömen; die meisten Kronen Europas fielen in die Hände deutscher Fürstenthümer; wesentlich durch deutsche Kraft wurde Rußland in die Reihe der europäischen Mächte eingeführt. Freilich ward durch dies gewaltige Hinausströmen einer überschwelenden Volkskraft nur stets aufs Neue die Klage Goethes bestätigt, daß die Deutschen als Einzelne respektabel, als Ganzes miserabel seien. Immer und immer rief uns das Schicksal zu: *Sic vos non vobis!* Als dann in der neuesten Zeit die Völker angelsächsischen Stammes die transatlantische Welt unter sich zu teilen begannen, da waren die Deutschen wieder ihre unermüdlichen Genossen. Deutsche Kaufleute wetteiferten mit den ersten Firmen der Welt, von Singapur bis Philadelphia, Millionen Deutscher halfen den Nordamerikanern ihren Weltteil der Gefittung zu erobern.

Die Deutschen daheim aber hatten, so lange der Bundestag über ihnen schaltete, im Hause allzu schwere Sorgen, um ernstlich an das Loß ihrer ausgewanderten Landsleute denken zu können. Sie machten aus der Not eine Tugend und erklügelten sich nach ihrer systematischen Art den Lehrsatz: es sei der historische Beruf des deutschen Geistes, sich dort im fernen Westen mit dem Genius anderer Völker zu vermählen. Die Amerikaner allerdings bezeichneten diese geheimnisvolle Vermählung mit einem minder unklaren Ausdruck, den man heute vergeblich in Abrede zu stellen sucht; sie sagten: Die Deutschen bilden einen trefflichen Dünger für

unser Volk! Als ich vor gerade zwanzig Jahren — damals noch ohne die nahe Erfüllung der deutschen Geschichte zu ahnen — in meiner Abhandlung „Bundesstaat und Einheitsstaat“ die keckerische Bemerkung wagte, nur die seegewaltigen Staaten, die Beherrscher überseeischer Gebiete könnten sich in Zukunft noch als Großmächte behaupten, da wurde ich von der Kritik hart angefaßt: das seien altväterische Vorurteile, erwiderte man mir mit jener unermesslichen Überlegenheit, welche der Urteiler gegenüber dem Beurteilten bekanntlich immer besitzt, seit den Unabhängigkeitskriegen Nordamerikas und der spanischen Kolonien habe das Zeitalter der Kolonisationen längst sein Ende erreicht. So war die allgemeine Meinung in dem Deutschland des Bundestags, und unterdessen erweiterte England, unbekümmert um die Weisheit unserer Geschichtsphilosophen, sein Kolonialreich über die halbe Welt.

Wie wunderbar hat sich seitdem die Gesinnung unseres Volkes verwandelt. Mit anderen Ansprüchen als vordem schauen wir heute in die Welt hinaus, zumal die Deutschen im Auslande, die den Segen des neuen Reichs noch weit lebhafter als wir daheim empfinden. Die unruhige Gärung der letzten fünf Jahre hat uns neben der Zersekung der alten Parteien, neben einer Fülle wüster Gehässigkeiten und undankbaren Tadelns doch auch manche heilsame Selbstkritik gebracht: wir sind aufmerksam geworden auf unsere Schwächen und beginnen zu fühlen, wieviel uns noch fehlt, um die Stellung einer großen Nation würdig auszufüllen. Ohne jede Förderung von oben her, frei aus dem Volke heraus, gleich einem Naturlaut erhob sich während dieser jüngsten Jahre der Ruf nach deutschen Kolonien, ebenso nachdrücklich und ebenso zukunftsicher wie vormals der Ruf nach der deutschen Flotte. Seit F. Fabri die Debatte eröffnete, ist eine ganze Literatur über die Kolonialfrage entstanden. Soeben läßt Wilhelm Roscher sein treffliches Werk über Kolonien und Kolonialpolitik, das zuerst schon im Jahre 1848, noch von wenigen verstanden, die Blicke der deutschen Gelehrtenwelt auf diese großen Zukunftsfragen zu lenken versuchte, in verbesserter Ausgabe erscheinen, und R. Jannasch hat einen lehrreichen neuen Abschnitt über „die deutschen Aufgaben der Gegenwart“ hinzugefügt*).

*) W. Roscher und R. Jannasch, Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung. 3. Aufl. Leipzig 1884. F. Fabri, Bedarf Deutschland der Kolonien?

Im Verlaufe dieser Debatten entdeckten die Deutschen mit freudiger Überraschung, daß wir noch außerhalb der Kreise des Beamtentums eine stattliche Zahl praktischer politischer Talente besitzen, die uns über die zunehmende Verödung und Verarmung unseres parlamentarischen Lebens trösten kann: durch die langjährige Arbeit unserer tapferen Reisenden, Missionäre, Kaufleute ist der erste Versuch deutscher Kolonialpolitik vorbereitet und ermöglicht worden. Nur darum erregten Deutschlands unscheinbare Erwerbungen an der afrikanischen Küste weithin in der Welt so großes Aufsehen, weil jedermann wußte, daß sie nicht, wie einst jene Ansiedelungsversuche Kurbrandenburgs, dem kühnen Einfall eines großen Kopfes entstammten, sondern daß eine ganze Nation sie mit einem freudigen „Endlich, endlich!“ begrüßte.

Für ein Volk, daß an einer beständigen Überproduktion leidet und Jahr für Jahr an 200 000 seiner Kinder in die Fremde sendet, wird die Kolonisation zur Daseinsfrage. In den ersten Jahren nach der Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs gaben sich viele wohlmeinende Männer der Hoffnung hin, mit den politischen Verfolgungen, dem Mißmut und den kleinlichen wirtschaftlichen Zwangsgesetzen der guten alten Zeit würde auch der beharrliche Abfluß deutscher Kräfte nach dem Auslande allmählich aufhören. Diese Hoffnung trug, und sie mußte trügen, denn jene politischen Mißstände waren nicht die einzigen, nicht einmal die wichtigsten Ursachen unserer Auswanderung. In den kurzen Jahren seines Bestandes hat die Bevölkerung des Reichs schon wieder um ein volles Achtel zugenommen, und dies rasche Wachstum bleibt, trotz allem Elend, das daran anschließt, doch das Kennzeichen eines gesunden Volkslebens, das sich in seinem sorglosen Kraftgefühl um die Warnungen vor einer drohenden Überfüllung nicht kümmert. Gewiß ist Deutschland noch keineswegs überbevölkert, am wenigsten in jenen Landschaften des Nordostens, aus denen die Auswanderung neuerdings am stärksten abflutet; tausende unserer Auswanderer könnten mit dem rastlosen Fleiße, den ihnen

3. Aufl. Gotha 1884. Hübbe-Schleiden, Überseeische Politik. Hamburg 1880. Hübbe-Schleiden, Deutsche Kolonisation. Hamburg 1881. D. Livonius, Kolonialfragen. Berlin 1884. E. Deckert, Die Kolonialreiche und Kolonisationsobjekte der Gegenwart. Leipzig 1884. R. Stegemann, Deutschlands koloniale Politik. Berlin 1884 usw.

in Amerika die unerbittliche Not aufzwingt, auch im alten Vaterlande auf einen grünen Zweig kommen. Doch es gibt Zeiten der Seßhaftigkeit und wieder andere, in denen der Wandertrieb wie eine dunkle elementarische Macht auf das Gemüt der Völker wirkt. Wie einst das Lied „na Dostland wille wi varen“ verführerisch durch die Dörfer Flanderns klang, so träumen jetzt unzählige von den Wunderlanden jenseits des großen Wassers; und so wenig nüchterne Belehrung die Kreuzfahrer von der heiligen Reise zurückhalten konnte, ebensowenig vermögen heute Vernunftgründe gegen die unbestimmte Sehnsucht nach dem Westen. Auch ist leicht zu berechnen, daß unsere Volkszahl, falls ihr Wachstum wie bisher anhält, in einer nicht sehr ferner Zukunft auf hundert Millionen und mehr anschwellen muß; und dann würde das Vaterland dem Deutschen zu eng werden, selbst wenn Preußen die Kolonisation seiner östlichen Grenzlande in dem alten großen friedericianischen Stile wieder aufnimmt und auf den Latifundien dort Raum schafft für Tausende von Bauern und Erbpächtern.

Allem Anscheine nach wird die deutsche Auswanderung noch auf lange hinaus eine unabwendbare Notwendigkeit bleiben, und dem Mutterlande erwächst die Pflicht dafür zu sorgen, daß seine auswandernden Kinder unserem Volkstume treu bleiben, unserer Volkswirtschaft neue Absatzgebiete erschließen. Darauf zunächst kommt es an, nicht auf die politische Beherrschung der Pflanzungslande. Ein Staat, der an drei Großmächte angrenzt, einem vierten seine offenen Küsten zukehrt, wird der Regel nach nur große Nationalkriege führen können und seine Hauptmacht in Europa sorgsam gesammelt halten müssen. Die Beschützung eines weit entlegenen, leicht zu bedrohenden Kolonialreichs würde ihm nur Verlegenheiten bereiten, nicht seine Macht verstärken. Nun bricht heute, nachdem sich unsere Gutmütigkeit allzulange wider das beschämende Eingeständnis gesträubt hat, endlich die Erkenntnis durch, daß die nach Amerika Auswandernden unserem Staate und unserem Volkstume gänzlich verloren gehen. Inmitten eines zwar minder geistvollen, aber wirtschaftlich rührigeren Volkes muß die deutsche Minderheit durch die Nationalität der Mehrzahl ebenso gewiß erdrückt werden, wie einst die französischen Refugiés im deutschen Volkstum untergegangen sind; und wie die Vertreibung der Hugenotten für Frankreich ein ungeheures, noch heute nach-

wirkendes Unglück war, so bedeutet die nordamerikanische Auswanderung für unsere Nation schlechthin einen Verlust, ein ohne jeden Entgelt dem Auslande dargebrachtes Geschenk. Aber auch für die allgemeine Kultur ist die Anglisierung der Deutschamerikaner ein schwerer Schaden. Selbst der Franzose Leroy-Beaulieu gesteht dies mit rühmlicher Unparteilichkeit ein; unter Deutschen vollends darf gar nicht darüber gestritten werden, daß die Gesittung der Menschheit jedesmal eine Einbuße erleidet, so oft sich ein Deutscher in einen Yankee verwandelt. Alle die rührenden Beweise treuer Erinnerung, welche das Mutterland seit dem Jahre 1870 von den Deutschamerikanern empfangen hat, ändern nichts an der Tatsache, daß bisher alle deutschen Einwanderer spätestens in der dritten Generation zu Amerikanern wurden. Mag sich in einzelnen Strichen Pennsylvaniens neben der englischen Sprache noch ein verdorbener deutscher Dialekt behaupten, mögen einzelne gebildete Familien jetzt, da der deutsche Stolz überall erstarrt, vielleicht imstande sein, die vollständige Anglisierung bis in die vierte Generation hinauszuschieben: die politischen Gedanken der Eingewanderten gehen doch bald gänzlich in dem Ideenkreise der neuen Heimat auf; im wirtschaftlichen Leben werden sie sogar unsere Feinde, gern oder ungern helfen sie den deutschen Landbau durch einen erdrückenden Wettbewerb schädigen. Unausbleiblich zwingt sie die Übermacht der neuen Verhältnisse, sich ihres Volkstums zu entäußern, bis ihnen schließlich vielleicht nur noch eine platonische Liebe für die deutsche Literatur übrig bleibt.

Darum ist es eine berechtigte Tat nationaler Selbstbehauptung, wenn der neue Deutsche Kolonialverein nach Mitteln und Wegen sucht, um den Strom der deutschen Auswanderer in Länder, wo ihr Volkstum keine Gefahr läuft, abzuleiten. Ein solches Gebiet ist bereits gefunden: der Süden Brasiliens. Vom Mutterlande nicht begünstigt, anfangs sogar beargwöhnt, erhält sich dort das Deutschtum seit drei Generationen völlig unberührt, und unsere rasch wachsende Ausfuhr nach Porto Alegre beweist, daß auch die Volkswirtschaft der alten Heimat aus dieser Treue ihrer ausgewanderten Kinder reichen Gewinn zieht. Noch andere ähnliche Gebiete lassen sich auffinden, wenn unsere Nation die neue Aera, welche sich eben jetzt der kolonialisatorischen Arbeit der Europäer eröffnet, klug und kühn zu benutzen versteht.

Mit der Durchquerung Afrikas beginnt die letzte Epoche der großen Entdeckungen. Ist erst die Mitte des dunklen Weltteils aufgetan, dann liegt der ganze Erdball, bis auf wenige der Kultur ewig unzugängliche Striche, offen vor den Augen der Europäer. Das gemeinsame Interesse aller Völker — England ausgenommen — fordert, daß diese letzte Konquista der neuen Geschichte sich freier, gerechter, menschlicher gestalte als einst die erste, die zunächst allein den Völkern der pyrenäischen Halbinsel Gewinn brachte, um auch diese schließlich zugrunde zu richten. Die Berufung der Kongo-Konferenz und die Verständigung mit Frankreich beweisen, daß unsere Reichsregierung die Bedeutung dieses ernstesten Augenblicks zu würdigen weiß. Als eine Seemacht zweiten Ranges ist Deutschland in der Kolonialpolitik der natürliche Vertreter eines menschlichen Völkerrechts, und da England, mit seinen ägyptischen Händeln voll- auf beschäftigt, dem vereinten Willen aller anderen Mächte schwerlich widerstehen wird, so steht zu hoffen, daß die Konferenz einen glücklichen Verlauf nehmen und das Innere Afrikas dem freien Wettbewerbe aller Nationen erschließen wird. Dann ist es an uns zu beweisen, was wir vermögen; die Staatsgewalt kann in jenen entlegenen Fernen dem freien Schaffen der Nation nur folgen, nicht ihm vorangehen. In dieser jungen Welt muß es sich zeigen, ob der kleinliche Philisterrinn einer traurigen Vergangenheit, nachdem er soeben noch in dem Kampfe der Hansestädte wider die nationale Zolleinheit seine Saturnalien gefeiert hat, nun endlich für immer überwunden ist, ob der deutsche Kaufmann sich's zutraut, den Wettlauf mit der übermächtigen Kapitalkraft zu wagen.

Die Zukunft wird lehren, ob im Innern Afrikas deutsche Ackerbaukolonien möglich sind; für ergiebige Pflanzungen und Handelskolonien findet sich die Gelegenheit ganz gewiß. Nachdem uns das Schickal so viele Jahrhunderte hindurch mißhandelt hat, dürfen wir wohl einmal auf die Gunst des Glückes zählen. Auch im Süden Afrikas liegen die Verhältnisse für uns entschieden günstig. Die sonst überall erfolgreiche englische Kolonialpolitik hat am Kap ihre glückliche Hand nicht bewährt. Was dort von Kultur gedeiht, ist teutonisch, holländisch; die zwischen Schwäche und Gewalttätigkeit hin und her schwankende Haltung Englands hat unter den tapferen holländischen Buern eine tödliche, unausrottbare Feindschaft hervor-

gerufen, und da die Niederländer auf ihren hinterindischen Inseln ein überreiches Gebiet für ihre kolonisatorische Kraft finden, so wäre es nur eine naturgemäße Wendung der Dinge, wenn das stammverwandte Deutschland dereinst in irgend welchen Formen den Schutz der teutonischen Bevölkerung Südafrikas übernehme und die Erbschaft der Briten anträte in einer verwahrlosten Kolonie, welche seit der Eröffnung des Suez-Kanals für England wenig Wert mehr hat.

Wagt unser Reich die neue Bahn einer selbständigen Kolonialpolitik entschlossen weiter zu verfolgen, so wird es unvermeidlich in einen Interessenkampf mit England geraten. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die neue Großmacht Mitteleuropas sich mit allen anderen großen Mächten auseinandersetzen muß. Mit Oesterreich, mit Frankreich, mit Rußland haben wir bereits abgerechnet, die letzte Abrechnung mit England wird voraussichtlich die langwierigste und die schwierigste sein; denn hier tritt uns eine Politik entgegen, die seit hundert Jahren, fast unbelästigt von den anderen Mächten, geradewegs auf das Ziel der maritimen Weltherrschaft lossteuert. Wie lange hat Deutschland in vollem Ernst geglaubt, dies Inselvolk, das unter allen Völkern Europas unzweifelhaft die stärkste nationale Selbstsucht besitzt, dessen Größe gerade in der harten, unzugänglichen Einseitigkeit liegt, sei der großherzige Beschützer der Freiheit aller Völker. Jetzt beginnen uns endlich die Augen aufzugehen, und wir erkennen, was klare politische Köpfe freilich nie bezweifelt haben, daß Englands Staatskunst seit den Tagen Wilhelms III. nie etwas anderes war als eine wunderbar kluge und wunderbar gewissenlose Handelspolitik. Die staunenswerten Erfolge dieser Staatskunst sind um einen hohen Preis erkaufte. Zunächst durch eine Fülle von Sünden und Gräueln; die Geschichte der englisch-ostindischen Kompagnie ist ohne jeden Vergleich das unsauberste Blatt in den Annalen der modernen europäischen Völker, denn die namenlose Blutsaugerei dieser Kaufmannsherrschaft entsprang lediglich der Geldgier, sie kann nicht, wie etwa die Taten Philipps II. oder Robespierres, mit dem Fanatismus einer politischen Überzeugung entschuldigt werden. Noch schwerer wiegt, daß England über seinen transatlantischen Erfolgen seine Stellung als europäische Großmacht verloren hat; in den Händeln des Festlands gilt seine Stimme gar nichts mehr, alle die großen Wandlungen in der Mitte

Europas vollzogen sich neuerdings ohne Englands Zutun, zumeist unter dem ohnmächtigen Wutgeschrei der Londoner Presse. Die schlimmste Folge der britischen Handelspolitik ist aber der ungeheuere, wohlberechtigte Haß, der sich allmählich in allen Völkern gegen England angesammelt hat. England ist heute der Hort der Barbarei im Völkerrecht; England allein verschuldet, daß der Seekrieg noch heute nur ein organisierter Seeraub ist, und eher nicht kann die Welt zu einem menschlichen Seerecht gelangen, als wenn auch auf den Meeren, wie längst auf dem Festlande, ein Gleichgewicht der Mächte besteht und kein Staat mehr wagen darf sich alles zu erlauben. Niemals gebrach es Englands Staatsmännern an menschenfreundlichen Schlagworten, um die Rechnungen ihrer Handelspolitik zu verdecken; bald nahmen sie das europäische Gleichgewicht, bald die Abschaffung des Sklavenhandels, bald die konstitutionelle Freiheit zum Vorwand; und doch rechnete ihre Staatskunst, wie jede Politik, welche nach dem vernunftwidrigen Ziele der Weltherrschaft trachtet, stets grundsätzlich auf das Unglück aller anderen Völker.

Durch den Unfrieden des Kontinents entstand Englands Handels Herrschaft, und im Verlaufe dieser glänzenden, fast kampflos errungenen Erfolge ist im britischen Volke ein Übermut herangewachsen, der mit dem Ausdruck Chauvinismus gar nicht mehr genügend bezeichnet werden kann. Das bekannte radikale Mitglied des Kabinetts Gladstone, Sir Ch. W. Dilke, verlangt in seinem vielgenannten, aber leider bei uns nur wenig gelesenen Buche Greater Britain für das größere Britannien als notwendige Eroberungen: China, Japan, Chili, Peru, die La Plata-Staaten, die Tafelländer Afrikas, kurzum die ganze Welt. Angesichts der himmelschreienden Mißhandlung Irlands und der bestialischen Roheit des Londoner Pöbels nennt er sein Großbritannien das Land, in dem sich, seit die Welt stehe, „die größte Masse von Erziehung und Einsicht mit der geringsten Beimischung von Unwissenheit und Laster“ zeige. Mit Sicherheit sieht er die Zeit voraus, da Rußland und Frankreich neben England nur Pygmäen sein würden. Die Deutschen würdigt er nur an drei Stellen einer beiläufigen Erwähnung; so einmal, da er uns entzündet fragt: ob wir denn wirklich so selbstisch sein wollten, die dem größeren Britannien unentbehrliche Euphratbahn nicht mit deutschem Gelde zu unterstützen?! So soll denn die vielgestaltige Herrlichkeit

der Weltgeschichte, die einst mit dem Reiche der monosyllabischen Chinesen begann, nach einem trostlosen Kreislaufe mit dem Reiche der monosyllabischen Briten endigen!

Solchen Ansprüchen gegenüber — und der heißspornige Minister spricht nur unbedacht aus, was ganz England denkt — sind alle Völker Europas durch ein gemeinsames Interesse verbunden. Seit die erstarkende Industrie des Kontinents der britischen Ausbeutung ent wachsen ist, seit die Verständigung der drei Kaisermächte den Frieden auf dem Festlande gesichert hat und selbst Frankreich sich an die neue haltbarere Machtverteilung zu gewöhnen beginnt, sind die Grundlagen der englischen Seeherrschaft ins Wanken gekommen. Es ist weder nötig noch wahrscheinlich, daß die weitere Entwicklung zu einem Weltkriege führen müßte: hat doch auch Holland einst seine Handels herrschaft nicht durch Kriege verloren, sondern durch die zärtlichen Umarmungen seines englischen Bundesgenossen. Die stärkste Landmacht kann den Wunsch nicht hegen, selber die Herrschaft auf den Meeren zu erlangen. Die deutsche Politik ist national und weltbürgerlich zugleich; sie rechnet, anders als die britische, auf das friedliche Gedeihen ihrer Nachbarvölker. Wir können uns unbefangen jeden Fortschritts der Russen in Innerasien, jedes Erfolges der Franzosen in Tonking freuen; unser Ehrgeiz geht für jetzt nur dahin, daß in den noch unbefetzten Strichen der Erde Wind und Sonne zwischen den Kulturvölkern ehrlich verteilt werde. Gelingt es der Kongokonferenz, den Briten in Innerafrika eigenmächtige Willkür zu verbieten, so wird diese erste gemeinsame Abwehr englischer Übergriffe nicht die letzte sein, da die Interessen der Kontinentalmächte außerhalb Europas sich nirgends feindlich berühren. Den großen deutschen Hafenplätzen, die jetzt noch halb grollend der Reichsgewalt gegenüberstehen, erschließt sich die Aussicht auf ein Zeitalter neuer Blüte; sind es doch Hanseaten, die unserer Nation in Afrika als kühne Pfadfinder voranschreiten. Was Schiller beim Antritt des neuen Jahrhunderts von Englands gierigen Polypenarmen sang, ist noch heute nicht veraltet; wir aber hoffen: wenn das zwanzigste Jahrhundert heraufsteigt, dann wird auch die transatlantische Welt schon erfahren haben, daß die Deutschen heute nicht mehr wie in Schillers Tagen aus des Lebens Drang in des Herzens heilig stille Räume fliehen.

Die Erwerbgeschichte der deutschen Schutzgebiete.

Kurt Hassert.

Aus unscheinbaren, wenig versprechenden Anfängen ist unser Kolonialreich hervorgegangen. Im April des Jahres 1883 kaufte der Bremer Kaufmann Adolf Lüderitz an der Südwestküste Afrikas die Bucht von Angra Pequena samt ihrer öden, unwirtlichen Umgebung und allen Hoheitsansprüchen für 200 Gewehre und 2000 Mk. von dem unabhängigen Häuptlinge jenes Gebietes. Von dieser Erwerbung, die später den Namen Lüderitzland erhielt, hatte er vorher dem Kaiserlichen Auswärtigen Amte zu Berlin Mitteilung gemacht und um Reichsschutz gebeten. Der Kanzler wollte sich erst über etwaige Anrechte Englands vergewissern, erhielt jedoch aus London keine Antwort, und auf eine zweite Anfrage wurde ihm eröffnet, daß England zwar nur die Walfischbai und einige Guanoinseln als Eigentum besitze, daß es aber nichtsdestoweniger die ganze Küste zwischen dem Kapland und den portugiesischen Kolonien als ihm gehörig und jedes Vorgehen einer fremden Macht als einen Eingriff in seine Rechte betrachte. Mit anderen Worten, kraft eines lediglich den Briten zustehenden „Besitznaturrechts“ sollte schon die Nähe englischen Gebietes die Besitzergreifung herrenlosen Nachbarlandes durch ein anderes Volk verbieten. Diese späterhin noch mehrmals wiederholte Zumutung wurde entschieden zurückgewiesen, und als das immer bestimmtere Gerücht auftauchte, daß die Kapkolonie Lüderitzland besetzen wollte, da sandte Fürst Bismarck am 24. April 1884 das denkwürdige Telegramm an den deutschen Konsul in Kapstadt: „Nach Mitteilung des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden

(des Kaplandes), ob seine Erwerbungen nördlich vom Dranjestrom auf deutschen Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, daß er und seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reiches stehen.“ Diese Depesche darf als Ausgangspunkt und der Tag, an dem sie abgeschickt ward, als der Geburtstag der neuen deutschen Kolonialpolitik gelten. Damit hatte sich eine weltgeschichtliche Tatsache vollzogen. Unser Vaterland hatte die kolonialen Überlieferungen Kurbrandenburgs wieder aufgenommen und den ersten Schritt zur Weltpolitik getan; und man erzählt sich, daß der alte Kaiser Wilhelm I. aus diesem Anlaß gesagt haben soll, nun erst könne er wieder dem Standbilde des Großen Kurfürsten offen ins Auge schauen.

Im Juli 1884 erkannte die britische Regierung die deutsche Schutzherrschaft über Lüderitzland mit Ausnahme der Walfischbai und der Guanoinselfn wohl oder übel an. Dagegen mußte Lüderitz die Sta. Luciabai an der Südküste Afrikas, die er inzwischen durch den Reisenden und Photographen August Einwald hatte erwerben lassen, wieder herausgeben, weil dort tatsächlich ältere englische Rechte vorlagen. Dafür gewannen die Deutschen die ganze Südwestküste zwischen den englischen und portugiesischen Kolonien und dehnten ihr Machtbereich immer tiefer ins Innere aus. Zwar hatten die Engländer durch die schnelle Besiznahme des Betschuanelandes der weiteren Ausdehnung unseres Einflusses in sein natürliches Hinterland einen Riegel vorgeschoben und eine Scheidewand gegen die Staaten der niederdeutschen Buren errichtet. Aber trotzdem sicherte uns 1885 ein vorläufiges Abkommen*) den ungeheuren Raum zwischen dem Meere und dem 20. Grad östlicher Länge. Freilich umfaßte unser eigentliches Machtgebiet, in dem die erworbene Oberherrschaft tatsächlich ausgeübt werden konnte, nur einen verschwindend kleinen Bruchteil des Ganzen. Doch war mit den weiter im Innern wohnenden Häuptlingen auf Grund von Schutz- und Freundschaftsverträgen ein friedliches Verhältnis angebahnt, und die entlegensten Grenzstriche endlich bildeten die sogenannte Interessensphäre, d. h. dasjenige Gebiet, in dem keine andere Macht außer Deutschland Hoheitsrechte ausüben durfte.

Um die einmal eingeleitete Kolonialpolitik tatkräftig weiterzuführen,

*) Am 1. Juli 1890 wurden mit England die heutigen Grenzen vereinbart.

forderte die Reichsregierung die Hansestädte 1883 auf, über die Lage ihres westafrikanischen Handels und die für seine Sicherung und Hebung wünschenswerten Maßnahmen zu berichten. Bei diesen Verhandlungen wurde besonders die Wichtigkeit der Sklavenküste und des Busens von Guinea betont und unverzügliches Handeln beschlossen. Der Kaiserliche Generalkonsul in Tunis, Dr. Gustav Nachtigal, wurde zum Reichskommissar für Westafrika ernannt und mit weitgehenden Vollmachten betraut. Man hätte wahrlich keinen besseren Mann finden können als den berühmten, gewandten und erfahrenen Afrikareisenden, der diese seine letzte Ruhmestat leider mit dem Leben bezahlen sollte. Er starb als ein Opfer des heimtückischen afrikanischen Fieberklimas am 20. April 1885 auf der Rückreise in die Heimat.

An der Togoküste sah sich Nachtigal zum ersten Male zum Eingreifen veranlaßt. Um den drückenden Steuern und Zollbelästigungen zu entgehen, denen Bremer Kaufleute auf britischem Kolonialgebiete ausgesetzt waren, hatten sie ihre Faktoreien in das unabhängige Togoland verlegt, wo ihre Waren steuerfrei ein- und ausgingen. Natürlich wurden die Engländer durch die Umgehung ihres Zollgebietes erheblich geschädigt und veranlaßten die Häuptlinge, von den zu ihnen übergesiedelten Händlern ebenfalls hohe Abgaben zu erheben. Durch fortgesetzte Umtriebe hatten sie die Eingeborenen schließlich so gegen die Deutschen aufgehetzt, daß schon einmal ein deutsches Kriegsschiff einschreiten mußte. Kaum war es wieder weiter gefahren, als die Engländer ihr Ränkespiel von neuem begannen. Der Bezirkskommissar Firminger suchte zuerst durch Geld die Häuptlinge zur Annahme der englischen Oberhoheit zu bewegen und erklärte, als ihm das nicht gelang, daß sie binnen vier Wochen die deutschen Kaufleute zu vertreiben hätten, widrigenfalls er zu Gewaltmaßregeln greifen würde. In gleichnerischer Freundlichkeit warnte er die Deutschen, vor den Eingeborenen auf der Hut zu sein und stellte ihnen für den Notfall seine schwarzen Soldaten zur Verfügung. Kurz, er suchte nach einem Vorwande, um die Wegnahme des Landes rechtfertigen zu können. Sein unredliches Gebahren wurde indes durch die Offenheit der Neger aufgedeckt, die ohne weiteres mit der Annahme der deutschen Schutzherrschaft einverstanden waren.

Gerade zur rechten Zeit erschien Dr. Nachtigal an Bord der „Möwe“ und schloß am 5. Juli 1884 mit dem König von Togo ein Schutz- und Trutzbündnis ab. Zum ersten Male wurde auf afrikanischem Boden, an der Sklavenküste, die deutsche Kriegsflagge feierlich aufgezogen, und nachdem dieser Vorgang sich an mehreren anderen Küstenpunkten wiederholt hatte, ward der deutsche Besitz später ins Binnenland ausgedehnt. Grenzstreitigkeiten mit England und Frankreich, die schon den wichtigsten Teil des Landes besaßen oder ihn sich durch Verträge so gut wie gesichert hatten, wurden auf diplomatischem Wege ausgeglichen, und damit hatte gegen Ende des Jahres 1885 das deutsche Togogebiet ebenfalls eine vorläufige Begrenzung erhalten. *) Frankreich gab zwei Häfen heraus, die es an der Togoküste beanspruchte, und erhielt dafür die in Französisch-Guinea gelegene Dembiahkolonie am Dubrefaflusse zurück, die auch den Namen Colinsland führte, nach ihrem Erwerber, dem Stuttgarter Kaufmann Friedrich Colin, der lange Jahre als Vertreter einer großen französischen Firma in jenem Gebiete gelebt hatte.

Das nächste Ziel Nachtigals war Kamerun, wo Hamburger Kaufleute Niederlassungen angelegt und ihren Handel zum bedeutendsten des ganzen Gebietes gestaltet hatten. Englische Eifersucht bestimmte deshalb 1882 mehrere Häuptlinge, die britische Oberhoheit nachzusuchen. Als sie aber 1 1/2 Jahr ohne Antwort blieben, traten sie ihre Rechte an die deutschen Kaufleute ab, die sie ungesäumt auf das Reich übertrugen. Auch hier war es höchste Zeit, daß die „Möwe“ anlangte und daß mit den Negern bindende Verträge abgeschlossen wurden. Denn bereits hatten die Engländer durch Lügen und Drohungen die Eingeborenen wieder wankelmütig gemacht und jeden Augenblick erwartete man die Ankunft eines britischen Beamten, der die Schutzherrschaft seines Landes verkünden sollte. Tatsächlich traf er zwei Tage später als Nachtigal ein, freilich nur um zu erfahren, daß er zu spät gekommen sei. Er mußte sich mit einem Protest begnügen, der aber die Deutschen nicht hinderte, nach und nach die ganze Küste unter ihre Herrschaft zu bringen. Bloß die Missionsstation Viktoria fiel den Engländern zu, und dieser Pfahl

*) Spätere Verhandlungen mit England (1. Juli 1890) und Frankreich (24. Dezember 1885 und 9. Juli 1897) legten die Ost- und Westgrenze des näheren fest.

im deutschen Fleische bildete sehr bald den Ursprungsherd einer bedrohlichen Empörung.

Raum war nämlich die „Möwe“ nach Angra Pequena weiter gedampft, um auch dort überall längs des Meeres die deutsche Flagge zu hissen, als die neidischen Briten sofort die augenblickliche Schutzlosigkeit ihrer Nebenbuhler benutzten und einen großen Teil der Eingeborenen durch Vorspiegelungen von der Ohnmacht Deutschlands aufwiegelten. Sie fanden bei ihren Untrieben einen erwünschten Bundesgenossen in dem Polen Scolz-Rogozinski, eigentlich einen polonisierten Deutschen namens Schulz, der sich durch die Erforschung des Kamerungebirges verdient gemacht hat und 1896, erst 35 Jahre alt, in Warschau gestorben ist. Der den Deutschen freundlich gesinnte King Bell wurde verjagt, sein Dorf niedergebrannt, und die Lage war so schwierig geworden, daß sich die Neger bedenkliche Ausschreitungen zu schulden kommen ließen. Da erschien, wiederum als Retter in der Not, ein vom Admiral Knorr befehligtes Geschwader, bestehend aus den Kriegsschiffen „Bismarck“ und „Olga“, dessen Mannschaft die Ortschaften der Empörer erstürmte und einäscherte. Leider gelang es nicht, den Wörmannschen Agenten Pantanius zu retten, den die Aufriührer als Geißel fortgeschleppt und erschossen hatten. Er fiel als erstes Opfer der kolonialen Sache. Im übrigen erfüllte die nachdrückliche Züchtigung der Unruhstifter ihren Zweck, und das deutsche Ansehen ward in der Kamerunbucht und an verschiedenen anderen Punkten vollständig wieder hergestellt. 1885 wurde die Süd- und Nordgrenze des Schutzgebietes nach langen und geschickten Verhandlungen mit Frankreich und England bestimmt und gleichzeitig ein zusammenhängender Küstenstreifen für Deutschland gewonnen. Die Engländer verzichteten auf Viktoria und erhielten dafür das von Nachtigal während der Rückreise an der Nigermündung erworbene Mahingebiet. Weil die in Kamerun ansässigen Kaufleute ebenso wenig wie die in Togo die Ausübung der Oberhoheit und Verwaltung und die damit verbundenen Kosten übernehmen wollten, so erhielten beide Kolonien einen kaiserlichen Gouverneur und traten in das Verhältnis von Reichskolonien.

An der Ostküste Afrikas, vornehmlich im Gebiet des Sultans von Sansibar, war der deutsche Handel seit den 40er Jahren ebenfalls der herrschende geworden und übertraf 1874, als der damalige

Sultan sein Land vergeblich unter deutschen Schutz zu stellen suchte, den englischen Handel um das Dreifache. Um ihn noch mehr zu fördern und durch eigenen Landbesitz in Zukunft sicherzustellen, trat Dr. Karl Peters, der Sohn eines Pfarrers aus Neuhaus in Hannover, im April 1884 mit mehreren gleichgesinnten Männern in Berlin zur Gesellschaft für Deutsche Kolonisation zusammen, die sich als erste deutsche Gesellschaft entschloß, praktische Kolonialpolitik zu treiben, noch ehe die Besitznahme Angra Pequenas erfolgt war. Sie bereitete in der Stille die Erwerbung Ostafrikas vor und hat trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse so Hervorragendes geleistet, daß sie durch ihr tatkräftiges, zielbewusstes Vorgehen einzig in unserer Kolonialgeschichte dasteht. Die Seele des Ganzen war der damals 27 jährige Peters, der durch einen mehrjährigen Aufenthalt in England dessen koloniale Riesengröße erkannt hatte und der die Vorteile, die es aus den Kolonien zog, auch seinem Vaterlande zuwenden wollte. Mag man über ihn urteilen wie man will: das ist gewiß, daß wir ohne ihn Ostafrika überhaupt nicht besäßen und daß wir ohne seine spätere Tätigkeit wohl kaum über das beschränkte Gebiet der ersten Erwerbungen hinausgekommen wären. Bedauerlicherweise fehlte es nicht an den gehässigsten Angriffen, die nicht zum wenigsten von deutscher Seite ausgingen und das Unternehmen bald abenteuerlich, bald ungenügend vorbereitet nannten. Man warnte alle Welt vor den Schwindlern, die den Leuten nur das Geld aus der Tasche ziehen wollten, und voll bitterer Ironie rief Peters kurz vor der Abreise aus: „Man hatte uns abgeraten, man hatte vor uns gewarnt, man hatte uns bekämpft; mehr konnte man nicht tun. So schieden wir unter den Segenswünschen der Nation, wie sie sich uns in ihren berufensten Vertretern dargestellt hatte, um unsern Zug nach Usagara anzutreten.“ Kaum war das notwendigste Kapital, die sehr bescheidene Summe von 65 000 Mark, aufgebracht, als Dr. Peters, Referendar Fühlke, Graf Pfeil und Kaufmann Otto unter falschem Namen nach Sansibar abreisten und unbehelligt und ohne daß man den wahren Zweck ihrer Expedition erkannte, ins Hinterland eindrangten. Dort schlossen sie in der überraschend kurzen Zeit von sechs Wochen 12 Verträge mit den Beherrschern von Usagara, Useguha, Ukami und Nguru und gewannen dadurch ein ausgedehntes Gebiet, das mit 140 000 qkm Fläche etwa

der doppelten Größe des Königreichs Bayern entsprach. Das war in der That eine erstaunliche Leistung, aber sie rieb die ohnehin aufs äußerste angestregten Kräfte der Europäer rasch auf. Alle vier erkrankten an heftigen Fieberanfällen, denen kurz darauf Otto erlag. Peters kehrte eilends nach Hause zurück und erhielt, nachdem die von ihm vorgelegten Urkunden als rechtsgültig anerkannt worden waren, für seine Gesellschaft am 27. Februar 1885 einen Kaiserlichen Schutzbrief, den ersten, den die deutsche Geschichte kennt.

Freilich war der Wert der Peters'schen Verträge nicht über jeden Zweifel erhaben, und sie fanden deshalb eine sehr geteilte Aufnahme. Einmal war das Ansehen der Häuptlinge gering, und der Sultan von Sansibar besaß wenigstens einen Schein der Oberhoheit, wengleich seine Macht im Innern auf ziemlich schwachen Füßen stand. Dann geschah der Vertragschluß in keineswegs einwandsfreier Weise, indem der lediglich in deutscher Sprache abgefaßte und deutsch verlesene Inhalt der Schriftstücke den Negern ebenso unverständlich blieb als die politische Tragweite der Unterzeichnung. Peters selbst macht aus dem von ihm angewendeten Verfahren kein Hehl. Kam er in ein Dorf, so knüpfte er mit dessen Herrscher sofort ein recht freundschaftliches Verhältnis an und brachte ihn durch einen Trunk guten Brogs von Anfang an in eine sehr vergnügliche Stimmung. Dann wurden die Geschenke ausgelegt, unter denen rote Husarenjacken eine wichtige Rolle spielten, und nach dem Essen begannen die diplomatischen Verhandlungen, die durch feierliche Unterschrift des Kontraktes, durch Hissen der deutschen Flagge und durch Gewehrsalven besiegelt wurden. Bei allen Bedenken darf man indes nicht vergessen, daß andere Reisende beim Abschließen von Verträgen in ähnlicher Weise verfahren, und daß es vor allem darauf ankam, in den Urkunden eine Unwartschaft auf die Zukunft zu haben, indem man das in den Vereinbarungen bezeichnete Gebiet für Fremde, insbesondere für die Oberhoheitsansprüche des Sultans von Sansibar, unantastbar machte.

So hatte die Gesellschaft ungeahnte Erfolge errungen. Noch aber fehlte ihr das Wichtigste, ein freier Zugang zur Küste, der geradezu eine Lebensfrage für die gedeihliche wirtschaftliche Ausnutzung und Entwicklung des jungen Besitzes bedeutete. Inzwischen hatte jedoch der britische Einfluß seine Wirkung auf den Sultan von

Sanfibar nicht verfehlt. Er war um so mißtrauischer geworden, als kurz zuvor die Gebrüder Denhardt mit dem Sultan von Witu ein Schutz- und Handelsbündnis eingegangen waren, das durch ein deutsches Kriegsschiff bestätigt und später durch Ausdehnung des deutschen Interessenbereiches bis zum Zubaslusse im Somalilande erweitert wurde. Jetzt erkannte er auf die Einflüsterungen seiner englischen Ratgeber, die ihm von der angeblichen Schwäche Deutschlands zur See erzählten, in einem geharnischten Protesttelegramm den Kaiserlichen Schutzbrief nicht an und ließ Truppen nach Witu und in die von Peters erworbenen Landschaften einrücken. Sofort legte die deutsche Regierung ebenso entschieden Verwahrung ein, die den Sultan zu schnelligster Zurückziehung seiner Streitkräfte bewog. Um ihn aber auch über die Stärke der deutschen Flotte nicht länger im unklaren zu lassen, erschien plötzlich ein aus acht Kriegsschiffen bestehendes Geschwader vor Sanfibar. Der Anblick desselben übte eine solche Wirkung aus, daß die Engländer nun selbst den Sultan bestimmten, die deutschen Forderungen bedingungslos anzunehmen. Obendrein räumte er der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, die inzwischen aus der Gesellschaft für Deutsche Kolonisation hervorgegangen war, den sehr brauchbaren Hafen Dar es Salam ein und schloß einen für Deutschland sehr günstigen Handelsvertrag ab.

Nunmehr entfaltete die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft eine fieberhafte Tätigkeit, um ihren Besitzstand abzurunden und zu vergrößern. Zahlreiche Männer aus den besten Kreisen, Offiziere, Beamte, Techniker und Kaufleute, traten in ihre Dienste; und allein im Jahre 1885 gingen unter Führung von Fühlke, Hörnecke, Rochus Schmidt, Krenzler, Weiß, v. Zelewski, v. Bülow, v. Gravenreuth, St. Paul d'Alaire usw. 11 Expeditionen ins Innere ab, die fast sämtlich von Erfolg begleitet waren. Allerdings brachten spätere Unternehmungen manches Mißgeschick und als schwersten Schlag die Ermordung des verdienstvollen Fühlke durch die räuberischen Somali. Dennoch konnte die Gesellschaft bald ein gewaltiges Landgebiet ihr eigen nennen, bis die fortschreitende Ausbreitung der deutschen Herrschaft eine Regelung der verwickelten Verhältnisse auf diplomatischem Wege unvermeidlich machte. Als übliches Nachspiel folgte die Auseinandersetzung mit England. Der Vertrag von 1886 bestimmte die Grenzen zwischen den beiderseitigen Interessengebieten in Ost-

afrika und erkannte die Selbständigkeit des dem Sultan von Sansibar verbliebenen Küstenstreifens nebst den vorgelagerten Inseln an. *)

Seinen letzten Kolonialbesitz erwarb Deutschland in den fernen Gewässern des Stillen Ozeans, und gerade in der Verteidigung des deutschen Südseehandels liegen die Wurzeln unserer spät begonnenen Kolonialpolitik, indem 1878 und 1879 auf dem Samoa-, Marshall- und Neubritannia-Archipel mehrere Kohlenstationen errichtet wurden. Seitdem drohten die englisch-australischen Kolonien, die von der Südsee schon lange als von „unserm Meere“ (Our Ocean) zu sprechen gewohnt waren, sämtliche noch unabhängige Inselgruppen mit Beschlag zu belegen, alle Fremden vom Handel und Grunderwerb auszuschließen und deren blühenden Verkehr dadurch völlig lahm zu legen. Ebenso hatte ihr verkappter Sklavenhandel die übelsten Nachwirkungen zur Folge, indem die Eingeborenen sich in unzugängliche Schlupfwinkel zurückzogen oder den Weißen, die sie leicht erklärlicherweise für Feinde hielten und an denen sie sich für die schlechte Behandlung rächen wollten, mit Waffengewalt entgegentraten. Um nämlich die notwendigen Arbeiter zur Bewirtschaftung ihrer Pflanzungen aufzubringen, scheuten sich die australischen Plantagenbesitzer nicht, die kräftigen Südseeinsulaner mit List oder Zwang wegzuführen. Obendrein kürzten sie ihnen öfters den ausbedungenen Lohn, brachen den Vertrag oder hingen ihnen statt der Zahlung europäische Schundwaren auf. Die Kapitäne der Werbeschiffe (labours) wurden bei den Arbeiteranwerbungen oder Arbeiterjagden mit der Zeit so rücksichtslos, daß sie auch vor Übergriffen gegen die Pflanzungen und Arbeiter der Deutschen nicht zurückscheuten. Der Reichskanzler sandte deshalb ein Kriegsschiff in das bedrohte Gebiet und trat dem Hansemannschen Plane der Kolonisierung Neuguineas wieder näher, den er früher zurückgewiesen hatte. Die einschlägigen Erörterungen erregten aber die Aufmerksamkeit der Australier, und die Kolonie Queensland nahm, ohne erst die Genehmigung des Mutterlandes abzuwarten, den ganzen nicht holländischen Anteil Neuguineas für England in Besitz. Gleichzeitig ließ sie deut-

*) Am 1. Juli 1890 folgte die Regelung der deutschen Machtsphäre in Ostafrika: Uganda und Witu kamen an England, Sansibar und Pemba traten gegen Überlassung Helgolands unter englischen Schutz (Sansibarvertrag). Am 1. Januar 1891 übernahm das Reich die Hoheitsrechte und Verwaltung der Kolonie.

lich durchblicken, daß sie die gesamte Inselkette von Neuguinea bis zur Fidischigruppe als natürliches Anhängsel Australiens und damit kraft des „Besitznaturrechtes“ als unbestreitbares Eigentum betrachte. Glücklicherweise erklärte der britische Kolonialminister den Schritt Queenslands für ungültig, worauf Deutschland zur Sicherung seiner Interessen gegen ein ähnliches Vorgehen Verwahrung einlegte.

Inzwischen hatte die Neuguinea-Kompagnie — so hieß die von Herrn v. Hansemann und Genossen gegründete Kolonisationsgesellschaft — im stillen ihre Vorbereitungen getroffen und eine Expedition ausgesandt, die, um die öffentliche Meinung zu täuschen, äußerlich einen streng wissenschaftlichen Anstrich trug. Im Oktober 1884 erschien der tüchtige Reisende Otto Finsch auf dem vom Kapitän Dallmann befehligten Dampfer „Samoa“ an der Nordostküste der gewaltigen Insel und zog auf fünf Fahrten hier und im Neubritannien-Archipel die schwarz-weiß-rote Flagge auf, in welcher Tätigkeit ihn sehr bald zwei deutsche Kriegsschiffe unterstützten. Gleichzeitig wurden viele der seitdem so bekannt gewordenen Hafensplätze zum ersten Male auf ihre Brauchbarkeit als Stationen geprüft und der später oft genannte Kaiserin Augustastuß entdeckt. Als die Engländer und Australier sahen, daß sie trotz ihrer verzweifelten Anstrengungen die Festsetzung ihrer Nebenbuhler nicht hatten verhindern können, verloren sie alle Fassung, und ihr lange angehäufter Vorrat von Groll und Mißgunst durchbrach die Maske ihrer scheinbaren Freundlichkeit. Hatten sie erst durch endlose Verhandlungen die Deutschen hinhalten wollen, insgeheim aber die australischen Kolonien zu schnellstem Handeln angetrieben, so erklärten sie nunmehr und nicht zum wenigsten durch die hochgradige Erregung der Australier dazu gedrängt, ihre beabsichtigte Herrschaft auch auf Deutsch-Neuguinea ausdehnen zu wollen. Schon damals tauchte der Plan auf, der deutschen Eitelkeit durch die Abtretung Helgolands zu schmeicheln, natürlich bloß gegen reichliche Entschädigungen in der Südsee. Noch unverfrorener und naiver war der Vorschlag, England solle das ganze nicht holländische Neuguinea erhalten, wofür es großmütig die deutschen Ansprüche auf den Neubritannien-Archipel anerkennen und die nach Ausbeute des Guanos so ziemlich wertlos gewordenen Küsteneilande von Angra Pequena, nicht aber die ungleich wichtigere Walvischbai abtreten wollte. Als diese Annahme die ge-

bührende Zurückweisung erfahren hatte, nahm die Sprache beiderseits an Schärfe zu, und englische Schiffe hielten sogar an mehreren Stellen des deutschen Gebiets ihre Flagge.

Da gelang es dem Fürsten Bismarck, durch seine berühmte Reichstagsrede vom 2. März 1885 eine fast vollständige Übereinstimmung unter den Parteien zu erzielen, und nach überraschend kurzer Zeit bequeme sich England zu einem Vergleich. Er setzte die Grenzen Deutsch-Neuguineas oder Kaiser-Wilhelmslands fest und erweiterte das deutsche Interessensbereich über den Neubritannia-Archipel, der fortan den Namen Bismarck-Archipel führte, bis zu den Marshall-Inseln. Nach Beseitigung der diplomatischen Schwierigkeiten erhielt die Neuguinea-Kompagnie ebenfalls einen kaiserlichen Schutzbrief und ausgedehnte Hoheitsrechte*), und schon im nächsten Jahre vergrößerte sich ihr Gebiet durch die Einverleibung der nordwestlichen Salomonen, die durch das deutsch-englische Abkommen von 1886 uns ebenfalls zugewiesen waren.

Als deutsche Kriegsschiffe 1885 die unserem Interessengebiet zugefallenen und als herrenlos geltenden Karolinen in Besitz nehmen wollten, machten die Spanier plötzlich ältere Rechte geltend und erhoben ein lautes Geschrei. Die spanische Presse begann einen hitzigen Federkrieg, in Madrid fand eine große deutschfeindliche Demonstration statt, an der gegen 30 000 Menschen teilnahmen, und der Pöbel verursachte gräßliche Ausschreitungen gegen die deutsche Gesandtschaft. Einer der Hauptschreier, der General Salamanca, schickte das ihm verliehene Großkreuz des Roten Adlerordens mit einem Begleitschreiben zurück, in dem er u. a. ausführte: „Die von dem deutschen Geschwader auf den Karolinen verübte Tat, welche die rudimentärsten Gefühle der Freundschaft und des Völkerrechts verletzt, entzieht besagter Dekoration den einzigen Grund, der mir gestattete, sie ohne Schädigung meiner Ehre anzulegen, und deshalb gebe ich sie zurück, indem ich mir vornehme, die Lücke, die dadurch auf meiner Brust entsteht, durch eine andere im Kampfe gegen Deutschland erworbene Auszeichnung auszufüllen.“ Als der preussische General v. Loë, an den Brief und Orden abgesandt waren, um beide dem Kronprinzen zu übermitteln, Aufklärung forderte, gab der Großsprecher nach, wurde aber trotzdem als tapferer Patriot gefeiert und mit Albums

*) Am 1. April 1899 trat die Gesellschaft ihre Hoheitsrechte an das Reich ab.

und Ehrendegen beschenkt. Weil er trotz verschiedener Bemühungen seinen Orden noch immer nicht los werden konnte, erbarmte sich endlich die preußische Regierung des armen Salamanca und teilte ihm mit, daß er von der Liste der Träger des Roten Adlerordens gestrichen sei.

In Deutschland hatte man den Streit sehr zurückhaltend und ruhig aufgefaßt, und Bismarck erklärte sich, nachdem er für die der deutschen Gesandtschaft zugefügte Beleidigung Genugtuung erhalten hatte, bereit, den Vermittlungsvorschlag des Papstes Leo anzunehmen. Die Entscheidung fiel in der Weise aus, daß die Oberhoheit Spaniens über die Karolinen anerkannt wurde. Doch verpflichtete es sich, dort eine geordnete und zum Schutze der Europäer ausreichende Verwaltung einzuführen, Deutschland das Recht zur Anlage einer Flotten- und Kohlenstation zu gewähren und den ansässigen deutschen Kaufleuten gleiche Handelsrechte wie den Spaniern zuzusichern. So klang die leidige Angelegenheit friedlich aus, und die heißblütigen Spanier, die eben noch „Krieg mit Deutschland!“ schrien, lachten jetzt im Puppentheater über die Kinder Germania und Hispania, die sich um die Puppe Karolina zankten, bis Papa kam und den weisen Spruch fällte, die Puppe gehöre der Hispania, Germania aber dürfe mit ihr spielen.*)

Dieser Zwischenfall verzögerte die Besetzung der Marshall-Inseln, die aber noch in der zweiten Hälfte des Jahres 1885 erfolgte und sich in durchaus friedlicher Weise vollzog. Der Vertragsabschluß wurde dadurch wesentlich erleichtert und beschleunigt, daß ein günstiger Zufall fast sämtliche Oberhäuptlinge unseres kleinsten deutschen Schutzgebietes auf der Hauptinsel Jaluit zu einer Beratung versammelt hatte, wodurch der Besuch der verschiedenen Inselgruppen überflüssig wurde.

Die Sicherstellung der deutschen Interessen auf Samoa hatte ebenfalls schon seit Jahren zu politischen Maßnahmen Veranlassung gegeben. Der Archipel war wegen seiner zentralen Lage inmitten der Inselwolken des Stillen Ozeans und wegen der üppigen Fruchtbarkeit seines Bodens der Ausgangspunkt und Hauptsitz der größten kaufmännischen Unternehmung jenes Gebietes, der deutschen

*) Durch den Kaufvertrag vom 30. Juni 1899 gingen die Karolinen ebenso wie die Palauinseln und Marianen an Deutschland über.

Handels- und Plantagengesellschaft für die Südsee, geworden. Der deutsche Handel war der älteste und bedeutendste und der deutsche Besitzstand an Ländereien der ausgedehnteste und bestentwickelte. Leider hatte das Reich den rechten Zeitpunkt für die Besitzergreifung versäumt, und als obendrein die beklagenswerte Ablehnung der Samoavorlage durch den Reichstag erfolgte, war dem Einflusse Englands und der Vereinigten Staaten von Nordamerika Tür und Tor geöffnet. Beide hatten schon früher mit rührigem Eifer die Annektierung der Inselgruppe betrieben und nutzten zu diesem Zwecke die Zwistigkeiten aus, die von jeher unter den Eingeborenen herrschten. Statt eines allgemein anerkannten Oberkönigs gab es drei Parteien, deren Oberhäupter den Titel Malietoa, Tamasese und Mataafa führten und sich gegenseitig erbittert befehdeten. Als der Malietoa Laupepa infolge fremder Aufreizung Gewalttätigkeiten gegen die deutschen Pflanzungen begann und die geforderte Genugthuung verweigerte, wurde er 1887 von den Deutschen gefangen genommen und in die Verbannung geschickt. Die Zustände wurden aber keineswegs besser, indem dem deutscherseits anerkannten Tamasese sehr bald ein Gegenkönig in dem von den beiden anderen Mächten begünstigten Mataafa erwuchs, der den deutschen Plantagenbetrieb ebenfalls empfindlich schädigte. Auf einem Strafzuge gegen die von einem Amerikaner geführte Übermacht erlitten die Mannschaften der Stationschiffe „Eber“, „Adler“ und „Olga“ im Dezember 1888 bei Vaitele eine verlustreiche Niederlage, die 2 Offiziere und 15 Mann das Leben kostete, während 1 Offizier und 38 Mann verwundet wurden. Zwar ward die Scharte nachdrücklichst wieder ausgewetzt; aber ein neues schweres Unglück brachte im nächsten März ein furchtbarer Orkan, der den „Adler“ und „Eber“ und zwei amerikanische Kriegsschiffe an den Korallenriffen des Hafens von Apia zerschellte. 95 deutsche und 50 amerikanische Seeleute fanden dabei den Tod in den Wellen.

Um den Wirren endlich Einhalt zu tun, traten die Bevollmächtigten der drei gleichberechtigten Mächte in Berlin zur Samoa-Konferenz (1889) zusammen. Der Malietoa Laupepa wurde wieder als Oberkönig anerkannt, die Rechtspflege einem vom König von Schweden ernannten Obergericht übertragen und die Aufsicht über die Verwaltung der für unabhängig und neutral erklärten Insel-

gruppe den Vertretern der drei Vertragsmächte unterstellt. Wie vorauszusehen, war auch dieses Auskunftsmitglied wegen der gegenseitigen Eifersucht Deutschlands, Englands und Amerikas wirkungslos. Der von ihnen genährte Bürgerkrieg der Samoaner dauerte fort, und erst 1893 konnte der von England unterstützte Mataafa vollständig besiegt und zeitweilig verbannt werden. Amerika hat zwar seitdem seinem Einflusse mehr und mehr entsagt, aber die Verhältnisse sind eben so unhaltbar und beschämend wie früher, und die Ordnung wird nur mühsam durch die ständige Anwesenheit der fremden Kriegsschiffe aufrecht erhalten. Leider haben die ewigen Wirren die deutsche Kulturthätigkeit auf Samoa empfindlich geschädigt. Statt der 30 deutschen Dampf- und Segelschiffe, die 1891 den Verkehr vermittelten, kamen 6 Jahre später nur noch 12 kleine Segelkutter, dafür aber 37 britische Dampfer an, weil inzwischen die Kopraausfuhr größtenteils in englische Hände übergegangen war. Wenn trotzdem die Einfuhr aus Deutschland 1897 340 000 Mark gegen 200 000 Mark im Vorjahre betrug, so ist es höchste Zeit, daß ernstliche Schritte zur Erhaltung des mit unendlicher Mühe und erheblichem Kapital geschaffenen deutschen Handels geschehen. Dauernde Besserung ist freilich bloß dann zu erhoffen, wenn eine auswärtige Macht allein die Herrschaft über Samoa ausübt. Daß Deutschland in erster Linie dazu berufen ist, liegt bei dem Überwiegen seiner Interessen und seines Plantagenbesitzes auf der Hand.*)

Mit den Erfolgen in Afrika und in der Südsee endet die Erwerbungsgegeschichte der deutschen Kolonien, die man wohl auch die Periode des Flaggenhissens oder, wie die Gegner sagten, das Spazierenführen der deutschen Flagge genannt hat. Mit überraschender Schnelligkeit war ein weiter und noch immer ausdehnungsfähiger Besitz gewonnen und seitens der europäischen Staaten anerkannt worden. Nunmehr galt es, für die bisher ungewöhnlichen Verhältnisse neue Verordnungen aufzustellen, die rechtliche Stellung der Schutzgebiete und der mit ihrer Ausnutzung beschäftigten Gesellschaften zu regeln und mit der eigentlichen Kulturarbeit zu beginnen.

*) Am 2. Dezember 1899 wurde Deutschland der oben erwähnte Besitz endgültig zugesprochen.

Dar es Salam, die Hauptstadt der Kolonie.

Hermann Baasche.

Der Weg von Tanga nach Dar es Salam pflegt für die Dampfer der Deutsch-Ostafrikalinie über Zanzibar zu gehen, und ich hatte mich längst darauf gefreut, dieses landschaftlich vielgerühmte und volkswirtschaftlich interessante Eiland kennen zu lernen, das die Engländer sich sicherten, als sie in der unglücklichen Caprivischen Periode das kleine Helgoland und die Anerkennung unserer afrikanischen Besitzungen gegen die Überlassung des Sultanats Witu eintauschten. Aber meine Sehnsucht, mich an Ort und Stelle über den Wert oder Unwert dieser kleinen Kolonie zu überzeugen, und mir ein Urteil zu bilden, ob wirklich der Hafen von Zanzibar dauernd der Mittelpunkt des ostafrikanischen Handels und der Stapelplatz aller Ein- und Ausfuhrartikel sein müsse, konnte diesmal leider nicht in Erfüllung gehen, weil die Pest jede Annäherung der Schiffe unmöglich machte. Jedenfalls wäre das Wiederverlassen der verseuchten Insel bei den strengen Quarantänevorschriften, die an der deutschen Küste gehandhabt werden mußten, nur mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen. So konnte ich nur von dem der Küste ziemlich fern gelegenen Dampfer aus einen flüchtigen Einblick gewinnen, und der Eindruck, den die offene Reede von Zanzibar bot, mit dem dürftigen Sultanspalast und den nicht gerade sonderlich stattlichen Häusern, die an der Küste sich entlang ziehen, war kein überwältigender.

Um so erfreulicher gestaltete sich das Bild, als unser Dampfer nach wenigen Stunden ruhiger Fahrt zwischen den Korallenbänken,

die dem Hafen vorgelagert sind, durch die enge Einfahrt in die herrliche Bucht von Dar es Salam hineinfuhr.

Raum einer der Reisenden, die sich diesem aufstrebenden Mittelpunkt unserer deutschen Kolonie von der Seeseite aus genahet haben, hat es unterlassen, in seinen Reiseschilderungen die Schönheit der Einfahrt und des Landschaftsbildes zu schildern, das sich dem erstaunten Reisenden darbietet.

Keine großartigen Naturschönheiten mit schroffen Klippen und hochragenden Bergen entzücken das Auge. Aber die rundum die völlig geschlossene Bucht des großen, sicheren Hafenbeckens umschließende tropische Vegetation im Verein mit den stolzen Kathedralen der evangelischen und katholischen Missionen, mit den über die grünen Strandpromenaden herüber leuchtenden, hellen stattlichen Gebäuden machen einen so harmonischen Eindruck, daß man mit um so größerem Behagen bei diesem friedlich-schönen Landschaftsbilde verweilt, je unruhiger die See den Dampfer geschüttelt hat.

Der „Kanzler“ brachte mich hierher, und ein eigenartiger Zufall wollte es, daß zwei weitere stolze Schiffe der Deutsch-Ostafrikalinie, der „Kaiser“ und „Reichstag“, neben uns vor Anker lagen, um, wenn auch nur für kurze Zeit, im friedlichen Beisammensein — ein seltenes Bild voller Einigkeit der drei gesetzgebenden Faktoren des Reiches — zusammenzuarbeiten an der Verbindung unserer Kolonie mit der Heimat und der weiten Welt.

Ein deutsches und ein italienisches Kriegsschiff mit zwei kleineren Regierungsdampfern und einigen Segelfahrzeugen trugen weiter dazu bei, den trügerischen Schein zu erwecken, als sei Dar es Salam, d. h. der „Hafen des Friedens“, bereits, was es hoffentlich bald werden wird, ein wichtiges Handelsemporium an der afrikanischen Küste.

Auch hier wurde ich vom Bezirksamtman von Dar es Salam, Herrn Regierungsrat Böder, in liebenswürdigster Weise an Bord begrüßt, und in der Pinasse des Gouverneurs ruderten mich die wohlgeschulten Bacharias in schneller Fahrt über die glatte Wasserfläche des Hafens an die schöne Landungsbrücke, auf der der Gouverneur Graf Göben mich willkommen hieß. In seiner Nikscha, jenem leichten, zweirädrigen Gefährt, das, von Negern in schnellstem Trabe gezogen, ein leidlich bequemes, aber im Hinblick auf die schwer

atmenden, menschlichen Zugtiere nicht gerade angenehmes Beförderungsmittel bildet, führte mich der Herr Gouverneur als Gast in den Gouvernementspalast ein und hat während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes sich in nicht genug anzuerkennender Weise bemüht, mir den Aufenthalt im deutschen Ostafrika leicht und angenehm und gleichzeitig lehrreich und genussreich zu gestalten. Ich bin ihm dafür zu um so größerem, dauerndem Danke verpflichtet, als er, der rastlos tätige Mann, durch den ausgebrochenen Aufstand und die dadurch qualitativ und quantitativ vervielfachte Arbeitslast in einer Weise in Anspruch genommen war, daß ich ihm die weitere Fürsorge für mich gern erspart hätte.

Die Stunden, die wir beide bei den gemeinsamen Mahlzeiten oder auf der breiten, schönen Veranda des Palastes im lebhaftesten Gespräch allein — da die Frau Gräfin in Europa weilte — verbracht haben, werden für mich unvergesslich sein.

Anfangs war ich ganz berauscht von der ungewöhnlichen Schönheit des Landschaftsbildes, das uns hier umgab. Zwar ist das Gouvernementsgebäude nicht mit jenem vornehmen Luxus gebaut, mit dem vielfach die Paläste der Gouverneure in englischen Kronkolonien errichtet sind, aber ein würdiger, anmutiger Bau ist es unbestreitbar, und seine Umgebung ist unvergleichlich schön. In ruhiger Abgeschiedenheit liegt es in einem ausgedehnten Naturpark, mit dem Blick auf das weite Meer auf der einen Seite, während die Wipfel der Palmen und Mangobäume auf den anderen Seiten das Bild abschließen. Als wir am ersten Abend beim hellen Licht des Vollmondes auf der das ganze Gebäude umfassenden, breiten Terrasse des oberen Stockwerkes standen und die geradezu märchenhafte Pracht dieses Landschaftsbildes gemeinsam genossen, konnte ich aus vollster Überzeugung meinem freundlichen Gastgeber sagen, daß für all die vielen Sorgen, die seine verantwortungsvolle Stellung dem gewissenhaften, pflichteifrigen Manne bereitet, diese herrliche Natur doch einigermaßen als Entschädigung dienen müsse.

Es wäre vergeblich, den Eindruck zu schildern, den eine solche helle Mondnacht in derartiger Umgebung auf jedes empfängliche Gemüt ausüben muß. Trotz der Anstrengung der Reise habe ich nachher noch stundenlang an den hohen Fenstern meines Zimmers gestanden und hinausgeschaut in dieses, im Mondlicht flimmernde

Landschaftsbild und den Tönen gelauscht, die aus dem Gemisch der Brandung des Meeres und den langgezogenen Nagelauten eines Nachtvogels sich eigenartig dem Gemüt einprägten, während mit lautlosen Schritten die schwarze Schildwache vor dem Palast langsam auf und ab patrouillierte.

Mag es dem deutschen Volke auch schwere Opfer kosten, ein solches fernes, tropisches Land zu erringen, es im Kampfe gegen die Eingeborenen zu sichern und schließlich zu kultureller Entwicklung zu bringen, das Ziel ist sicherlich des Kampfes wert, und was in der kurzen Zeit der deutschen Herrschaft hier geschaffen worden ist, muß jedem, der vorurteilsfrei die Kolonie betrachtet, mit höchster Anerkennung und mit der frohen Hoffnung erfüllen, daß die schweren Zeiten der ersten Entwicklungsperiode bald überstanden sein werden und reichlicher Segen aus dieser Kolonie dem Mutterlande erwachsen wird. Denn hier sind, ganz anders als in Südwestafrika, die natürlichen Bedingungen für eine gedeihliche Arbeit gegeben.

Schon heute ist Dar es Salam eine vornehme Residenzstadt für eine große, schöne Kolonie, und trotz des vielfach unverständlichen Spottes oberflächlicher Beobachter über Bürokratismus und Beamtenhochmut, über Außerlichkeit und Scheinwesen, die hier in der Hauptstadt des Landes herrschen sollen, würden Tiefereblickende zugestehen müssen, daß mit kleinen Mitteln in kürzester Zeit Großes geschaffen ist, auf dem schnell und sicher ein stolzer Bau gesunden kolonialen Lebens sich erheben kann.

Ich will darauf verzichten, die Einzelheiten des Stadtbildes von Dar es Salam dem freundlichen Leser vorzuführen, da oft genug von anderen bereits das Bild des weiten Hafens, der schönen Strandstraßen, der stattlichen Gebäude entworfen worden ist.

Auch hier, wie in Tanga, überrascht aufs angenehmste die peinliche Ordnung und Sauberkeit, die auf allen Straßen und Plätzen, in allen Alleen und Parkanlagen den wohlthuendsten Eindruck machen. Als ich am ersten Abend in der vornehmen Schimmelequipage meines Gastgebers mit ihm durch die schönen Promenaden des Europäerviertels und die gutgehaltenen, breiten Straßen der ausgedehnten Negerstadt, durch die herrlichen Parkanlagen und die endlos scheinenden Kokospalmenhaine der nächsten Umgebung der Stadt fuhr, war ich nicht wenig erstaunt, die Strandpromenaden von zahlreichen, weiß-

gekleideten Europäern und Damen in vornehmsten Sommertoiletten belebt zu sehen, die nach des Tages Hitze und Arbeit den schönen Abend genossen, zum Tennisspiel eilten oder dem neubauten Klubhause zustrebten, auf dessen breiten Terrassen sich allabendlich ein reges Bild geselligen Lebens abspielt.

Die Entbehrungen des viel bedauerten, in der afrikanischen Wildnis alle Freuden der Geselligkeit und anregenden Umganges verlustigen Afrikaners bleiben den hier in der Hauptstadt stationierten Beamten, Offizieren und Geschäftsleuten jedenfalls fern. Ich hatte vielmehr den Eindruck, daß alle diejenigen, die an einem verständigen, geselligen Leben Freude finden, hier in der Residenz der Kolonie trotz des Klimas und der Hitze des Tages ein recht erträgliches Dasein führen können. Freilich hörte ich nachher recht bald, daß kleinlicher Küstenklatsch und die ewigen Rangstreitigkeiten zwischen den zahlreichen Beamten auch hier vielfach dazu beitragen, das Leben denen zu verbittern, die zu gemeinsamer Arbeit aufeinander angewiesen, sich gegenseitig das Leben leicht machen sollten.

Seitdem immer mehr deutsche Frauen ihre Männer in die Tropen begleitet haben, und die einst an Zahl weit überwiegenden Junggesellen immer mehr gezwungen werden, Rücksicht zu nehmen auf die weißen Damen, seitdem auch die Frau des Gouverneurs alltäglich ihre Salons der Geselligkeit öffnet und dadurch die Besucher zur Wahrung gewisser gesellschaftlicher Formen zwingt, sind die einst getadelten Sitten in den Messen und Wohnquartieren der Europäer wesentlich zum Besseren gewandelt, und man ist angenehm überrascht zu sehen, wieviel Gewicht von allen Europäern auf die äußere Erscheinung und das gesellschaftliche Betragen des einzelnen gelegt wird. Manchem, der hinauskommt und meint, unter der heißen Sonne Afrikas brauche er sich keinem Kleiderzwange zu unterwerfen, mag es peinlich sein, auch hier, wo die Sonne leicht den Schweiß aus allen Poren treibt, jederzeit mit steifgestärktem Kragen und Manschetten und in peinlich sauberem, weißen Anzug erscheinen zu müssen. Aber ich glaube, es ist kein Fehler, wenn man in dieser Richtung eher etwas zu viel als zu wenig tut, und die Klagen einzelner Durchreisenden, die sich lustig machen über den steifen Ton, der in der vornehmen Beamtenstadt eingerissen sei, sind wenig berechtigt.

Die demokratische Gleichheit, die früher, als wenige Europäer hier versammelt waren, um gemeinsam den Kampf gegen die fremden Verhältnisse aufzunehmen, in der Kolonie herrschte und jeden, auch den einfachsten Handwerker, wenn er weißer Farbe war, den Beamten und Kaufleuten gesellschaftlich nahe brachte, kann natürlich nicht Bestand haben, wenn viele Hunderte von verschieden besoldeten Beamten, Offizieren und Unteroffizieren, Kaufleuten, Ingenieuren und Kleingewerbetreibenden in der größer werdenden Stadt zusammenleben. Klagen über Kastengeist und Überhebung der Höherstehenden sind dann fast selbstverständlich, da diejenigen, die seit Jahren im Dienste der Kolonie hier arbeiten, natürlich wenig Neigung haben, jeden jungen Kaufmann oder gar jeden abenteuerlustigen Einwanderer ohne weiteres als gleichberechtigt zu sich heranzuziehen.

Aber im allgemeinen habe ich nicht die Empfindung gehabt, als ob hier besondere gesellschaftliche Gegensätze vorhanden wären, vielmehr bildete das schöne Klubhaus den Mittelpunkt, in dem die Beamten aller Kategorien, die Kauf- und Geschäftsleute, die überhaupt auf gesellige Bildung Anspruch erheben konnten, sich zwanglos nebeneinander bewegten.

Zur Zeit meiner Anwesenheit ging es in Dar es Salam besonders lebhaft zu. Die Schutztruppen waren vermehrt, weil der Aufstand im Süden der Kolonie, dessen Bedeutung man anfangs unterschätzt hatte, leider immer weitere Dimensionen annahm; 250 weiße Marinesoldaten kamen wenige Tage nach meiner Landung auf einem Dampfer des österreichischen Lloyd im Hafen an, um baldigst auf die verschiedensten Stationen an der Küste verteilt zu werden und die schwarze Schutztruppe zum Vordringen in das Innere des Landes frei zu machen. Außerdem hatte der vor wenigen Monaten begonnene Bau der Eisenbahn nach Morogoro zahlreiche Beamte und Ingenieure hierher geführt, die in energischster Weise die Arbeiten am Bahnbau betrieben und förderten. Kein Wunder, wenn im Kasino, im Klub und in den Restaurants der Geschäftsstadt lautes Leben herrschte, und der schattige Garten der sich schnell vergrößernden, vortrefflich eingerichteten Bierbrauerei in den Abendstunden zahlreiche Besucher aufwies, die im Schatten der Mangobäume sich an einem guten, dort gebrauten Berliner Weißbier, sowie einem vortrefflichen Lagerbier labten, das nach Vervollständigung

der großen Kühlanlagen und nach vielen mühseligen Versuchen dort in sachgemäßer Weise hergestellt wird.

Trotz des Alldrucks, der durch den Aufstand und die Unge-
wissenheit, wie weit er sich ausdehnen werde, auf allen Gesellschafts-
kreisen lastete und der, in der Besorgnis vor einem plötzlichen Über-
fall, auch die Bildung einer stattlichen Bürgerwehr in der Hauptstadt
selbst veranlaßt hatte, herrschte in geschäftlicher Beziehung eigentlich
allgemein eine gewisse frohe Zuversicht, daß nach Überwindung der
Unruhen das wirtschaftliche Leben einem baldigen Aufschwung ent-
gegengehen werde.

Die überaus praktische und geschäftsmäßige Art, in der die
den Eisenbahnbau ausführende Firma die Arbeiten in Angriff ge-
nommen hat und mit großer Energie förderte, wirkte offenbar be-
lebend auf das ganze Geschäft der Hauptstadt ein. Die Dampfer
kamen mit vollen Ladungen; Schienen und Eisenbahnmateriale, Zement
und Bausteine wurden in großen Massen am Hafen gelandet, um
auf der schon ziemlich weit in das Innere vorgestreckten Bahn schnell
an den Ort ihrer Bestimmung befördert zu werden. Man erhoffte
allgemein von diesem Bahnbau eine dauernde Belebung des Verkehrs,
war sich aber auch darin einig, daß eine schnelle Fortführung bis
in die reichen Kornkammern um Tabora herum, politisch und wirt-
schaftlich dringend geboten sei.

Obgleich erst am 9. Februar 1905 der erste Spatenstich zum Bahn-
bau getan war, konnte ich bereits Mitte September mit dem Herrn
Gouverneur zusammen eine Strecke von etwa 20 km weit auf der
neuen Schienenstraße ins Innere vordringen, wenn auch die Fahr-
gelegenheit, ein offener Güterwagen gleich hinter der ruhenden und
rauchenden Lokomotive, bei heißem Sonnenbrand noch nicht das
Ideal einer Eisenbahnfahrt darstellte.

Aber, wenn man bedenkt, wie schwerfällig und langsam seiner-
zeit die Bauten an der Staatsbahn nach Norogwe betrieben wurden,
so wird man um so lieber den Vorzug dieser Art des Baues durch
eine leistungsfähige Privatfirma anerkennen, die das lebhafteste In-
teresse daran hat, möglichst schnell vorwärts zu kommen, um kost-
spielige Beamte und Ingenieure nicht unnötig lange besolden zu
müssen und an Bauzinsen und Generalunkosten zu sparen. Bis
Kilometer 150 waren schon damals die Erdarbeiten gediehen, die

Brücken und Tunnel waren in Angriff genommen, der Bahnanschluß am Hafen war erreicht, an dem Bahnhofsgelände arbeiteten hunderte von fleißigen Händen und auf dem ausgedehnten Lagerplatz wurden Zementröhren und Durchlässe gefertigt, die Eisenbahnwagen zusammengesetzt, Schienen- und Telegraphenmaterial hergerichtet und zwei Lokomotiven transportiert auf den betriebsfertig auf eisernen Schwellen gelegten Geleisen die Materialien zum Weiterbau ins Innere. Nur die Beschotterung der Bahnstrecke fehlte noch.

Eingeborene Arbeiter, meist Banyamwesi, wurden zu den Erdarbeiten wie zum Schienenlegen benutzt, und es war eine Freude, zu sehen, wie diese, an solche Arbeiten doch wenig gewöhnten Naturkinder mit dem schweren Material umzugehen verstanden. Auf einer Feldbahn neben dem zu legenden Hauptgleise wurden Schienen und Schwellen herangerollt. Unter ständigem, einförmigem Singen wurden mit großer Schnelligkeit von der ersten Kolonne die Schwellen nach einer Meßschnur auf den ausnivellierten Unterbau gelegt, eine andere Kolonne legte die Laschen, eine dritte die Schienen, und geübte Arbeiter folgten mit Schraubenschlüssel und Hammer, um die Schienen zu befestigen. Täglich wurde auf diese Weise das Geleise mehr als $\frac{1}{2}$ km vorgeschoben, und man hoffte, bald auf 1 km Tagesleistung zu kommen und in $1\frac{1}{2}$ Jahren den Bau vollendet zu haben, für den bei Erlaß des Gesetzes 4 bis 5 Jahre in Aussicht genommen waren.

Der ausgebrochene Aufstand hat allerdings diese Berechnungen arg durchkreuzt, denn trotz der hohen Löhne, die man ihnen zahlte, trieb offenbar die Unruhe und Ungewißheit, wie es in der ferneren Heimat werden könne, viele der fleißigen Arbeiter zum Verlassen der Arbeit, und es währte lange, bis es den Bemühungen der Bahnverwaltung glückte, wieder einigermaßen genügende Mengen von Leuten heranzuziehen.

An Lohn wurden den zum Teil noch recht kindlich und schwächlich aussehenden Banyamwesi monatlich 12 Rupien bar gezahlt, dazu erhielten sie täglich $\frac{1}{2}$ Liter Reis, etwas Salz und Sonntags Bohnen, so daß sich die Gesamtkosten für jeden Arbeiter auf etwa 20 Mark berechneten. Früchte und Gemüse wurden den Arbeiterkolonnen, die ihre leichten Hütten am Bahndamm aufschlugen und mit dem Fortschreiten des Bahnbaues weiter vorschoben, aus den benachbarten

Dörfern gebracht, die dadurch lohnenden Absatz für ihre Feldfrüchte fanden.

Mich interessierte natürlich auf dieser ersten Fahrt ins Innere Afrikas namentlich das Land, das wir durchfuhren. Noch vor wenigen Jahren reichte der dichte Dornbusch, in dem Löwen und Hyänen ihr Unwesen trieben, bis nahe an die Hütten von Dar es Salam heran, und Geschichten von blutigen Abenteuern mit dem Könige der Wüste wurden noch aus allerjüngster Zeit erzählt. Jetzt dehnt sich bereits ein breiter Gürtel schöner Kokospalmhaine um die Stadt herum aus. Zu den alten tragfähigen Beständen der sogenannten Sultansschamben sind immer neue Pflanzungen hinzugekommen, und fast 10 km weit fuhr die Bahn durch gerodetes und vorbereitetes Land, in dem die in der Jugend besonders schönen Palmen in allen Entwicklungsstadien zu sehen waren. Der Dornbusch wich immer weiter zurück und mit ihm die kleinen Felder der Eingeborenen, die bisher in wilder Wechselwirtschaft bald hier, bald dort ihre Mohogo-, Mais- und Mtamafelder angelegt hatten. Man mußte bereits seitens der Regierung Vorsorge treffen, daß dieses Verdrängen der Eingeborenen durch Aufkaufen ihrer Felder nicht zu weit geht und erschwerte den Erwerb solcher Länder immer mehr. Gewiß ein Beweis, daß das Vertrauen in die Palmenkulturen bei stetiger Verbesserung der Verkehrswege ein allgemeines ist.

Auf die Bedeutung und Kultur der Kokospalmen für die Kolonie komme ich später zurück.

Der Boden ist in der Nähe der Küste leichter Sandboden, kann aber nicht als unfruchtbarer und wertloser Kulturboden angesprochen werden, wie es leider so vielfach geschieht. Denn dieser Sand, der, wie ich an einzelnen Stellen beobachten konnte, offenbar auf Kalkunterlage ruht, zeigt doch eine ganz erstaunliche Vegetationskraft und bringt Ernten hervor, ohne alle Düngung, die den Beweis liefern, daß er bei verständiger Pflege imstande ist, die Arbeit, die darauf verwandt wird, reichlich zu lohnen.

Die hohen Palmen der Sultansschambe machten einen vortrefflichen Eindruck, und die mächtigen Mangobäume, die hier und da auch in weiterer Entfernung von der Stadt die Negerhütten beschatteten, waren von außerordentlich kräftigem Wuchse. Wo man für neue Palmenkulturen den Boden gerodet hatte, schossen Gräser und

Unkraut in üppiger Weise wieder empor und machten den Pflanzungsleitern das Leben nicht leicht, so daß ein fortdauerndes Behacken des Bodens oder, leider erst in wenigen Fällen, ein Pflügen zwischen den Palmenreihen notwendig war, um der Unkrautvegetation Herr zu werden. Außerdem zeigten die Felder der Eingeborenen sowie die Zwischenkulturen auf europäischen Pflanzungen, daß der Boden sehr wohl imstande ist, trotz dieser scheinbar leichten Beschaffenheit gute Erträge zu liefern.

Die Anpflanzungen von Mohogo, eines zu den Manihotarten gehörigen Wurzelgewächses, das in seinen, oft armlangen, wulstigen Knollen vortreffliches Mehl enthält, gedeihen allenthalben ganz prächtig. Ebenso sah ich ungewöhnlich gut entwickelte Maisfelder, und süße Kartoffeln, Erdnüsse und Bohnen wucherten üppig auf den sorgfältig hergerichteten Beeten. Ananashexen waren vielfach angelegt und wuchsen wie Unkraut, herrliche Früchte zeitigend, die leider in ihrer Fülle kaum zu verwerten sind. Auf der Kommunalshamba, die von der Gemeinde Dar es Salam bereits in einer Größe von etwa 900 ha angelegt war, gedeihen die schon älteren Kokospalmen ganz außerordentlich gut, sie zeigten nach 5—6 jährigem Wachstum schon Fruchtansatz und versprechen in kürzester Zeit große Gewinne zu bringen. Dabei war der Graswuchs zwischen den höheren Beständen, die nicht mehr bearbeitet zu werden pflegen, ein derartiger, daß die im Schatten der Palmen weidenden Rinderherden durchaus den Eindruck machten, als ob sie ausreichende und zusagende Nahrung in diesen Grasbeständen fanden.

Freilich mag es sein, daß dieser Sandgürtel in der Nähe der Küste bald der Düngung bedarf, wenn er dauernd in Kultur genommen werden soll; aber das Urteil, das ich hier und da in der Literatur fand, als ob er für die Kultur wertlos sei, ist jedenfalls unzutreffend, und ich bin überzeugt, daß die jetzt in großer Ausdehnung geschaffenen Kokospflanzungen und Zwischenkulturen baldigst gute Renten geben werden. Besonders erfreulich war es mir zu sehen, daß auch ansässige Bürgerleute, um mich mal dieses Ausdrucks zu bedienen, aus Dar es Salam ihre Ersparnisse in solchen Anpflanzungen festzulegen beginnen und sich dadurch eine sichere Rente für die Zukunft schaffen. Wenn man bedenkt, daß gegenwärtig in der Nähe von Dar es Salam die ausgewachsenen, trag-

fähigen Palmen einen Nettojahresertrag von 1 Rupie pro Baum liefern*) und mindestens 100 Palmen auf dem Hektar Platz finden, so wird man zugeben müssen, daß selbst ein kleiner Besitz von etwa 100 ha Palmenwald mit einem Reinertrag von 10 000 Rupien immerhin nicht zu unterschätzen ist. Wenn dabei die Anlage, wie ich es dort beobachtet habe, im Nebenbetriebe ausgeführt wird, ohne große Verwaltungskosten und dergleichen zu verursachen, ohne kostspielige Wohn- und Wirtschaftsgebäude erforderlich zu machen, so stellt allerdings eine solche Plantage, die 60—70 Jahre gleichen Ertrag zu liefern imstande ist, eine vortreffliche Kapitalanlage für kleinere Besitzer dar. Ich hatte die Empfindung, daß man solche Kulturen möglichst begünstigen sollte, um so mehr, da beim Kleinbetrieb eine Düngung der Palmen und Zwischenkulturen, d. h. Anpflanzung von Nahrungsmitteln und Gemüsen für die Stadtbevölkerung und damit eine bessere Versorgung und Beschickung des Marktes der Hauptstadt am leichtesten verbunden sein kann.

Je weiter wir ins Land hineinkamen, je fruchtbarer wurde der Boden, das Gelände wurde hügelig, und die tiefen Einschnitte, die der Bahndamm zeitweilig zu machen hatte, zeigten Erdprofile, die auf reiche Fruchtbarkeit des durchschnittenen Bodens hindeuteten. 1—2 m mächtige, rotbraune, humose Schicht lagerte auf gelbweißem Ton, der offenbar kalkreich war, und die Waldvegetation, die, immer dichter werdend, diese Hügel bedeckte, war dank der Pflege, welche ihr die Forstverwaltung des Gouvernements in dem sogenannten „Sachsenwald“ angedeihen ließ, eine ganz besonders üppige. Leider konnten wir, da die Brückenbauten über einzelne Flüsse noch nicht vollendet waren, nur etwa 20 km weit vordringen und nur aus der Ferne die schönen Urwaldbestände betrachten, die von dort ab die höher aufsteigenden Berge bedeckten. Als ich später mit den Vertretern der Forstverwaltung die Forststation Bugu, etwa 22 km von Dar es Salam entfernt, besuchte und sah, was hier an Kulturarbeit zum Schutz und zur Veredelung der Waldbestände bereits geleistet war, fand ich auf den Bergabhängen nur vortrefflichen, hu-

*) Die 800 Palmen im Park und den Anlagen der Regierung waren zurzeit zu 1400 Rupien jährlich verpachtet, brachten also fast den doppelten Reinertrag.

mosen Verwitterungsboden, auf dem damals die zwischen die jungen Teakbäume gepflanzten, ausgedehnten Baumwollfelder gut gediehen und reichen Ertrag versprachen.

Auf die Kulturarbeit der Kaiserlichen Forstverwaltung werde ich in einem besonderen Kapitel zurückkommen, hier erwähne ich sie nur deswegen, um daraus den Schluß abzuleiten, daß die der Eisenbahn in dem Vertrage mit dem Deutschen Reiche gesicherten Landreservate auf beiden Seiten der Bahn keineswegs so wertlos sind, wie man es von Gegnern des Bahnbaues seinerzeit darzustellen beliebte. Ich bin im Gegenteil davon überzeugt, daß die Hüggelländer, Bergabhänge und Täler, in denen schon jetzt hier und da das helle Grün üppigster Zuckerrohrfelder in schmalen Streifen hervorleuchtete und schöne Bananenhaine die zerstreuten Hütten der Eingeborenen umrahmten, bald in Kultur genommen werden können und für Sisal- und Kautschukplantagen, ebenso wie für die Anlage von Gerberakazien und Waldbeständen vortrefflich geeignet sind.

Ich hörte auch, daß bereits Kaufverhandlungen im Gange sind, um hier in der Nähe der Eisenbahn- und Verkehrsstraße Plantagengebiete zu erwerben und damit der Bahn Frachten und Verkehr zuzuführen.

Neben dem Eisenbahnbau bemüht sich die Kommunalverwaltung jetzt ganz besonders, auch die Landstraßen des Bezirks zu wirklichen Kunststraßen auszubauen und dadurch jene Gegenden der Stadt und dem Hafen näher zu bringen, die von der Eisenbahn nicht berührt werden. Die große Straße von Dar es Salam nach Bagamoyo war bereits etwa 6 km bis zu einem tiefeingeschnittenen Flußbett fertiggestellt. Die breite Straße wurde, nachdem sie in sachverständiger Weise planiert und mit Abflußgräben versehen war, mit Korallensteinen und Korallenkies befahren, der auf langen Feldbahnen aus den benachbarten Bergen herangebracht und mit der Dampfwalze befestigt wurde. Schöne, rotblühende Akazien, mit feinfiedrigen Blättern, wurden in primitivster Weise an die Wegränder gepflanzt, indem man 3—4 m lange frische Zweige, ähnlich wie bei uns die Pappelstecklinge, bei Beginn der Regenzeit in die Erde steckte und mit Sicherheit darauf rechnen konnte, daß sie, schnell weiterwachsend, bald Schatten spenden werden.

Die Wegebauten waren Unternehmern in Utkord gegeben, sie

erhielten für den Kilometer Weg mit allen Erdarbeiten 5000 Rupien, so daß die 90 km lange Strecke von Dar es Salam nach Bagamoyo die immerhin beträchtliche Summe von etwa 450 000 Rupien = 540 000 Mk. kosten wird, ohne die Kunstbauten, die bei Überschreiten der Wasserläufe notwendig werden. Die erste, große Brücke mit etwa 15—20 m Spannung war, solide in Eisen gebaut, gerade zur Abnahme fertig. Man darf hoffen, daß die Gemeinde ihre, aus der Hüttensteuer fließenden, verhältnismäßig reichen Mittel zum schnellen Weiterbau dieser wichtigen Kunststraßen benutzen wird, und daß auch von den der Kolonie jetzt aus Reichsmitteln zum Wegebau reichlicher — jährlich 600 000 Mk. — zur Verfügung gestellten Beträgen größere Summen auf den Ausbau des küstennahen Wegenetzes verwendet werden.

Die guten Wege, die so in das Innere des Landes hinein geschaffen werden, dürften auch dazu beitragen, daß bald in weiterer Umgebung der Stadt die Kleinkulturen in größerem Umfange aufgenommen werden, denn der große zahlungsfähige Markt der Hauptstadt kann große Quantitäten von frischen Gemüsen und Früchten aufnehmen, und die regelmäßig den Hafen anlaufenden Dampfer und Kriegsschiffe würden sicherlich zahlungsfähige Käufer für frische Gemüse und tropische Früchte sein, so daß ich überzeugt bin, daß auch europäische Kleinsiedler in dem höher und darum gesünder gelegenen Hinterlande von Dar es Salam imstande sein würden, sich durch solche Kulturen eine sichere Existenz zu gründen. Bisher fehlt es aber an diesen Elementen, die sich mit einem bescheidenen und sicheren Nutzen ihrer Arbeit begnügen würden, und das Gouvernement hat auf ihre Heranziehung auch noch nicht den Einfluß ausüben können, der vielleicht wünschenswert wäre, weil es bisher an den guten Zugangswegen zu jenen nahegelegenen Hinterländern fehlte. Die Eisenbahnen und Kunststraßen können dazu aber in kürzester Zeit die Vorbedingungen schaffen.

Wer jemals die köstlichen Orangen versucht hat, die von Zanzibar noch heute in Massen herüberkommen und von den Dampfern zur Verpflegung ihrer Passagiere mitgenommen werden, der wird es bedauern, daß nicht auch auf deutsch-ostafrikanischem Boden die Orangenhaine entstehen, deren Früchte sicherlich lohnenden Absatz finden würden. Daß sie vortrefflich gedeihen, dafür habe ich nachher viel-

fach in der Kolonie die Beweise gefunden, wenn auch zumeist überall nur kleine Anfänge vorhanden waren, die mehr aus Liebhaberei, denn des Erwerbes wegen, begonnen wurden.

Auch die hocharomatischen Ananasfrüchte, die, wie vorhin schon gesagt, an den als Hecken gepflanzten, wie Unkraut wachsenden Ananasbüschen massenhaft gedeihen, könnten meines Erachtens eine Quelle des Erwerbes für kleinere Ansiedler bilden, und das kolonialwirtschaftliche Komitee sollte seine Versuche auch nach dieser Richtung hin ausdehnen, ob es nicht möglich ist, diese erstklassigen Früchte, die zur eigentlichen Erntezeit in Dar es Salam pro Stück mit 2—3 Heller bezahlt werden, wie man mir sagte, zu konservieren und, in Büchsen verpackt, dem heimischen Markte zuzuführen.

Doch kehren wir noch einmal zur Hauptstadt zurück.

Daß ganz besonders reges Leben gerade jetzt im Hafen herrschte, habe ich oben bereits angedeutet. Man sieht aber auch, daß hier zielbewußt jetzt darauf hingearbeitet wird, aus der ruhigen, vornehmen Hauptstadt der Kolonie allmählich ein bedeutames Handelsemporium zu schaffen. Der Bahnbau ist die Veranlassung gewesen, daß am Strande des schönen, tiefen Hafens stattliche Kaianlagen entstehen, für welche die Mittel — 500000 Mk. — im Etat des Schutzgebietes ausgesetzt sind und deren Bau während meiner Anwesenheit energisch in Angriff genommen wurde. Leider hat man diesen Bau aus Sparsamkeitsrücksichten nicht in dem Umfange geplant, wie es wohl wünschenswert wäre, um dem Handel und Schiffsverkehrs all die Erleichterungen zu bieten, die die heutige Zeit fordert. Man beschränkt sich vorläufig auf feste Ufermauern, auf denen fahrbare Dampfkräne aus den Leichterschiffen die Ware aufnehmen und auf die Güterwagen der Eisenbahn entladen können, während es wohl zweckmäßiger gewesen wäre, gleich bis in das tiefe Wasser hinein zu bauen, um womöglich ein direktes Löschen und Laden aus den Seeschiffen zu ermöglichen. Anregungen dazu sind verschiedentlich gegeben worden, nur fürchtet man, vielleicht mit Recht, sich den großen Schiffsahrtsgesellschaften, die den Bau der Mole und der Zoll- und Lagerchuppen übernehmen wollten, allzusehr in die Hand zu geben, und ist deswegen noch zu keinem endgültigen Entschluß gekommen.

Wenn man bedenkt, daß die Hafensbucht von Dar es Salam nur

durch eine schmale Einfahrt mit dem Meere in Verbindung steht und ein absolut geschütztes Wasserbecken von etwa drei Seemeilen Länge und einer Seemeile Breite darstellt, in dem die größten Schiffe der Welt sicher vor Anker gehen können, so wird man zugeben müssen, daß hier die Vorbedingungen für einen ausgedehnten Schiffsverkehrsverkehr in selten günstiger Weise gegeben sind. Deshalb sollte die Reichsregierung, die leider viele, viele Millionen nutzlos an die Hafentbauten von Swakopmund verschwenden mußte, nicht zögern, dem Reichstage Forderungen zu unterbreiten, die es ermöglichen, den Hafen von Dar es Salam bald so auszubauen, daß er mit allen Vorzügen der modernen Technik imstande ist, dem Handel die weitgehendsten Erleichterungen zu bieten. Die Summe, die dazu erforderlich wird, ist sicherlich nicht hoch und würde in gar keinem Verhältnis stehen zu dem Nutzen, der dadurch erreicht werden kann.

Vor allem muß doch das Streben der Regierung dahin gehen, dem englischen Stapelplatz Sansibar den Rang abzulaufen, und von der offenen, ungeschützten See der kleinen Insel das große Vermittlungsgeschäft nach dem sicheren Hafen von Dar es Salam herüberzuziehen. Das wird freilich nicht allein durch gute Hafenanlagen und Erleichterung des Verkehrs zu erreichen sein, aber in Verbindung mit der möglichst weit ins Innere führenden Eisenbahn würde die deutsche Hafenstadt dadurch einen großen Vorsprung gewonnen haben. Wenn man weiter den zahlreichen Dhaus, die jetzt noch die Produkte des Landes aus der schönen deutschen Insel Mafia, aus den südlichen Häfen von Lindi, Mikindani und Kilwa sowie aus dem englischen Pemba nach Sansibar fahren, um sie dort zu lagern und für den Versand auf den Europa- und Indiensfahrern vorzubereiten, möglichste Erleichterungen gewähren wollte, so würden auch in schnellerem Tempo, als es jetzt schon geschieht, die Kommissionsfirmen und Ausführungshäuser ihren Hauptsitz von Sansibar nach Dar es Salam verlegen. Daß diese Bewegung bereits begonnen hat, ist bekannt, und wenn jetzt die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft ihr Hauptgeschäft von Sansibar auf deutschen Boden hinüberlegt, so werden hoffentlich auch bald Hansing & Co. u. a. ihrem Beispiel folgen, und die reichen, indischen Zwischenhändler, die zurzeit noch unter der Sultansflagge ihr einträgliches Geschäft betreiben, werden infolgedessen bald mit überfiedeln müssen.

Ich weiß, daß ich mit der letzteren Aussicht manchem Kolonialfreunde nichts Angenehmes sage, denn der indische Kleinhändler ist leider mit Recht in der deutschen Kolonie scheel angesehen und sein ganzes Geschäftsgebahren offenbar nicht imstande, die gesunde Entwicklung der sozialen Verhältnisse unserer Kolonie zu fördern.

Ich werde darauf später noch zurückkommen, meine aber, daß ein Unterschied zu machen ist zwischen jenen Kleinhändlern, die, mit dem bescheidensten Nutzen sich begnügend, eine wucherische Tätigkeit zum Schaden der Negerbevölkerung ausüben und jenen Großfirmen, die im Besitze großer Mittel und alter Handelsbeziehungen zu Indien und dem Festlande als Ergänzung zu den deutschen Handelsfirmen nicht zu unterschätzen sind.

Wir deuteten oben schon an, daß man, um Dar es Salam an Stelle von Sansibar zum Sammel- und Umschlagshafen für die zahlreichen Güter zu machen, die gegenwärtig auf den Dhaus aus allen Teilen der Kolonie nach dort zusammenströmen, Erleichterungen gewähren müsse. Diese Dhaus, die nur 20—30 t Ladung mitbringen, können natürlich nicht im Hafen liegen bleiben und warten, bis ein größerer Dzeandampfer kommt und ihre Ladung übernimmt. Sie müssen, bei günstigem Winde einlaufend, die Möglichkeit haben, schnell ihre Waren löschen und sicher am Strande lagern zu können. Das ist heute in Sansibar in großem Umfange möglich, weil dort alte Lagerräume vorhanden sind, in denen die herangebrachten Produkte, Kopra, Baumwolle, Elfenbein, Gummi und Wachs gelagert und für den Export nach Europa zubereitet und gesammelt werden können. Je größer die Massen sind, die auf solche Weise den Dampfern zur Verfügung gestellt werden können, um so billiger und vorteilhafter ist natürlich der Versand, und höhere Preise werden von den Käufern für gleichartig sortierte und vorbereitete Ware gezahlt werden können.

Es wäre deswegen, wie oben schon angedeutet, dringend erwünscht, auch im Hafen von Dar es Salam derartige Lagerräume zu haben, in denen die Sammelladungen zusammengestellt werden könnten. Man würde eine vorzügliche Waffe in der Hand gehabt haben, um das durch die Pest in seinem Handel schwer gestörte Sansibar lahm zu legen, wenn man rechtzeitig an den Bau solcher Einrichtungen herangetreten wäre.

Sobiel wir wissen, hatte die Deutsche Ostafrikalinie bereits dem Gouvernement Vorschläge gemacht, zur Hebung von Dar es Salam solche Lagersehuppen zu bauen. Aber die kleineren Geschäftsfirinen der Stadt fürchteten wohl, daß die gewaltige Schiffahrtslinie, die auch den Leichterbetrieb durch ihre Agenten in ihrer Hand hat, durch solche Lagersehuppen noch viel mehr in der Lage sein würde, sich oder ihren Agenten eine Monopolstellung zu sichern und haben bisher den Bau solcher Sehuppen auf Kosten der Dampferlinie zu hintertreiben gewußt.

Die Kommune Dar es Salam hat jetzt ihrerseits eine Art von Kornhaus am Hafen dicht beim Zollsehuppen gebaut, das zwar nicht dem oben angedeuteten Zwecke ohne weiteres dienen sollte, aber immerhin in kleinerem Umfange auch in der Lage wäre, die Aufgabe des Sammelns und Sortierens der Kolonialprodukte zu übernehmen. Bisher war aber die eigentliche Aufgabe des Kornhauses weniger die, dem Seeverkehr als dem Binnenverkehr der Eingeborenen zu dienen; man hoffte hier in rationell bewirtschafteten, luftigen Lagerräumen die Ernte der Eingeborenen an Mais, Hirse, Reis, Sesam usw. vor Ungeziefer und Insektenfraß schützen, sachgemäß sortieren und verkaufsfertig machen zu können. Leider ist ein durchschlagender Erfolg noch nicht erzielt worden, so daß man während meiner Anwesenheit einen großen Teil des sehr solide und praktisch gebauten Lagerhauses zur Aufstellung eines Walzengins benutzte, um die aus der Umgegend kommende Baumwolle zu entfernen und in versandfähige Ballen zu pressen. Sobald die Eisenbahn das Hinterland erschlossen und Europäer- und Eingeborenenkulturen gezeitigt hat, wird sicherlich auch diese Einrichtung ihren Nutzen für die Kultur, wie für Handel und Verkehr entfalten können.

Außer den Hafengebauten waren gleichzeitig die umfangreichen Arbeiten in Angriff genommen worden, welche eine Verlegung der Werften von der Kaiser-Wilhelmstraße herüber nach der Halbinsel Kurafini bezwecken. Eine bequeme Verbindung der zeitweilig als Regierungsplantage benutzten Halbinsel mit der eigentlichen Stadt wurde durch Aufschüttung eines Dammes und Ausfüllung des dahinter gelegenen, flachen Kricks geschaffen. Man hofft durch ein Zuschütten dieses flachen, nur zur Zeit der Flut mit Wasser bedeckten Teils des Hafens auch eine Befundung jenes Stadtteils von Dar es Salam

herbeizuführen, der bisher noch immer am meisten unter Fiebergefahr zu leiden hatte.

Die Werften der Kaiserlichen Flottille, für welche jetzt auf Kurasini eine neue und technisch vortrefflich eingerichtete Heimstätte geschaffen wird, hatten auch in ihrer bisher primitiven Gestalt bereits eine größere Bedeutung für die Kolonie erlangt. Die Werkstätten der Werft sorgen nicht bloß für die Instandhaltung der wenigen Regierungsdampfer und für Beschaffung der Bojen und Tonnen zur Markierung des Fahrwassers, sondern hatten unter der tüchtigen Leitung des gegenwärtigen Vertreters der Flottille sich allmählich zu einer leistungsfähigen Boots- und Schiffsbauerei entwickelt und übernahmen in ihren ausgedehnten Werkstätten die Reparaturen für die immer mehr in der Kolonie sich ansiedelnden Fabrikanlagen, sowie den Bau von hölzernen und eisernen Booten und Leichterfahrzeugen.

Das Schwimmdock, das derselben Leitung unterstellt ist und von den Werkstätten der Werft bedient wird, hat sich leider als zu klein erwiesen, um vollen Nutzen aus dem hineingesteckten Kapital ziehen zu können. Große Schiffe können nicht darin gedockt werden, so daß neben den deutschen kleinen Kreuzern nur einzelne wenige Dampfer von geringem Raumgehalt diese, an der Ostküste Afrikas seltene Gelegenheit zum Docken und Reparieren benutzen können. Man sollte an eine baldige Vergrößerung desselben herangehen, damit auch die ständig den Hafen anlaufenden zahlreichen großen Dampfer der Deutsch-Ostafrikalinie, sowie die größeren Kriegsschiffe hier ihre Reparaturen vornehmen könnten.

Doch wir haben bisher uns hauptsächlich mit den Werken des Friedens, der Landkultur, des Handels- und Seeverkehrs beschäftigt. Wenn Dar es Salam zurzeit noch, wie man sagt, eine reine Militär- und Beamtenstadt ist, darf ich auch den für sie geschaffenen Einrichtungen noch ein kurzes Wort gönnen.

Naturgemäß müssen in der Hauptstadt des Landes größere Mengen von Schutztruppen jederzeit zur Verfügung stehen, und wenn die offene Stadt auch kein Kriegslager im eigentlichen Sinne sein kann, so ist es doch selbstverständlich, daß hier die Magazine und Vorratsräume zusammengedrängt sind und stets einige Kompagnien Schutztruppen neben den Polizeimannschaften zur Aufrechterhaltung

der Ordnung und zum schnellen Versand in diejenigen Teile der Kolonie vorhanden sind, die durch etwaige Aufstände der Eingeborenen beunruhigt werden.

Die Salutbatterie, die am Strande aufgestellt ist, die Musikkapelle der Schutztruppe, die hier und da ihre Weisen ertönen läßt, die Wachen, die vor dem Gouvernementspalast sowie vor einzelnen öffentlichen Gebäuden auf und ab patrouillieren, zeigen, daß hier auch das Hauptquartier der Schutztruppe des Landes seinen Sitz hat.

Die Kaserne für die Kompagnien erregte mein besonderes Interesse.

Ein großer, weiter, viereckiger Platz ist rund umgeben von einem einstöckigen Gebäude, das nach außen fensterlos unter dem flachen Dach nur etwa $\frac{1}{2}$ m Lustraum bietet, nach innen mit einem breiten Vorbau sich gegen den mächtigen Innenhof öffnet. Eine weite schattige Veranda wird so geschaffen, die mit dazu beiträgt, daß die hinter ihr liegenden Zimmer kühl und wohnlich sind. Zwei Mann schlafen stets in einem Raum oder ein Mann mit seiner Bibi (Frau) und ihrem gemeinsamen Nachwuchs. Die Einrichtung ist primitiv und einfach genug und wird zumeist den Askaris selbst überlassen, die sich mit Bettstellen, einigen Baumwollstoffen und wertlosen Bildern ihr Heim behaglich machen. In den Ecken des weiten Vierecks sind die Kompagniekammern, in denen die Ergänzungsbestände der überaus praktischen Bewaffnung und Bekleidung der Soldaten aufbewahrt werden. In der Mitte des Kasernenhofes ist ein offener Kochplatz, mit Wellblechdach gegen Regen und Sonne geschützt, auf dem die Weiber der Askaris, mit ihren Kindern auf dem Rücken, oder die Boys der Unverheirateten an der Erde vor dem offenen Feuer hocken und die einfache Mahlzeit für sich und ihre Gebieter bereiten. Für die Verpflegung der Truppe braucht niemand zu sorgen, jeder beköstigt sich in Friedenszeiten selbst und erhält dafür im ganzen 15—20 Rupien monatlich Lohn, während die aus der alten Schutztruppe stammenden Suahelis nach wie vor das hohe Gehalt von 30 Rupien = 40 Mk. beziehen. An Nachwuchs für die Truppe fehlt es nicht, im Gegenteil drängen sich tüchtige, kräftige Leute zum Dienst. Sie sind stolz darauf, in ihren kleidsamen Uniformen die Obrigkeit zu vertreten und haben, was

nicht genug anerkannt werden kann, sich in den schweren Kämpfen des Aufstandes gegen ihre eigenen Stammesgenossen als vortreffliche, treue und anhängliche Soldaten bewährt.

Daß alle Kommandos in deutscher Sprache gegeben werden und auch die schwarzen Unteroffiziere ihre Leute mit deutschen Kommandos drillen, macht für den Neuling anfangs einen befremdenden Eindruck. Alle sonstigen Unterhaltungen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen finden aber in Suaheli statt, und Unteroffiziere wie Offiziere müssen zuerst die wohlklingende Sprache der Eingeborenen lernen, ehe sie an eine erfolgreiche Arbeit mit ihnen denken können.

Zurzeit wird eine neue Kaserne außerhalb der Stadt in der Nähe der dortigen Schießstände erbaut, welche neben dem Rekrutendepot die ständige Garnison der Hauptstadt aufnehmen soll, während die am Strande inmitten der Stadt gelegene alte Kaserne den Polizeitruppen zur Verfügung gestellt werden wird, die bisher im Bürgerquartier in der Stadt untergebracht waren.

Den Hauptteil der weißen Bevölkerung der Stadt bilden heute noch die Beamten des Gouvernements und der Kommune sowie die Offiziere und Unteroffiziere der Schutztruppe. Je mehr, wie oben schon gesagt, weiße Frauen hinauskommen, um mit ihren Männern die Leiden und Freuden des Lebens in den Tropen zu teilen, je mehr drängt sich der Regierung die Sorge auf, für diese verheirateten und unverheirateten Beamten geeignete Wohnräume zu schaffen. Es ist selbstverständlich, daß es in einem solchen, neu ausblühenden Gemeinwesen, das früher eine Neger- und Inderstadt ohne große Bedeutung gewesen ist, an Persönlichkeiten fehlt, die geneigt wären, für die Befriedigung des Wohnbedürfnisses dieser wachsenden Zahl von Staatsdienern zu sorgen. Die Regierung muß also, wenn sie ihre Beamten und Offiziere hinaus schickt, selbst dafür Sorge tragen, daß sie geeignete Unterkunft finden.

Wir scheint es aber, daß man mit Recht darüber klagt, wie diese selbstverständliche Fürsorge geübt wird. Wenn in der „Dienstanweisung, betreffend Gewährung freier Wohnung an Beamte, Militärpersonen und sonstige Angestellte, in Deutsch-Ostafrika“ den Beamten und Offizieren mit einem Gesamteinkommen von über 8000 Mk. zwei eingerichtete Zimmer, allen übrigen je ein möbliertes

Zimmer zugestanden, den verheirateten Beamten durchschnittlich ein Zimmer mehr gegeben wird, so ist es erklärlich, daß mit dieser Kasernierung, die vielleicht für junge Angehörige der stets zum Marsch bereiten Schutztruppe berechtigt sein mag, den Ansprüchen dauernden Lebens in den Tropen nicht genügt werden kann.

Wenn, wie es zurzeit der Fall ist, die große Mehrzahl der Beamten gezwungen ist, wie in Kasernen mit Zimmern von etwa 5—6 m Länge und 3—4 m Breite, deren Fenster auf eine gemeinsame Veranda, deren Türen auf einen gemeinsamen Korridor münden, duzendweis zusammenzuwohnen, so ist es erklärlich, daß hier von einem behaglichen Heimatgeföhle kaum die Rede sein kann. Wenn dann gar, wie es leider an zahlreichen Beispielen mir bewiesen wurde, diese Beamten durch das Finanzdepartement gezwungen werden, oft in einem Jahr mehrmals die Zimmer zu wechseln, so muß jede Freude an dem eigenen Heim schwinden.

Abgesehen von all den Unzuträglichkeiten, die sich naturgemäß ergeben, wenn eine große Anzahl unverheirateter, gut bezahlter Beamten in der Weise zum Zusammenwohnen gezwungen wird, kann niemand seine Eigenart ausbilden, seinen besonderen literarischen und künstlerischen Neigungen usw. folgen, ohne den durch eine dünne Scheidewand getrennten Nachbarn zu stören oder von ihm gestört zu werden. Da selbstverständlich die Regierung den jungen Offizieren und Sekretären, die auf kurzen Kontrakt, zunächst von 2 Jahren, herauskommen, nicht zumuten kann, eigene Wohnungseinrichtungen mitzubringen, in der Stadt selbst aber Gelegenheit zum Erwerb von Möbeln usw. kaum vorhanden ist, eine solche Anschaffung auch niemandem empfohlen werden kann, wenn er nicht weiß, ob und wie lange er an der Küste bleiben wird, so muß die Regierung auch für die Ausstattung der Räume Sorge tragen. Daß dabei wiederum nur in der dürftigsten Weise dem dringendsten Bedarf genügt werden kann, liegt auf der Hand, und daß der unvermeidliche Streit mit dem Magazinverwalter, ob schadhafte Möbel, Gläser usw. auf Kosten des einen oder anderen repariert werden sollen, die Annehmlichkeiten des Lebens nicht vermehren kann, wird man zugeben müssen. Ich glaube, man müßte diesem Wohnungsbedürfnis unserer Beamten auch an den Küstenplätzen — denn im

Innern wird meistens reichlicher und besser gesorgt, weil die Herstellung der Gebäude mit geringen Kosten möglich ist — in weit höherem Umfange Rechnung tragen. Wenn man, wie ich das in den Südstaaten Nordamerikas sowie in Westindien vielfach beobachtet habe, auch den unverheirateten Offizieren und Beamten kleine Villen zur Verfügung stellen würde, mit zwei oder drei Zimmern, Veranda und kleinen Gärten, eventuell Gelegenheit, eigenen Haushalt und eigene Küche zu führen, so würden viele von denen, die sich heute aus der ungemütlichen Behausung wieder hinaussehen, weil sie, von den Schönheiten der tropischen Natur wenig oder nichts genießend, in dürftige, ungemütliche Kasernenstuben eingepfercht sind, sich wohl fühlen und lieber und länger in der Kolonie bleiben, wenn sie sich in ihren eigenen vier Wänden wie in dem selbstgepflegten Stückchen tropischen Gartens heimisch machen könnten. Die Unkosten für solche Bauten sind verhältnismäßig niedrig, da von allem dem, was bei uns das Wohnen teuer macht, viel zu entbehren ist. Einfache, hohe, lustige Räume, ohne Keller, ohne Bodenraum, ohne Heizvorrichtungen und Doppelfenster, mit weiten Veranden umgeben, aus Korallengesteinen erbaut, sind für wenige tausend Mark zu schaffen, und gibt man dann den Bewohnern derselben die Möglichkeit, sich eventuell gegen eine gezahlte Miete aus den Magazinen der Regierung oder aus Privatläden die Einrichtung selbst nach eigenem Geschmack zu schaffen, so wird viel Streit vermieden sein.

Der gegenwärtige Etat für Ostafrika fordert bereits beträchtliche Summen „zur Erfüllung der dem Gouvernement obliegenden Pflichten, für die Unterbringung seiner Angehörigen in einer den gesundheitlichen Anforderungen entsprechenden Weise zu sorgen“ und schlägt den Bau von drei Wohnhäusern für höhere Beamte vor.

Nach jeder Richtung würde es meines Erachtens erwünscht sein, für diesen Zweck weitere Opfer zu bringen und in schnellerem Tempo für die Errichtung eigener, den tropischen Verhältnissen angemessener Wohnungen Sorge zu tragen. Das ausgelegte Geld wird reichlich Früchte tragen.

Vegetationsbilder aus Deutsch-Ostafrika.

Richard Bandt.

Ich habe den Weg von Bagamojo nach Tabora in den Monaten August und September zurückgelegt, also in der Zeit der höchsten Trockenheit. Das hatte den Vorteil, daß ich Wege, die in der Regenperiode unter Wasser stehen oder grundloser Schlamm und Schmutz sind, ohne Schwierigkeit überwinden konnte; den Nachteil, daß die Wasserverhältnisse die denkbar ungünstigsten des Jahres sind. Es hat aber auch noch den Nachteil, daß ich dem Leser dieser Briefe keine üppigen Landschaftsbilder mit süblicher Pracht und Glut der Farben vorzaubern kann, sondern dem trockenen Stoffe entsprechend meine Darstellung wählen muß. Gewiß, ich erlebte auch jene erhabenen Stunden, in denen der empfindende Mensch zu spüren glaubte, wie seine Seele unter dem Atem der Schönheit leise erschauert; ich erlebte Abendröten, die auch die ödeste Landschaft verklärten, wenn die Sonne in roten Dunst gehüllt durch jede Spalte der Wolken eine Feuergarbe entsandte, so daß die Erde, die Gräser, die Bäume, das Lager und die Menschen in leuchtendes Gold getaucht schienen, bis sie zuletzt als blutrote Scheibe in einem Meer von goldbraunem Gewölk unterging. Ich erlebte Morgenröten, wo die Luft klarer und reiner war, als an den kältesten deutschen Wintertagen, wo es in allen Farben glitzerte, wohin ich schaute, wo die Netze der Spinnen kostbaren Perlensträngen glichen, in denen der Himmel sich spiegelte, und köstliche Mondscheinnächte mit stärkerem Zauber, als ihn je Märchendichter erfannen. Das erlebte ich wohl und konnte mich nicht satt daran sehen und vergaß für Augenblicke über dem wunder-

baren Schleier den welken franken Leib, den er mit seiner Schönheit mitleidig deckte. Aber wehe, wenn die Erde nackt dasag, im Winterschlase, aber nicht in friedlichem Schlummer unter weißer, weicher Decke begraben, sondern wie in starrem Krampfe, dem Fluche gelber Öde verfallen und kraftlos die franken Blößen zeigend, so daß die Luft unter dem Fieberdunst ihrer heißen Glieder erzitterte: „Öde“ riefen die gelben Gräser, die spärlich die weite, bebend heiße Steppe bedeckten, und beugten sich noch tiefer unter den Strahlen der Sonne. „Öde“ ächzte der Busch, der meilenweit ohne Blatt und Blüte meinen Weg gleich grauen, hoffnungslosen Gefängnismauern einzwängte, und „Öde“ schrie der Wald der Steppe und streckte seine von der Glut der Sonne und der Brände gedörrten Äste wie Mumienfinger zum erbarmungslosen Himmel. Als wenn dein Auge alle anderen Farben verloren hätte — wohin du schaust, gelb; nicht das Goldgelb unserer reifen Kornfelder, sondern ein fahles schwefliges Gelb auf der Erde und am Himmel, den schwüle Dunstwolken umhüllen, von der Sonne mit grellen, schmerzenden Strahlen durchleuchtet. Das ist das Bild, das die von mir durchzogene Landschaft mit Ausnahme von wenigen glücklichen von Flüssen durchströmten Strichen Seele und Auge bietet, und ich habe, um beide Beziehungen zusammenzufassen, keine bessere Bezeichnung gegenwärtig, als „gelbe Öde“.

Verlasse ich diese allgemeine Betrachtung, um dem Leser eine Vorstellung der wichtigsten Formationen und Pflanzen zu geben, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte, so schicke ich voraus, daß ich nur die scharf begrenzten Landschaftsformen schildern will, denjenigen aber, der sich für alle Zwischenformen und das botanische Detail interessiert, auf das unser heutiges Wissen von der Pflanzenverbreitung in Ostafrika zusammenfassende und trefflich gruppierende Buch von Engler verweise.

Die auf meinem Wege verbreitetste Formation war die mit Sträuchern oder Bäumen bestandene Steppe, die je nach deren Dichte, Mischung und Eigenart ein sehr verschiedenes Bild gewährt. Keine Grassteppen ohne Strauch und Baum habe ich in nennenswerter Ausdehnung selten gesehen, meist an der Stelle ausgetrockneter Seen, auf Überschwemmungsgebieten periodisch sehr starker, in der Trockenzeit versiegender Ströme. Wenn sie in der Regenzeit frisches Grün

tragen, gewähren die nicht zu großen, von einem dunklen Waldrahmen begrenzten Strom- und Seebecken das Bild eines gepflegten englischen Parks. Ich hatte sie mir, als ich durch die gelben, verdorrten Steppen der großen Karawanenstraße marschierte, minder schön gedacht, weil die Gräser nie eine zusammenhängende Decke bilden, sondern wie in Tausenden von Töpfen in den Boden gesenkt erscheinen. 20—40 Halme entspringen immer gemeinsam, von denen die äußersten die jüngsten, kleinsten und grün sind, wenn auch die anderen in fahlem Strohgelb glänzen. Bei bedecktem Himmel oder bei durchfallendem Licht kommen sie wie der Boden zwischen den Büscheln zur Wirkung, und dieselbe Steppe, die ein einziges welkes gelbes Feld ist, scheint eine Stunde später in junges Grün sich verwandelt zu haben. Am häufigsten sind hohe Gräser von großer Mannigfaltigkeit, die ihre Halme nach einer Richtung beugen und oft von einer kerzengerade aufsteigenden, schön stilisierten und in regelmäßigen Abständen kugelförmige Rispen tragenden Ähre überragt werden, die man in Ugogo und Unjamweji in allen Hochgrassteppen findet. Strichweise sehr ausgedehnt (z. B. in der Nähe des Kuvu oder bei Ugunda) — in kleinen Flächen überall — auch in den Lichtungen des Myombo-Waldes zu finden ist ein ca. 25 Zentimeter hohes Dorngras, das sehr dichtstehend bald eine rostbraune, bald eine graue Steppe bildet, je nachdem die grauen, dornentragenden Rispen die rostbraunen Halme verdecken oder zur Wirkung kommen lassen. Meine Leute nannten sie mwiba msuri (guter Dorn) und beschritten sie mit ihren abgehärteten Füßen unbekümmert, während sie mir Plage genug verursachten.

Auf einer dieser Grundlagen: Niedergras, Hochgras, Dorngrassteppe erheben sich die Sträucher oder Bäume und bilden die Formation der lichten oder dichten Strauch- und Baumsteppe oder des Steppenwaldes.

Die Sträucher sind meist Akazien, die trotz ihrer Widerstandsfähigkeit in den trockensten Gegenden so fahl dastehen, wie alle anderen Pflanzen. Auch die Baumsteppe trägt vorwiegend Akazien, die nur selten hochstämmig sind, meist auf knorrigem, vielfach gekrümmtem Stamm eine Unzahl um alle Achsen sich drehender Äste haben, die ein so unruhiges Gewirr bilden, daß das Auge sich nach einem Ruhepunkt sehnt, den es endlich in einem der Bäume findet, die

durch Kraft, Schönheit oder Sonderbarkeit sich vorteilhaft von dem Baumgefindel der Akazien unterscheiden und verdienen, daß wir uns eingehend mit ihnen beschäftigen.

Wenn ich mit den Palmen beginne, so geschieht es nicht nur, weil sie sich dem Europäer am innigsten mit dem Begriffe „Afrika“ verbinden, sondern auch, weil ich Gelegenheit hatte, viele Tausende von Borassuspalmern und Hunderte von Dumpalmen beobachten zu können, und, so merkwürdig es klingt, zu der Zeit, als diese Zeilen geschrieben wurden, vieles an der ostafrikanischen Palmenflora noch sehr der Aufklärung bedurfte.

Ich beginne mit der schönsten Palme, der Deleb- oder Borassus-Palme (*Borassus Aethiopum* Mart.).

Ich will, um die Ausführlichkeit des Folgenden verständlich zu machen, zitieren, was in der ausgezeichneten Abhandlung von Warburg*) in dem Englerschen Buche steht. „Auf allen Abbildungen (aber) zeigt die afrikanische Palme eine sanfte, aber deutliche Anschwellung in der Nähe der Spitze des Stammes, dicht bei oder unter der Blattkrone, und Grant gibt ausdrücklich an, daß alle noch wachsenden Delebpalmen oberhalb der Mitte am dicksten seien. Bei der asiatischen Palmyrapalme ist dem Verfasser dagegen eine derartige Anschwellung nie aufgefallen und auch bei einer Reihe von Photographien nicht sichtbar. Der Stamm bildet hier stets eine durchaus gleichmäßige, sich langsam nach oben verzüngende Säule. Sollte dieser Unterschied zwischen der afrikanischen und asiatischen Form sich mit anderen von Drude angeführten Verschiedenheiten kombinieren, so würde wohl dort die Abtrennung der afrikanischen Palme als *Borassus Aethiopum* Mart. wieder zur Geltung kommen müssen.“ Ich gestehe, daß ich, nachdem ich mindestens 2000 Borassuspalmen (die Zahl ist wahrscheinlich viel zu niedrig) gesehen habe, nicht verstehe, daß die Abtrennung fallen gelassen wurde. Allerdings kenne ich die Klüftenform nicht, weil ich, den Kopf mit anderer Arbeit voll, nicht auf sie geachtet habe. Ich erinnere mich, sie zuerst in der Mkata-Ebene als einzelnes Exemplar unter vielen Dumpalmen gesehen zu haben, und hier war sie eine sich gleichmäßig verzüngende, etwa 8—10 Meter hohe, oben mit sanfter Anschwellung versehene Palme.

Diese Form habe ich in den Ugalla-Wäldern nicht zu häufig

und nur bei relativ jungen Bäumen gesehen. Die häufigste Form dürfte mit der von Grant beschriebenen identisch sein. Sie stellte sich mir so dar: Auf breiter Basis erhebt sich der etwa $2\frac{1}{2}$ Meter Umfang habende Stamm, verjüngt sich sehr rasch, aber sehr wenig, um dann einer etwas schlanken Amphora gleich, anzuschwellen, so daß der größte, die Basis meist noch übertreffende Durchmesser etwa zwei Drittel des Stammes abschneidet und etwa 12 Meter hoch lag. Dann kam eine rasche, den oberen Teil der Amphora darstellende Verjüngung, die in einen schlanken Hals ausläuft. Bei der dritten, mindestens 300 mal beobachteten Form sitzt die Amphora in ziemlich oder wahrscheinlich ganz gleicher Höhe. Aber der Hals der Amphora nimmt die Hälfte des Stammes ein; die Palme ist im ganzen etwa 25 Meter hoch. Die letzte Form endlich, die, neben die erste gestellt, wenn nicht Blüten und Früchte wären, kaum für den gleichen Baum gelten dürfte, hat wieder die Amphora an gleicher Stelle (sie erscheint nur infolge des langen Halses tiefer), aber der Hals nimmt zwei Drittel des Stammes ein, der die respectable, aber krankhaft erscheinende Länge von 35—40 Metern hat. Die letzte Form habe ich in ihrer exzessivsten Ausdehnung nur 5—10 mal gesehen, dagegen zahlreiche Zwischenformen zwischen ihr und der dritten. Endlich noch eine merkwürdige Beobachtung. Fast kein männlicher Baum war unter den vielen der dritten und vierten Form zu finden; ja sie glichen auch nicht der zweiten, sondern eher der ersten, nur daß sie viel höher (etwa 20—25 Meter) und ungleich kräftiger waren und die Anschwellung nicht erst dicht unter der Spitze, sondern einige Meter tiefer begann und dicht über der Amphora ohne Hals und Blätter standen. Das war so konstant, daß ich zum Erstaunen meiner Leute auf hundert Meter vorher sagen konnte, ob es ein Manamke oder Mananne (Mann oder Weib) sei. Ich bemerke noch, daß auch meine Träger die großen Palmen wie etwas ihnen Neues verwundert betrachteten. Ich fasse also zusammen: Wenn die Palmyrapalme, die ich nicht kenne, keine Anschwellung hat, so kann sie nicht mit der Borassuspalme im Innern Afrikas identisch sein. Denn diese hat ausnahmslos eine Anschwellung, die auf den ersten Blick als das charakteristische in die Augen fällt. Ich möchte noch einzelnes nachtragen. Bei der vierten Form, aber auch bisweilen bei der dritten, sah ich einige Male eine pathologische Abknickung

des Stammes, da wo die obere rasche Verjüngung der Amphora erfolgt. Sie war fast rechtwinklig und trug dann den kerzengerade aufsteigenden langen Hals.

Auf zehn weibliche Bäume kam immer nur ein männlicher; aus dem letzteren stellten die Eingeborenen am Malagarassi sehr schöne Rähne her, von denen ich selbst einige in Uwinja als Fahrboot benutzte. Sie höhlen den Stamm angeblich in zwei Tagen aus. Die Form entspricht natürlich dem Baum; an beiden Enden der Basis und der oberen Anschwellung entsprechend ist der Rahn breiter. Weibliche Bäume können ihrer Form wegen sicherlich nicht ohne weitere Veränderung als Rähne benutzt werden; die Früchte, die zur Zeit meines Marsches die beste Reife hatten, wurden von meinen Leuten eifrig gesammelt oder heruntergeschlagen, dann durch kräftiges Stoßen auf einen Stamm geöffnet und gegessen. Ich fand den Geruch sehr angenehm, weniger den an faule Äpfel erinnernden Geschmack, der ein klebriges Gefühl auf der Zunge zurückläßt. Die Wanjamwesi, aber auch die Küstenleute gewinnen einen Wein aus dem Baum, indem sie einen großen Schnitt unter den Blättern in den Stamm machen. Sie schneiden bei Sonnenaufgang, binden eine 4—5 Liter fassende Kalebasse an den Baum, dessen Vorrat nach 10 Stunden erschöpft sein soll. Aus dem Wein bereiten sie, wenn auch seltener wie aus Kokuswein, den assali wa tembo, Palmweinzucker.

Die Borassuspalme (mwumo nach Menjamwestart auch muhama genannt) findet sich auf dem Wege bis Tabora nur selten. Erst in der Nähe des Ugalla traf ich sie stellenweise so häufig, daß man von einer Borassussteppe sprechen konnte. Am Ugalla verließ sie mich nicht mehr, bald zahlreicher bald vereinzelter stehend. Zu Tausenden traf ich sie, am 16. und 17. November, wo sie an beiden Ufern Wälder mit zahlreichem jungen Nachwuchs bildet.

Häufiger als die Borassuspalme ist die minder schöne Dumpalme. Sie ist in ihrer ungegabelten Form zahlreich in der Ebene, die sich zwischen dem Mkatta und Kimamba ausdehnt, bildet lichte Wälder in der Steppe und setzt sich auch in dem einige Stunden von Kimamba beginnenden Wald fort.

Über die Dumpalme (*Hyphaene coriacea* Gaertn., auch

Mia-Palme*) herrscht ebenfalls in vielen Punkten Unklarheit. Ist die gegabelte Form (kis. maschatu oder matschatu) identisch mit der ungegabelten und nur ein Produkt der Steppenbrände? Wie ist ihr Verhältnis zueinander? u. ähnl. m. Ich kenne von der Dumpalme die gegabelte Form, die mich über die Küstenzone hinaus begleitete, fast gar nicht. Ein typisch verzweigtes Exemplar steht inmitten der unverzweigten im Wald vor Kimamba. Unter den vielen Hunderten aus Sindi und auf der Mkatta-Ebene waren nur drei gegabelt, aber gar nicht typisch. Zwei (je eine am Sindi und Mkatta) wuchsen $\frac{1}{2}$ —1 Meter über dem Boden aus einem Stamme, im übrigen sich nicht mehr gabelnd, noch 20—25 Meter hoch. Das dritte Exemplar (Mkatta) war ganz pathologisch, 8 Meter über dem Boden saß gleichsam am Stamm angefügt eine zweizinkige Gabel, deren Bogen wurstförmig aufgetrieben war. Pathologische Anschwellungen, ziemlich hoch rings um den Stamm verlaufend und Schmarotzer tragend, sah ich noch einige.

Hat die Dumpalme eine regelmäßige Anschwellung? Bei den Bäumen der Mkatta-Ebene wollte ich es verneinen. Bald schien mir der Stamm oben, bald in der Mitte verdickt. Aber schließlich stellte sich es heraus, daß die Anschwellung in der Nähe verschwand, daß der im Verhältnis zu seiner Höhe dünne Stamm kleine Augenveränderungen macht, die in der Ferne eine Anschwellung vortäuschen. Bisweilen mag wohl auch wirklich ein stärkeres Wachstum einer Seite stattfinden, und die so vielfachen Knickungen und das noch häufiger als beim Kokus vorkommende Abbrechen einschränken.

Über die Aufstreibung an der Spitze kam ich nicht ins Klare. Als ich die Bäume an der Mukondokwa sah, wollte ich es schon eher behaupten, jedenfalls aber geht schon aus dieser Unsicherheit hervor, daß in diesen Gegenden die Anschwellung nur gering sein kann. Setzt aber, nachdem ich viele Hunderte dicht nebeneinander gesehen und verglichen habe, erkläre ich: Es gibt unter den vielen, große Haine bildenden Dumpalmen des Sindi keinen Baum, der nicht eine deutliche flaschenförmige Aufstreibung an der Spitze hätte. Ähnlich wie bei der Borassus kann beim Weiterwachsen die Anschwellung sich

*) Nach Warburg. Ich hörte den Namen weder von Weißen noch Eingeborenen. Mia = ä nennen die Küstenleute jeden Flechtstoff, z. B. die Einhüllung der Stofflasten.

scheinbar senken. Am Malagarassi (z. B. bei „Kwa Zulengerule“) gibt es viele Dumpalmen, deren Verdickung in der Mitte sitzt, also etwa der Westform *Hyphaena ventricosa* entsprechend. Wieder andere sind 3—6 Meter hoch, haben sehr breite Basis, die sich bis zur Spitze um das dreifache verjüngt, fruktifizieren schon bei 2 Meter Höhe, haben keine Anschwellung (Zwergpalme?). Als ich ein Jahr später an den Unterlauf des Ruffisi kam, fand ich tausende von Dumpalmen, die eine so starke Aufreibung in der Mitte oder im obern Abschnitt haben, daß alle Offiziere in Usumbura eine Wette entrieren wollten, daß es Borassuspalmen sind. Ich vermute, daß es *Hyph. ventr.* ist; auf alle Fälle aber, wie die Frucht lehrt, eine Dumpalme.

Warburg in seiner oben erwähnten Abhandlung schreibt: „Reisende im Steppengebiet haben übrigens darauf zu achten, daß sie nicht die Deleb- oder Borassuspalme mit der dort gleichfalls unverzweigten *Hyphaena* oder Dumpalme verwechseln.“ Ich glaube, daß das gar nicht möglich ist. Selbst ganz jung haben sie schon ihre Charaktermerkmale.

Schon die Blätter der ganz jungen Borassus haben den schönen polierten, festen Stil und die steifen, breiten Blätter, die später, wenn der Baum herangewachsen ist, ihm die prächtige Blattkrone geben, während die Dumpalme immer zerzaust aussieht. Während der Stamm der Borassus prachtvoll und ernst wie eine dorische Säule aus einem Guß geformt zu sein scheint, in seiner Anschwellung so viel künstlerisches Prinzip liegt, daß man den Eindruck hat: So, nur so konnte dieser Stamm gebildet werden, — hat die Dumpalme, je älter um so mehr, etwas schiefes, wackliges, gebrechliches an sich. Und wirklich: eine gesunde Borassuspalme bricht der stärkste Sturm nicht ab. Die Dumpalme aber, selbst die durchschnittlich kräftigeren am Sindi erreichen alle ihr Ende durch den Wind und stehen dann als unschöne Stangen wie die Kokos oder die wilden Dattelpalmen in der Landschaft. Auch die Farbe des Stammes ist bei beiden verschieden. Der eine im schönen Silbergrau, leicht ringförmig schattiert, glatt, der andere wie rauchgeschwärzt, zerfressen, so daß die Fasern bloßliegen, und rauh.

Sehr zahlreich am Ugalla und Sindi ist die wilde Dattelpalme; mir dort stets ein unwillkommenes Bild, weil ich sie nur fand, wo

ihre Wurzeln nicht das ganze Jahr in Wasser tauchen, d. h. immer an den schmalen, trockenen Kanälen, durch die der Ugalla in der Regenzeit strömt. Wenn ich ihre zierlichen Fieder von weitem sah, wußte ich, daß ich meinen Marsch über die betreffende Stelle werde fortsetzen müssen, um zu Wasser zu kommen. Doch liebt sie sehr Plätze mit feuchter Luft, also Ufer von Flüssen und Seen oder periodisch überschwemmte Sümpfe. So bildet sie im Papyrusbett des Sindi kleine, dichte Inseln. Vor Tabora sah ich sie nur in der Nähe von Kimamba bei Kilossa und wenn ich nicht irre, im trockenen Bett des Tjoni, niemals in der Steppe.

Dattel- und Bethelpalmen kommen nur in Tabora vor, eine Ölpalme sah ich in der Nähe der Straße Udjidji—Tabora in einem Dorf am Malagarassi. Wohl die einzige soweit im Binnenlande bzw. vom Tanganika entfernt.

Ich wende mich jetzt den Bäumen zu, die so recht Bäume der Steppe sind. Am häufigsten wird von den Reisenden der Affenbrotbaum erwähnt, den man noch vor wenigen Jahren für einen aussterbenden Rest einer vergangenen Periode hielt. Das ist heute widerlegt. Wie viele andere Bäume Afrikas steht er einen großen Teil des Jahres leblos da, aber wenn seine Zeit kommt, dann schmückt er sich mit einem so prächtigen Gewande weißer Blüten, daß er mit jedem an jugendfrischem Aussehen wetteifern kann.

Ich sah Bäume jeden Alters. Die jüngeren selten oder eigentlich fast nie in der Ebene, wo die Brände sie vernichten, sondern immer auf Hügeln.

Ganze Wälder auf den Erhebungen, die den Weg vom Gombos-See nach Mpapua die ersten Stunden im Norden begleiten, wenn man von Wäldern bei ihm reden kann, der immer mehr oder minder großen Zwischenraum zwischen sich und seinesgleichen läßt. Wo ich ihn jung sah, stand er immer im Schatten anderer Bäume versteckt, aber dort schon von weitem an der tief violetten Färbung der Rinde kenntlich, die im Abendglühen von seltener Pracht ist. Man liest häufig von einer silbergrauen Rinde. Diese Farbe zeigen nur ganz seltene Exemplare und selbst sie nur am Stamm und den nach unten und außen schauenden Seiten der Äste. Die nach innen und oben gerichteten bleiben immer violett, am tiefsten die Rinnen,

die beim Zusammenlaufen von zwei Ästen entstehen und bei ihm förmliche Gräben bilden.

In den trockenen Gegenden von Ugogo rührt die silbergraue Farbe vielfach von einer Flechte her. Selten stehen Adansonien so zahlreich, daß man von einer Adansoniensteppe reden könnte; doch gibt es Gegenden z. B. hinter Kirassa, in der Nähe des Migugu u. a. wo ich ihrer viele zählen konnte. Auf den oben erwähnten Hügeln waren es über 200 jüngere Stämme.

Jetzt habe ich den schönsten Baum seit Monaten nicht mehr gesehen; er verschwand mir zwei bis drei Tagemärsche vor Tabora. Der Affenbrotbaum (Kis. mbuju) ist ein beliebter Lagerplatz. Sein kolossaler Stamm bietet Schatten, seine mächtigen Höhlen einen Stall für das Vieh, dem Koch Schutz gegen den Wind. Oft sieht man die Rinde eines Mbujus noch mehrere Tage langsam weiterschwälen.

Die Früchte werden wohl nur in schlechten Zeiten gegessen, in Ugogo sieht man manchmal Holzsprossen in den Baum geschlagen, um ihn bequemer besteigen zu können.

Ich liebte den Baum sehr wegen seiner kraftvollen Erscheinung. Wie aus Stein gehauen, reckt er seine Äste, die wie Drachenklaue gekrümmt und mit Schuppen und Warzen besetzt sind, zum Himmel. In Deutschland würden sich unzählige Sagen und Gebräuche an ihn knüpfen. Er wäre nicht der Vertraute der Burschen und Dorfschönen, und die Bauern, die vom Wirtshaus heimkehrten, schlugen wohl ein Kreuz, wenn sie in winterlichen Mondscheinnächten seine prachtvolle Silhouette vom Schnee oder Himmel sich abheben sähen, aber unter ihm hätte der Behm getagt, in seinem Schatten hätte Lohengrin für Elsa gekämpft, in seine Höhle hätte die Hexe den Soldaten geschickt, um das Feuerzeug zu holen, und noch viel andere Gespinste hätte unser Volk um seinen Schatten gewoben.

Sein Gegenstück, aber gerade so typisch wie er für die afrikanische Landschaft, ist die Kandelaber-Euphorbie. Mit ihrer steifen gezierten Erscheinung steht sie da, als hätte sie ein Kunstgärtner des empire oder der Zeit Louis XVI. erfunden. Auf den Stichen eines Chodowiecki zwischen Platanenalleen und regelrecht beschnittenen Taxushecken würde sie nicht störend auffallen. Ihr Name ist sehr bezeichnend. Ein Querschnitt gäbe das Bild eines vielarmigen Kandelabers nach Art des 7 armigen Leuchters von Jerusalem. Ich

könnte mir nichts schöneres denken, als einen Wald mit Kandelaber-euphorbien, die brennende Kerzen tragen. Man findet sie in der Glut der Steppen wie im schattigsten Dickicht umspinnen von tausend Schlingpflanzen, oder auf felsigem Bergkamm, dem Winde preisgegeben. Wie alle Euphorbien fürchtet sie der Neger, weil ihr Milchsaft schwere Augenkrankheiten erzeugen soll. Meine Affen sind anderer Ansicht und spielen ganz vergnügt auch in Euphorbien, gleichviel ob der Saft sie bespritzt oder nicht. Interessant ist, wie ihr Stammstück, älter werdend, rasch seine Kanten und grüne Farbe verliert, sich rundet und schließlich braun und hart ist, wie die anderer Bäume.

Hinter Mpapua beginnt die Schirmakazie häufig zu werden, bald licht in der Steppe, bald in dichten Wäldern. Sie erinnert etwas an die Pinie, und wie diese kann man sie gern den „Phantasten unter den Bäumen“ nennen. Ich liebte sie besonders, wenn ich von einer Höhe z. B. bei Mpapua auf einen Wald von Schirmakazien hinabsah wie auf eine grüne Wetterwolke oder wenn sie sich einen Berg gleich Nebelstreifen hinaufzogen oder die Lagerfeuer von unten sie erleuchteten, daß ihre feinsten Verzweigungen sich vom Nachthimmel abhoben. Sie werfen auch in der Trockenzeit ihre dunkelgrünen winzigen Blättchen nur zum kleinen Teil ab und geben dadurch der Steppe, wenn man sie wie in Ngombia von einem Hochplateau unter sich liegen sieht, ein frisches freundliches Aussehen. Daß es auch unter ihnen eine Anzahl Varietäten, die durch Verschiedenheit von Blatt und Stamm sehr in die Augen fallen, gibt, ist für einen afrikanischen Baum fast selbstverständlich.

Das Biologisch-Landwirtschaftliche Institut Umani.

Hermann Paasche.

Mehr als einmal habe ich in dem bisher Besprochenen darauf aufmerksam gemacht, daß man aus dem Stadium der Versuchswirtschaft in der Kolonie noch nicht heraus ist und vor allem, daß die meisten Plantagen älterer Zeit große vergebliche Opfer an Geld und Mühe gebracht haben, weil man Boden und Klima der ausgewählten Plantagen nicht genügend kannte, nicht wußte, welche Varietäten sich am besten für die dortigen Verhältnisse eignen würden und ob die angewandten Pflanz- und Kulturmethoden die richtigen seien. Vielfach ist mir im Gespräch mit Pflanzern und Kaufleuten die Meinung entgegengebracht, daß es doch eigentlich Aufgabe der Regierung sei, belehrend zu wirken und Versuche, die zu kostspielig für den einzelnen Pflanzler sind, auf Kosten der Gesamtheit auszuführen. In gewissen, bescheidenen Grenzen kann man der Regierung diese Kulturaufgabe zuweisen, und das biologisch-landwirtschaftliche Institut zu Umani ist wesentlich zu diesem Zweck begründet worden. Berwies ich darauf, so habe ich häufig statt warmer Anerkennung nur Zweifel gehört, ob ein derartiges Institut mit vornehm klingendem Namen, mit Fachgelehrten von hervorragendem, wissenschaftlichem Ruf besetzt, wohl in der Lage wäre, den praktischen Bedürfnissen der Kolonie zu entsprechen. Es herrschte offenbar noch ein gewisses Vorurteil gegen die dort begonnene Arbeit, aber ebenso auch eine große Unkenntnis dessen, was man in den schönen Bergen Ostusambaras bereits geleistet und begonnen hatte. Ich gestehe offen,

daß ich deswegen mit einigen Zweifeln den Weg nach Umani antrat und ein gewisses Vorurteil gegen die „biologisch-landwirtschaftliche Arbeit“ hegte, von der ich fürchtete, daß sie zu wissenschaftlich und zu wenig praktisch sein könnte.

Ich bin von diesem Urteil gründlich geheilt worden und habe mich in den wenigen Tagen, die ich dort als Gast weilen konnte, davon überzeugt, daß man hier eine Fülle von überaus nützlichen, praktischen Arbeiten begonnen hat und sie nach streng wissenschaftlicher Methode zum Segen für die praktische Arbeit in der Kolonie durchzuführen bemüht ist.

Erst im Juni 1902 ist die Begründung des Instituts in Angriff genommen, nachdem man eingesehen hatte, daß der Kulturgarten bei Dar es Salam und die Tätigkeit der Kulturabteilung allein nicht ausreichte, die wirtschaftliche Entwicklung der Plantagen und Eingeborenenkulturen zu fördern.

Die Aufgabe eines solchen Instituts ist eine ungewöhnlich schwierige und die Gefahr, auf Abwege zu geraten und wissenschaftlichen Liebhabereien zu folgen, die wenig praktischen Wert haben, eine nicht zu unterschätzende. Wenn man in dem neu begründeten Institut mit nicht genug anzuerkennendem Eifer begonnen hat, schon in den ersten Jahren des schwierigen Aufbaues und der Begründung der Versuchsfelder wichtige Kulturfragen für den Plantagenbetrieb zu lösen und dabei bereits auf eine Fülle bedeutsamer Ergebnisse zurückblicken kann, so gereicht das den Männern, die hier gemeinsam arbeiten, zu besonderem Ruhme und ihre Persönlichkeit bürgt auch dafür, daß sie im wohlverstandenen Interesse der Kolonie weiterarbeiten werden.

Selbstverständlich können die Herren nicht gleich jedem, der sich an sie wendet, und Rat und Hilfe gegen pflanzliche und tierische Feinde seiner Kulturen oder Viehbestände wünscht, oder Angaben über Pflanzweise, Behandlung und Düngung tropischer Pflanzen haben möchte, sofort die fertigen Rezepte übermitteln. Alle derartige Fragen erfordern gründliches Studium, oft genug eingehende Beobachtungen an Ort und Stelle; dazu fehlte es aber bisher an Zeit und Arbeitskräften. Erst jetzt sind die Gebäude und Laboratorien einigermaßen vollendet, und sind die Arbeitsplätze mit den nötigen wissenschaftlichen Hilfskräften besetzt. Die Veröffentlichungen des

Institut in den „Berichten über Land- und Forstwirtschaft in Deutsch-Ostafrika“,*) sowie in der populären Beilage zur Usambara-post, „Der Pflanze“, legen bereites Zeugnis dafür ab, wieviel und gründlich bereits auf allen Gebieten gearbeitet worden ist, und ich bin überzeugt, daß das Institut von größtem Segen für die Kolonie sein wird, wenn man mit stetem Ausblick auf die praktische Verwendbarkeit der Forschungsergebnisse in der bisherigen Weise weiterarbeitet und die Pflanze vertrauensvoll die Hilfe des Institutes in Anspruch nehmen.

Von der Eisenbahnstation Niusi zweigt der Weg nach Umani ab. Um frühzeitig den Aufstieg beginnen zu können, hatten wir, d. h. der Bezirksamtman Jache aus Tanga und ich, mit unserer Trägerkarawane und etwa einem Duzend Askaris unsere Zelte auf einem Hügel in der Nähe des Dorfes aufgeschlagen. Eine solide, steinerne Brücke wurde gerade über den schnell fließenden, wasserreichen Fluß gebaut, an dem das Dorf gelegen ist, und der Weg, der hinaufführte in die Vorberge Ostusambaras, war mit großer Sorgfalt angelegt und sauber gehalten. Durch fruchtbaren Aueboden, mit üppigem Graswuchs und lichtem Buschwald bestanden, ritten wir an einer damals leider wenig gut gehaltenen großen Baumwollplantage vorbei, die sich in einem weiten Tale langsam zur Höhe hinaufzieht und offenbar gute Erträge geliefert hatte, wenn auch jetzt während vorübergehender Abwesenheit des Besitzers wohl aus Mangel an genügenden Mitteln die Felder wieder verunkrautet waren und nicht den besten Eindruck machten. Gleich danach begann der Aufstieg.

Umani liegt mit seinen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden in einer Höhe von etwa 920 m und der etwa 5—6 stündige Weg durch das schöne Bergland führt in mäßigen Steigungen zum größten Teile durch tropischen Urwald von unvergleichlicher Schönheit. Doch mußten unsere Reittiere noch einige beschwerliche Kletterpartien über nackte Felsklippen überwinden, mit deren Beseitigung durch umfangreiche Sprengarbeiten man gerade begonnen hatte. Mancher Wasserlauf bedarf noch besserer Drieten, manche unnötige Schleife kann durch

*) Bisher 2 Bde. erschienen (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung).

geringsfügige Aufschüttungen erspart werden. Ehe man in die eigentliche Urwaldregion eintritt, führt die Straße zum Teil an steilen Abgründen entlang und gewährt nicht selten die großartigsten Fernblicke über das Luengeratal hinüber zu den Bergen Westusambaras und in die weite Talebene des Pangani.

Der Urwald war den reichlichen Niederschlägen jenes Gebirgslandes entsprechend von einer ganz ungewöhnlichen Üppigkeit. Selbst der verwöhnteste Tropenreisende muß zugeben, daß die hiesige Waldvegetation von seltener Schönheit und Mannigfaltigkeit ist, die zu schildern kaum möglich erscheint. Kein Wunder, daß die ersten Ansiedler im Hinblick auf diese jungfräuliche, üppige Vegetation hier ihre Kulturarbeit begannen.

Nach stundenlangem Ritt kamen wir zuerst nach Quamforro, der Kaffeepflanzung Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen, von der wir leider nicht den besten Teil zu sehen bekamen. Gerade die von uns durchrittenen Gebiete der Pflanzung wiesen teilweise wenig fruchtbare Berghänge und demgemäß dürrig entwickelte Kaffeekulturen auf. Daneben waren aber andere ausgedehnte Partien vorhanden, auf denen die Kaffeebäumchen außerordentlich kräftig gewachsen waren und damals mit zahllosen weißen Blüten dicht besetzt, reiche Ernte in Aussicht stellten.

Leider setzte ein ziemlich kräftiger Landregen ein, der uns veranlaßte, den beabsichtigten Besuch in der dem Wege nahe gelegenen, gut eingerichteten Aufbereitungsanstalt zu unterlassen und unsere Reise in beschleunigtem Tempo fortzusetzen. Im strömenden Regen hatten wir noch einige Stunden ständig bergauf zu reiten und unsere Träger und Reittiere kamen auf dem aufgeweichten, schlüpfrig gewordenen Wege nur mit Mühe vorwärts, so daß wir froh waren, gegen Mittag die schützenden Dächer des Instituts zu erreichen.

Die Lage desselben auf einem schmalen Bergrücken, rundumgeben von üppigstem Urwald, ist von ganz besonderer, landschaftlicher Schönheit. Von der Terrasse des Fremdenhauses schweift der Blick über die mannigfaltigen Kulturen und Versuchspflanzungen hinweg zu den gegenüberliegenden Bergen Ostusambaras, deren schöne Waldkuppen man hier wie ein Panorama ausgebreitet vor sich liegen sieht, während tiefe Einschnitte einen wunderbaren Fernblick in die Ebene bis zum Meere hin gestatten. Die phantastisch zusammen-

geballten Nebelmassen, die nach dem reichlichen Regen überall aus den dampfenden Tälern aufstiegen und an den gegenüberliegenden Bergen sich zu dichten Wolkenmassen zusammenschlossen, machten bei der stets wechselnden Beleuchtung das Bild zu einem so farbenprächtigen, wie wir es in der Heimat selten finden werden.

Großartige Wasserfälle, von mannigfaltigster tropischer Vegetation umrahmt, vermehren noch den landschaftlichen Reiz, den dieses bevorzugte Stückchen Erde bietet und der Weg nach Derema durch den Urwald, an dem rauschenden Dodwebach entlang, gehört mit zu dem Schönsten, was man in den Tropen sehen kann.

In dieser paradiesischen Umgebung hat man das Institut begründet und fast vollendet. Große Laboratorien für den Chemiker, Botaniker und Zoologen sind in der kurzen Zeit geschaffen und ausgerüstet worden; solide praktische Wohnhäuser für die wissenschaftlichen Mitarbeiter sind errichtet, von geschmackvollen Gartenanlagen umgeben. Ein großes Verwaltungsgebäude, in dem Post und Telegraphie untergebracht sind, große Sammlungs- und Bibliothekräume, die das wissenschaftliche Handwerkszeug der Gelehrten bereits in unerwartet großer Fülle enthalten, sind fertiggestellt. Ein Fremdenhaus, mit den Mitteln der Wohltätigkeitslotterie begründet, bietet besuchenden Fremden vortreffliche Unterkunft und wißbegierigen Forschern die beste Gelegenheit, sich inmitten des Urwaldes für ihre Studien heimisch niederzulassen.

Das abseits von den übrigen Gebäuden auf einem anderen Berggrücken errichtete Direktorhaus gewährt seit kurzem dem verdienstvollen Leiter, Herrn Geheimrat Stuhlmann, eine behagliche Heimstätte. Eine gute Wasserleitung, von den Fällen des dicht bei der Station über gewaltige Felsklippen hinweg rauschenden Dodwebaches gespeist und getrieben, liefert gutes Trink- und Wirtschaftswasser. An den Hängen des Bachufers, sowie weiter unterhalb im Tale desselben, sind die ausgedehnten Pflanzbeete und Pflanzhäuser angelegt, in denen unter Leitung eines gut geschulten gärtnerischen Personals mustergültige Stecklings- und Saatzuchten in immer größerem Umfange getrieben werden, um Pflanzmaterial für die eigenen Versuchsfelder zu gewinnen und Saatgut an die Pflanzler der Kolonie abgeben zu können.

Von dem etwa 1000 Morgen umfassenden Areal des Instituts,

das feinerzeit von der D.O.A.G. unentgeltlich zur Verfügung gestellt wurde, waren bereits 240 gerodet und fast vollständig kultiviert. Etwa 45 km Wege hatte man auf der Plantage angelegt, um zu all den mannigfaltigen Kulturen in dem stark gebirgigen Gelände leicht gelangen zu können.

Gewiß alles in allem eine gewaltige Arbeitsleistung für den kurzen Zeitraum von etwa 3 Jahren.

Die Kulturversuche, die hier angestellt sind, im einzelnen zu schildern, wäre vergebliche Mühe; ich darf auch verweisen auf die Jahresberichte, die in den oben erwähnten Publikationen des Instituts regelmäßig zum Abdruck gelangen.

Die Lage des Versuchsfeldes ist eine ungewöhnlich günstige, weil die Felder von einer Meereshöhe von etwa 400 m im Sigital bis zu 1100 m auf dem Plateau des Bomole emporsteigen, sodaß in dem heißen, echt tropischen Sigital alle reinen Tropenkulturen vortrefflichen Standort finden, während an den Höhen des Berges subtropische Pflanzen gedeihen und die Möglichkeit gegeben ist, die Entwicklungsfähigkeit der meisten für die Kolonie bedeutsamen Kulturpflanzen in den verschiedenen Höhenlagen zu studieren. Während unten im Tale hauptsächlich Kautschukulturen angelegt sind und dort die verschiedenen Kastilloa- und Heveaarten neben mannigfaltigen Gummilianen usw. gepflegt werden und zum Teil ausgezeichnet gedeihen und Samen und Stecklinge für weitere Kulturen liefern, sind in den mittleren Lagen namentlich Kaffee und Gutta-perch, Gerberakazien, Bastbananen, Baumwolle, Gewürz- und Medizinalpflanzen der verschiedensten Art in Kultur genommen.

Beim Kaffee werden die sorgfältigsten Versuche gemacht, um die verschiedensten Pflanzmethoden und Pflanzweiten zu erproben; zahlreiche Varietäten, die in anderen Kaffeeländern sich durch reiche Erträge und gute Qualität auszeichnen, sind mit vieler Mühe beschafft worden und sollen auf ihre Brauchbarkeit im ostafrikanischen Klima erprobt werden. Versuche mit Windschutzhecken und Schattenbäumen haben bereits zu beachtenswerten Resultaten geführt. In dortiger Höhenlage scheinen die Maulbeerhecken als Windschutz vorteilhaft zu wirken und einzelne Schattenbäume haben offenbar günstige Wirkungen geübt. Ein abschließendes Urteil ist natürlich noch nicht möglich.

Zahlreiche Exemplare von *Manihot Glaziovii*, dessen wachsende Bedeutung für die Kolonie wir mehrfach hervorgehoben haben, sind in der Nähe der Laboratoriengebäude angepflanzt, und hochbedeutungsvolle Versuche über die zweckmäßigste Methode der Anzucht sind von Herrn Professor Zimmermann eingeleitet und werden in konsequentester Weise durchgeführt. Die Ergebnisse seiner bisherigen Beobachtungen sind bereits von allergrößter Bedeutung für die Kautschukkultur der Kolonie und werden der wachsenden Zahl der Kautschukpflanzungen hervorragend nützlich sein.

In größerer Zahl sind in der Nähe des Instituts Obstbäume der verschiedensten Art gepflanzt worden, die zum Teil vortrefflich gedeihen.

Große Mengen und die verschiedensten Varietäten von Bambusstauden sind importiert und kultiviert worden, die für die Kolonie von großer praktischer Bedeutung sein werden. Man ist jetzt schon in der Lage, große Mengen von Stecklingen und Saat abgeben zu können und darf hoffen, daß diese wichtige Kulturpflanze in ihren wertvollsten Unterarten bald auf ostafrikanischem Boden immer mehr heimisch werden wird.

Gewürz- und medizinische Pflanzen sind in großer Zahl angepflanzt worden, im chemischen Laboratorium hat man die wertvollen Stoffe zu extrahieren, ihre Mengen und ihre Güte festzustellen unternommen. Zu abschließenden Ergebnissen kann man natürlich noch nicht gelangen, aber mit Sicherheit ist darauf zu rechnen, daß auch diese Arbeit dem zukünftigen Pflanzer manchen Fingerzeig geben und manche rentable Kultur vorbereiten wird.

In den Höhenlagen des Bomole sind in besonders großer Ausdehnung Chininpflanzungen angelegt, die mir Herr Professor Zimmermann mit besonderem Stolz zeigte, weil sie, mit großen Schwierigkeiten gezüchtet, jetzt ein ungewöhnlich kräftiges und gesundes Wachstum zeigten. Man hofft, in aller kürzester Zeit Versuche mit der Rinde einzelner kräftiger Zweige machen zu können, um den Gehalt an Alkaloiden feststellen zu können und ein Urteil zu gewinnen, welche der verschiedenen angepflanzten Sorten am vorteilhaftesten in der Kolonie gezüchtet werden kann. Die von hier versandten Stecklinge und Samen haben bereits, wie ich früher erwähnt habe, zur Anlage größerer Privatkulturen gedient, so daß

der Anbau dieses wichtigen Fiebermittels vielleicht in nächster Zukunft schon einen wirtschaftlichen Wert für die Kolonie haben wird.

Kampferpflanzen waren in großer Zahl in den Saatbeeten gezüchtet und ebenso an den Abhängen des Bomole ausgesetzt. Auch ihnen schien Boden und Klima zuzufagen, so daß Aussicht ist, auch diese für die heutige Pulverfabrikation in immer größeren Massen gebrauchte Pflanze auf deutschem Boden heimisch zu machen.

Eine besondere Abteilung ist der Zucht von Samen aller Art gewidmet, um tropische Blumen und Zierpflanzen, die hier vortrefflich gedeihen und leicht Samen bilden, für Zwecke des Instituts ausnutzen zu können. Man will die hier gewonnenen Samen verwerten, um die großen Kosten der Beschaffung fremden Saatgutes durch Verkauf oder Austausch für die Anstalt erleichtern zu können.

Will man das auf dem Gebiete der Pflanzenkultur Geschaffene, hier nur Angebeutete, richtig beurteilen, so darf man nicht vergessen, welche unendliche Mühe es verursacht, aus den verschiedensten Tropenkolonien, aus Ostindien, Mittel- und Südamerika, Australien, Japan und China usw. Pflanzmaterial zu beschaffen und lebende Exemplare dieser oft recht empfindlichen Kulturpflanzen sowie keimfähigen Samen bis nach Ostusambara heraufzubringen. Oft gehen große Sendungen fast verloren, und mit unendlicher Mühe müssen wenige verbleibende Exemplare und keimfähige Samenkörner behütet und gezüchtet werden, um Nachzucht zu gewinnen.

Auch auf dem Gebiete der Pflanzkrankheiten ist seitens des Botanikers wie des Entomologen in kurzer Zeit hervorragendes geleistet worden. Es ist nicht meine Aufgabe, alles einzeln zu erwähnen, ich deute nur an, daß namentlich die Arbeiten des Professors Boffeler auf entomologischem Gebiete immer größere Anerkennung in der Kolonie finden. Seine praktischen Methoden zur Bekämpfung der Schädlinge der Baumwolle, des Nashornkäfers, des gefährlichsten Feindes der Kokospalmenkultur, haben bereits großen Nutzen gestiftet. Seine systematischen Untersuchungen und seine praktischen Erfolge in der Bekämpfung der Heuschreckenplage durch einfache und leicht auszuübende Mittel geben zu der begründeten Hoffnung Anlaß, daß man bei einiger Aufmerksamkeit und zielbewußter Durchführung der Bekämpfungsweise dieses gefährlichsten Feindes tropischen und subtropischen Pflanzenbaues allmählich Herr werden wird.

In den Laboratorien des Institutes hat vorübergehend auch der Geheimrat Koch gearbeitet, und seine Spuren waren zahllos vorhanden. Die Tsetsefliege wurde massenhaft in Gläsern gezüchtet, um durch Reinkulturen die Infektionsstoffe gewinnen und Mittel zur Bekämpfung ausfindig machen zu können. Wie unendlich schwierig derartige Untersuchungen sind, welche Fülle von Zeit und sorgfältigster Beobachtung dazu erforderlich ist, das konnte ich nach dem Vortrage des Herrn Geheimrat Stuhlmann wohl ahnen, aber vielleicht noch immer nicht richtig würdigen. Ein einfacher Sanitätsunteroffizier, der mit großem Geschick und großer Zuverlässigkeit sein Mikroskop zu handhaben wußte, fütterte und pflegte die Insekten und machte in Abwesenheit des Geheimrats Koch die nötigen Notizen über die Entwicklung der Tiere. Er war mir ein weiterer Beweis dafür, wie unendlich viel hervorragende Leistungsfähigkeit auch in dem Unteroffizierkorps unserer deutschen Schutztruppe hier zu finden ist.

Auch Küstenfieber und Texasfieber, deren Erzeuger in winzig kleinen Zellen gezüchtet wurden, werden weiter studiert, und wenn bisher noch keine praktischen Ergebnisse zu verzeichnen sind, so darf man wohl der begründeten Hoffnung Ausdruck geben, daß die mit echt deutscher Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit geführten Untersuchungen doch zu einem befriedigenden Ergebnis führen werden.

Der wirtschaftliche Nutzen dieser Versuche würde für die Kolonie ja geradezu unschätzbar sein, da der Fortschritt in der Landwirtschaft und die Plantagenbetriebe hauptsächlich von der Bekämpfung dieser Viehseuchen abhängen, die jede Verwendung von Zugtieren für viele Gegenden unmöglich machen.

Leider hinderten mich die während meines dreitägigen Besuches immer wieder einsetzenden, schweren Regen daran, weitere Plantagen in Ostusambara zu besichtigen. Aber im lebhaften Verkehr mit den Vertretern des Institutes konnte ich doch, auch ohne selbst gesehen zu haben, mein Urteil über viele wirtschaftliche Fragen erweitern und vertiefen.

Baumwollkulturen.

Hermann Paasche.

Wohl keine Kultur in unseren deutschen Kolonien wird zurzeit mit größerem Interesse verfolgt, als der Versuch, auf deutsch-kolonialen Boden Baumwolle in größerem Umfange zu bauen. Das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee in Berlin kann für sich das große Verdienst in Anspruch nehmen, zuerst tatkräftig vorgegangen zu sein auf dem Wege, Deutschland wenigstens teilweise aus eigenen Kolonien mit einem der wichtigsten Rohstoffe seiner Großindustrie zu versorgen. Immer mehr ist es den unermüdlichen Anstrengungen des Leiters des K.-W.-K., Herrn Supf, gelungen, das Interesse für diese Frage zu wecken und allmählich auch diejenigen Kreise mobil zu machen deren geschäftliche Interessen am lebhaftesten von dieser Frage berührt werden, nämlich die Baumwollindustriellen selber.

Auch die Reichsregierung wendet der Frage immer größere Aufmerksamkeit zu, und die Etats der Kolonien weisen mit Recht, wenn auch nicht sonderlich erhebliche Summen auf, um die vom K.-W.-K. eingeleiteten Baumwollbauversuche unterstützen zu können.

Die Ursachen dieses Vorgehens sind zu bekannt, als daß ich darauf hier im einzelnen einzugehen brauche.

Die Tatsache, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika den weit überwiegenden Teil der gesamten Weltproduktion an roher Baumwolle liefern, daß daneben eigentlich nur Ägypten, Ostindien, China und neuerdings Teile des asiatischen Rußlands als größere Lieferanten für den Weltmarkt in Frage kommen, hat dahin geführt, daß die Amerikaner ihre beherrschende Stellung spekulativ in einer Weise ausgenutzt haben, daß tatsächlich alle Konsumtionsländer den

amerikanischen Spekulanten tributpflichtig geworden sind und Hunderte von Millionen seitens der Baumwollindustriellen geopfert werden mußten, als im Jahre 1904 die Preise durch wilde Spekulationen zu ungewöhnlicher Höhe emporgetrieben wurden.

Nimmt man doch an, daß eine Preiserhöhung von 10 Pfg. pro Pfund über den Durchschnittspreis für die Textilindustrie der Welt einen Verlust von nicht weniger als 800 Millionen Mark bedeutet, während der höchste Preis, der an der Bremer Börse im Februar 1904 mit 85 Pfg. pro Pfund erreicht wurde, 50 Pfg. über dem Preise stand, zu dem die Baumwolle zu Beginn des Jahres 1905 bewertet wurde, während sie im September desselben Jahres bereits wieder auf 56 Pfg. gestiegen war. Deutschland zahlte für etwa die gleiche Einfuhrmenge an roher Baumwolle im Jahre 1904 470 Millionen Mark, 1905 nur 322 Millionen Mark. Es mußte sich also eine Besteuerung von 150 Millionen Mark durch das Ausland gefallen lassen, und zwar in einem Jahre, das die größte je dagewesene Baumwollernte brachte. Dadurch ist allen handelspolitisch denkenden Kreisen der Bevölkerung geradezu die Notwendigkeit aufgedrängt, sich möglichst dieser Zwangslage zu entziehen. Überall regen sich deswegen, von Deutschland begonnen, in England, Frankreich, Italien, in Belgien, Spanien und Portugal die Bemühungen, das amerikanische Monopol allmählich zu brechen.

Welch unendliche Schwierigkeiten ein solcher Versuch aber mit sich führen muß, liegt auf der Hand, wenn man bedenkt, daß Amerika seine Produktion im Jahre 1904 bis auf 13 580 000 Ballen (à 500 Pfd.) gesteigert hat, während dagegen das nächstwichtigste Produktionsland, Indien, bisher nicht über 4 Millionen Ballen produziert hat und Ägypten nur etwa 1 Million Ballen im Laufe der letzten Jahre dem Weltmarkte zuführen konnte. Alle anderen Länder haben verhältnismäßig geringe Bedeutung für den Welthandel, wenn auch die chinesische Produktion annähernd der ägyptischen gleichkommt. Jedenfalls bleibt die Tatsache bestehen, daß Amerika etwa $\frac{2}{3}$ der gesamten Weltproduktion liefert und zeitweilig einen weit größeren Prozentsatz in der Gesamtversorgung der Welt für sich beanspruchte. Da aber der Konsum an Baumwolle in ganz ungewöhnlicher Weise steigt, so würde man, wenn nicht neue Produktionsgebiete gefunden werden, in wachsendem Maße von Amerika abhängig werden müssen, und die

Frage ist auch berechtigt, ob Amerika imstande sein wird, seine Produktion nachhaltig in ausreichender Weise zu steigern. Zwar ist die Entwicklungreihe für die amerikanische Baumwollproduktion eine ganz ungewöhnliche, denn während im Jahre 1800 die Ernte der Vereinigten Staaten erst auf 155 000 Ballen geschätzt wurde, und nachher im Jahre

1820 auf 606 000 Ballen

1840 " 2 333 000 "

1860 " 4 861 000 "

gestiegen war, ist die Produktion seit den Rückschlägen des Sezessionskrieges in folgender Weise weiter in die Höhe gegangen:

1870 auf 3 114 000 Ballen

1880 " 5 761 000 "

1890 " 7 311 000 "

1898 " 11 300 000 "

1899 " 9 400 000 "

1900 " 10 400 000 "

1901 " 10 700 000 "

1902 " 10 727 000 "

1903 " 10 011 000 "

1904 " 13 580 000 "

1905 " 10 167 000 "

Daß Amerika seine Produktion weiter zu steigern vermag und in den südlichen Teilen der Union noch immer weite Gebiete vorhanden sind, die sich vortrefflich für die Baumwollkultur eignen und trotz der steigenden Landpreise mit Vorteil dazu benutzt werden können, scheint außer Zweifel zu stehen. Aber die Lage für die europäische Industrie bleibt darum immer bedenklich, solange sie zum weitaus größten Teil von dem Ernteaussfall eines einzigen Produktionsgebietes abhängig ist.

Wenn es nur gelingen würde, einen ins Gewicht fallenden Bruchteil des gesamten Bedarfs in den eigenen Kolonien zu decken, so würde die Marktlage dadurch schon wesentlich stabiler und günstiger gestaltet werden können. Deutschlands Verbrauch an Baumwolle ist auf nahezu 400 000 t, also 1 600 000 Ballen gestiegen.

Vor 10 Jahren betrug der Verbrauch nur 300 000 t, vor 20 Jahren erst 150 000 t. In weiteren 10 Jahren kann man deshalb

mit einem Bedarf von mindestens 500 000 t, also 2 Millionen Ballen, für unsere Industrie mit ziemlicher Sicherheit rechnen.

Da man für die Produktion von 1 Ballen Baumwolle durchschnittlich etwa 1 ha Anbaufläche rechnen kann, so müßten, wollten wir den Gesamtbedarf des eigenen Landes in eigenen Kolonien decken, Flächen für diese Kultur zur Verfügung gestellt werden, die für die nächsten Jahrzehnte wohl nie und nimmer erreicht werden können.

Aber soweit gehen die Illusionen der Kolonialfreunde auch noch nicht. Deutschland importierte:

1903	3 824 655	dz	rohe Baumwolle
1904	3 981 175	" "	"
1905	4 028 581	" "	"

Diese Einfuhren stammten aus folgenden Ländern:

	1903		1904		1905
Ägypten	308 723	dz	333 682	dz	347 182 dz
Deutsch-Ostafrika . .	63	"	374	"	2 164 "
Britisch-Indien . . .	790 557	"	766 437	"	618 852 "
Ber. St. v. Amerika	2 680 874	"	2 812 799	"	2 997 611 "

Da die ostafrikanische Baumwolle der Qualität nach den besten ägyptischen Wollen nicht nachsteht, sie sogar nach sachverständigem Urteil bei sorgfältiger Pflege und Bearbeitung eher noch übertrifft, so könnte man zunächst an einen teilweisen Ersatz der hochwertigen, viel — selbst von Amerika — begehrten ägyptischen Baumwolle denken.

Da 3 dz entfernte Baumwolle als reichlicher Durchschnittsertrag pro Hektar anzusehen sind, so müßten bereits über 100 000 ha in Deutsch-Ostafrika mit Baumwolle bestellt werden, um Ersatz für das Produkt des Mittelandes zu liefern. Das ist aber ein Ziel, das meines Erachtens ohne großen Optimismus in nicht allzu ferner Zeit sehr wohl zu erreichen ist, über das hinaus man sogar recht bald weiterstreben kann.

Wie weit Togo und namentlich das Grasland Kameruns imstande sein werden, das amerikanische und ostindische Produkt zu ersetzen, will ich hier nicht untersuchen. Jedenfalls darf man auch dort die Ziele ziemlich fern stecken.

In Deutsch-Ostafrika hat der Baumwollbau, der in einzelnen Teilen des großen Ländergebietes, namentlich an den Binnenseen,

den Eingeborenen längst bekannt war, erst seit einigen Jahren dank den Bemühungen des K. W. K. für den Export Eingang gefunden und sich in den Küstengebieten schnell verbreitet. Oberflächliche Beobachter haben sogar gemeint, daß man allzu eifrig auf die Förderung dieser neuen Kultur gedrängt und dadurch teilweise den Aufstand verschuldet habe. Sowenig letzteres der Fall ist, wird man doch zugeben müssen, daß man an einzelnen Stellen allzu intensiv auf die Anlage von Baumwollschamben „gedrückt“ hat, und daß man nicht überall mit dem nötigen Geschick vorgegangen ist, als man sogenannte Kommunalchamben anlegte, die Eingeborenen zu langdauernder, mühseliger Arbeit veranlaßte und nachher nicht imstande war, einen angemessenen Lohn für die Arbeiter herauszuwirtschaften.

Doch solche Fehler lassen sich vermeiden; jedenfalls haben alle Versuche den Beweis erbracht, daß im Süden wie im Norden der Kolonie eine Baumwolle von hervorragender Qualität gezüchtet werden kann, und daß auch die quantitativen Erträge, da, wo man den rechten Boden ausgesucht und vor allen Dingen die rechte Zeit zur Aussaat gewählt hat, ungewöhnlich hohe sind.

Aber es ist selbstverständlich, daß man bei einer Kultur, die erst vor 4—5 Jahren begonnen ist und die dank der Energie, mit welcher die Kolonialregierung sich ihrer Verbreitung gewidmet hat, ungewöhnlich schnell Eingang gefunden hat, noch nicht über das Stadium der Versuche hinaus sein kann. Nicht jeder Boden ist für Baumwollbau geeignet, wenn auch die bisherigen Resultate gezeigt haben, daß unendlich viel mehr guter Baumwollboden vorhanden ist, als man anfangs erwartet hat.

Vor allem aber sind die klimatischen Bedingungen in einer wenig bevölkerten, erst seit 1½ Dezennien in Kultur genommenen Kolonie nicht so bekannt, daß man aus den Ergebnissen der bisherigen meteorologischen Beobachtungen bereits sichere Schlüsse ziehen könnte.

Die Baumwolle bedarf zur Zeit der Pflanzung in den ersten Monaten ihrer Entwicklung verhältnismäßig reichliche Regenmengen. Nach den Beobachtungen, die man auf der Versuchsstation in Mombom gemacht hat, haben diejenigen Felder die reichsten Erträge gebracht, bei denen in den ersten 4 Monaten eine Gesamtregenmenge von

mehr als 300 mm gefallen ist, während diejenigen Felder, bei denen in den ersten 4 Monaten zusammen nur 100 mm Regen fiel, eine völlige Mißernte lieferten. Das Feld II der dortigen Versuche ergab bei einem Regenfall von 380,3 mm in den ersten 4 Monaten nicht weniger als 11,28 Zentner entfernte Baumwolle pro Hektar; das Feld III bei 328 mm 9,48 Zentner, das Feld IV dagegen bei 96,0 mm Regen nur 1,4 Zentner. Dabei scheinen reichliche Niederschläge im Ausfaatmonat erwünscht zu sein und können dann im folgenden Monat auch geringere Regenmengen überstanden werden, wenn nachher im dritten Monat wieder genügende Feuchtigkeit geboten wird.

Langdauernde Dürreperioden ertragen die jungen Pflanzen jedoch nicht, und die Versuche im Bezirk Tanga haben andererseits ergeben, daß allzu schwere Regen, wie sie dort am Ausgang der Regenzeit häufiger einzutreten pflegen, den jungen Pflanzen durch Wurzelsäule verderblich werden können.

Hat sich die Pflanze bis zur Blüte entwickelt, so ist dann Trockenheit zum Blühen und Reifen der Kapseln, namentlich auch für die Einbringung der Ernten dringend erwünscht, und unzeitgemäße Regen während dieser Entwicklungsperiode der Baumwollstauden haben in allerletzter Zeit in den nördlichen Distrikten der Kolonie viel Schaden angerichtet. Es gilt also vor allen Dingen zu erproben, wann die richtige Zeit der Ausfaat ist, und die meteorologischen Beobachtungen werden nach der Richtung mit größerer Intensität und Allgemeinheit fortgeführt werden müssen.

Die südlichen Teile der Kolonie, die Nachbarschaft von Mikindani, Kilwa und Lindi, auch noch die Rufijiebenen, scheinen nach den bisherigen Ergebnissen klimatisch wesentlich günstiger gestellt zu sein als die küstennahen Gebiete des Bezirkes Tanga. Im Süden ist eine ausgesprochen geschlossene Regenzeit vorhanden, der eine ziemlich sichere Trockenperiode folgt, wenn auch gelegentliche Regenschauer einsetzen, die aber an sich der Entwicklung der Baumwolle nicht ungünstig sind.

Im Bezirk Tanga scheinen die Verhältnisse nach den sehr sorgfamen Beobachtungen und Berichten des Herrn Bezirkssekretärs Sperling nicht so günstig zu liegen, weil hier die Niederschlagsmengen weniger gleichmäßig verteilt sind und nach den bisherigen Beobach-

tungen nicht mit Sicherheit auf das Eintreten der erwünschten Witterungsverhältnisse gerechnet werden kann.

Am Oberlauf des Pangani, namentlich von Mombo aus weiter landeinwärts, sind dagegen weite Flächen vorhanden, die nach dem Urteil Sachverständiger, auch des Kommissars des R.W.A., eine erstklassige Baumwolle produzieren können, da man etwaigen Feuchtigkeitsmangel durch Bewässerung aus dem Pangani, dem Mkomasi und den unzähligen Gebirgsbächen ohne Schwierigkeit beseitigen kann.

Etwa 120 km südlich von Tanga, bei Sadani, sind die klimatischen Verhältnisse bereits wesentlich günstiger als in dem Haupthafen des Nordbezirkes, und nach dem Urteil des Herrn John Booth sind in diesem Bezirk mindestens 25 000 ha erstklassigen Baumwolllandes in nächster Nähe der Küste vorhanden, die fast eben, mit lichtigem Busch und nahrhaftesten Weidegräsern bestanden, zur Anlage von Großkulturen geradezu herausfordern. Die dortige Bevölkerung hat sich unter dem Einfluß des allgemein beliebten Bezirkschefs bereits freiwillig in ziemlich starkem Maße dem Baumwollbau zugewendet, und wir erwähnten oben bereits, daß die quantitativen und qualitativen Erträge dieses Distriktes ganz hervorragende sind.

Auch die Gebiete am Viktoria-Nyanjassee, in der Nähe von Muanza, wo seit undenklichen Zeiten der Baumwollbau eine Eingeborenenkultur darstellt, sollen nach den neuesten Berichten des Herrn Booth zur plantagenmäßigen Kultur vortrefflich geeignet sein.

Auf die Bedeutung des Rufijitales habe ich bereits oben bei Besprechung meiner Reiseerlebnisse hingewiesen. Der Leiter der dortigen Baumwollschule, Herr Wiebusch, bestätigte mir noch kurz vor der Drucklegung dieser Zeilen, daß er namentlich weiter stromaufwärts, wo die Gefahren der Überschwemmung des mächtigen Stromes weniger große sind, mit allerbestem Erfolge Anbauversuche in größerem Umfange gemacht habe. Er ist der festen Überzeugung, daß es bei verständiger Großkultur gelingen wird, aus dem Rufijigebiet in verhältnismäßig kurzer Zeit jährlich 20 000 Ballen vortrefflicher Baumwolle auf den Markt zu bringen.

Die Beobachtungen des Herrn Paul Fuchs bei seiner wirtschaftlichen Erkundigung der Südbahnlinie sowie die Berichte des Herrn Holzmann beweisen, daß auch in den südlichen Teilen der Kolonie für den Baumwollbau geeignete Ländereien in großer Zahl vorhanden

sind, und mit dem fortschreitenden Bahnbau werden sicherlich die Gebiete, die rentabel Baumwolle kultivieren können, in ungeahnter Weise vermehrt werden.

Auch bei Morogoro, dem vorläufigen Endpunkt der Bahn von Dar es Salam aus, regt sich das Interesse für den Baumwollbau. Große Bestellungen von Saatgut sind für die dortige Gegend in diesem Jahre gemacht worden, und man rechnet, daß auch dort in der Nachbarschaft der Eisenbahn viele Tausende von Hektaren für Baumwollkulturen geeignet sind.

Danach halte ich mein obiges Urteil, daß wir in nicht allzu langer Zeit imstande sein werden, etwa 100 000 Ballen bester ägyptischer Baumwolle auf ostafrikanischem Boden zu züchten, für durchaus begründet. Nur wird dazu meines Erachtens eine andere Kulturmethode erforderlich sein, als sie bisher bei den ersten Versuchen nur angewendet werden konnte, d. h. man wird sich nicht auf Eingeborenenkulturen verlassen können, sondern gezwungen sein, zum plantagenmäßigen Großbetrieb überzugehen, wenn man den Erwartungen unserer heimischen Spinner bald gerecht werden und ihnen größere Quantitäten gleichartiger Baumwolle zur Verfügung stellen will.

Zwar kann man nicht leugnen, daß die Neger sich zum Teil mit großem Geschick der neuen, ihnen völlig fremden Kultur zugewandt haben, und es sind mehrfach Proben von weißer Abasiwolle an den Markt gekommen, die, in Kleinkultur von den Negern gezüchtet, kaum etwas zu wünschen übrig ließen. Auch würden die Eingeborenen bei guter Verwertung besserer Qualitäten wohl dahin zu bringen sein, mit noch größerer Sorgfalt zu pflücken und ihre Wolle besser sortiert zu Markte zu bringen. Aber ich fürchte, die Quantitäten, die auf diese Weise durch freiwilligen Anbau der heimischen Bevölkerung gewonnen werden können, würden noch für lange Zeit so geringfügig bleiben, daß das erstrebenswerte Ziel, von der ostafrikanischen Handelsmarke beachtenswerte Posten den Spinnern zu liefern, auf deren Verarbeitung sie sich einrichten können, nicht so bald zu erreichen sein wird. Denn die Arbeitskraft des Negers reicht nicht aus, in der bisherigen primitiven Weise mit einfachen Handhacken Flächen umzuarbeiten und nachher vom Unkraut reinzuhalten, die nachhaltig ins Gewicht fallen können. Herr Wiebusch meint, daß eine Negerfamilie neben der Beschaffung des eigenen Bedarfes an

Nahrungsmitteln bei der heutigen Arbeitsweise wohl kaum mehr als $\frac{1}{4}$ ha Baumwolle mit Sicherheit pflanzen und pflegen kann. Es würden also Hunderttausende solcher kleinen Schamben erforderlich sein, wenn man dem oben angedeuteten Ziele näher kommen wollte.

Auch der Großbetrieb wird auf die Dauer mit den heutigen Arbeitsweisen nicht auskommen können, da die Leistung der einzelnen Arbeiter mit den bisherigen primitiven Geräten zu geringfügig ist, um mit den vorhandenen Arbeitskräften große Flächen bestellen zu können. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie man in den Baumwollbezirken Amerikas bemüht ist, immer mehr die Handarbeit durch Maschinen zu ersetzen und längst Pflug und Egge, Kultivator und Hackmaschine die alleinigen Arbeitsgeräte darstellen, so wird man zugeben müssen, daß wir auf die Dauer mit diesen Konkurrenten den Kampf nicht aushalten können, wenn wir gezwungen sind, gut bezahlte Arbeiter in einer Weise arbeiten zu lassen, die nennenswerte Leistungen eigentlich ausschließt. Nun könnte man ja meinen, und das R.W.A. hat diese Ansicht zeitweise vertreten, die Lösung der Frage sei darin zu finden, daß man die eingeborene Bevölkerung an Pflug und Egge gewöhnt, um mit Hilfe von gutem Spannvieh das Vielfache von dem zu leisten, was die Handarbeit fertigstellen kann.

In Togo scheinen die Versuche zur Einbürgerung der Pflugkultur bei den Eingeborenen auch nicht erfolglos zu sein. Ich fürchte aber, für die große Mehrzahl der ostafrikanischen Neger ist die Zeit noch nicht gekommen, wo man ihnen Pflug und Egge anvertrauen und sie zur Haltung von leistungsfähigem Zugvieh veranlassen kann. Daß sie mit den Geräten umzugehen lernen, bezweifle ich nicht. Bisherige Versuche haben den Beweis erbracht, daß der Neger sich schnell auch in diese Art der Arbeit einlebt und zur Behandlung der Zugtiere Lust und Geschick hat.

Aber ich fürchte, unsere ostafrikanische Negerbevölkerung ist namentlich an der Küste, noch nicht imstande, selbständige Bauern mit eigener Spannviehhaltung in größerer Zahl zu liefern, ganz abgesehen davon, daß bisher die Haltung von Zugtieren ja leider durch die verheerenden Viehseuchen in vielen Gegenden unmöglich ist, wenn man nicht mit großer Sorgfalt die Tiere durch Stallfütterung und Pflege vor Küsten- und Texasfieber bewahren kann.

Der Europäerbetrieb wird, worauf ich in dem Kapitel über den

Ruffji schon hingewiesen habe, viel früher imstande sein, da, wo Pflugkultur überhaupt möglich ist, die Kulturen mit Hilfe der einheimischen Arbeiterkräfte zu vermehren, als das durch Kleinbauern der Fall sein könnte.

Die Gegend von Sadani ist bisher frei von verderblichen Viehseuchen. Nach den Mitteilungen des Herrn John Booth ist der überaus kräftige Graswuchs der Steppe so nahrhaft, daß die vorhandenen Zugochsen in Karre und Pflug wie am Göpel wirkliche Maximalleistungen liefern und dabei in sehr gutem Futterzustande sind, obgleich sie nur auf Grasnahrung angewiesen sind. Dort stünde also einer Bearbeitung der einmal gerodeten Felder durch Ochsen, Maultiere und Esel nichts im Wege, und die Arbeiterfrage würde verhältnismäßig weniger Schwierigkeiten machen als im eigentlichen Tangabezirk, da Sadani von jeher der Lieblingsplatz der Wanyamwesi und Wasukuma gewesen ist. Hier wie am Ruffji könnte man aber auch bei der großen Gleichmäßigkeit des Bodens neben der Spannviehhaltung an die Einführung der Dampfkultur denken. Dadurch würde ein großer Teil der Schwierigkeiten beseitigt sein, die jetzt noch einem Großbetriebe im Wege stehen.

Es würde aber verfehlt sein, wollte man im Plantagenbetrieb ausschließlich Baumwolle kultivieren, vielmehr glaube ich, daß nur durch eine verständige Wechselwirtschaft, dann aber auch mit ziemlicher Sicherheit, große Erträge aus solchen Plantagen zu gewinnen sein würden. Herr Booth empfahl mir gegenüber selbst eine Vierfeldwirtschaft, bei der im ersten und zweiten Jahre Baumwolle, im dritten Jahre Mais und Bohnen, im vierten Jahre Klee gras zur Weide und als Gründüngung wohl zweckmäßig sein würde. Der Mais könnte, wenn man gute italienische oder amerikanische Qualitäten, die nach den bisherigen Erfahrungen ganz vortrefflich gedeihen, anpflanzen wollte, reiche finanzielle Erträge auch deswegen geben, weil die Eingeborenen bisher nicht imstande sind, ihre Maisernten zu konservieren und gegen die Angriffe der Rüsselkäfer zu schützen, so daß sie meist kurz nach der Ernte den größten Teil ihrer Erzeugnisse für billiges Geld an den Fuder verkaufen und dann später zu drei- und vierfach höheren Preisen ihren Bedarf bei dem gleichen Wucherer eindecken müssen. Bei Einrichtung großer Trockenschuppen und Anwendung verständiger Konservierungsmethoden — Eintauchen in

Salzlösung — würde dem Verderben des Mais leicht entgegenge-
arbeitet werden können, und der Bevölkerung könnte, selbst mit Ge-
winn seitens der Pflanzungen, billige Nahrung jederzeit zur Ver-
fügung gestellt werden.

Die Bohnen würden auch ein gutes Ausfuhrprodukt werden,
und die künstlichen Weideschläge, die frei von Küstenfieber sein würden,
lieferten sicherlich in dem zu züchtenden Vieh nicht unbeträchtliche
Nebeneinnahmen.

Wenn auf solchen Plantagen mit modernen Ackergeräten, wo-
möglich mit dem Dampfpflug, gearbeitet würde und in den erwähnten
Nebenkulturen ein gewisser Sicherheitskoeffizient gegen etwaige, durch
ungünstige Witterung gegebene Fehlschläge bei der Baumwolle gegeben
wäre, so dürfte der Baumwollbau in Ostafrika gewiß ein rentables
und vor allem sofort, nicht erst nach langen Jahren des Wartens
gewinnversprechendes Unternehmen sein. Denn ich wiederhole, die
Qualität ist erstklassig. Auch bei Sadani ist mit der Negerhade
auf Neger-, Inder- und Araberschamben eine gelbe Mitasifimolle im
letzten Jahre gezüchtet mit einem Stapel, einer Gleichmäßigkeit und
Reinheit der Farbe, wie sie selten oder nach dem Urteil des ägypti-
schen Klassifikators „nirgend“ gefunden wird. Die weiße Abasi-
wolle, die daneben und vor allem in den südlichen Distrikten ge-
wonnen wird, ist gleichfalls prima Qualität, und die Ernten sind
der Menge nach nicht geringer als in anderen Baumwollländern.

Mögen dann auch die Arbeitskräfte vorläufig noch im Vergleich
zur Leistung teuer sein, so hätten die deutschen Baumwollpflanzer
Ostafrikas doch den großen Vorzug voraus, daß sie über einen jung-
fräulichen Boden von großer Fruchtbarkeit fast umsonst verfügen
können, während erstklassige Baumwollböden in Amerika, nament-
lich aber in Ägypten Kauf- und Pachtpreise bedingen, die den Ost-
afrikanern die Konkurrenz ganz wesentlich erleichtern müssen. Kostet
doch bestes Baumwollland in Ägypten pro 1 Feddan = 0,40 ha be-
reits 80—100 £ und unter 2—3000 Mk. ist bewässerungsfähiges
Baumwollland pro Hektar dort überhaupt nicht zu bekommen. Daneben
drücken den Pflanzer hohe Grundsteuern, die zum Teil über 100
Mark pro Hektar betragen. Auch in Texas sind gute Baumwoll-
länder unter 500 Mark pro Acre, also 1250 Mark pro Hektar,
selten geworden. In Ostafrika steht dem Ansiedler das Land noch

immer fast unentgeltlich zur Verfügung; denn die 3—4 Rp. pro Hektar Kaufpreis, welche die Regierung für ihr Kronland fordert, fallen nicht im mindesten ins Gewicht.

Man mag zugeben, daß der ägyptische Baumwollpflanzer mit sicherer Ernte rechnen kann, weil er in dem fast regenlosen Klima durch künstliche Wasserzufuhr dem Boden zur rechten Zeit die nötige Feuchtigkeit geben und auf trockenes Erntewetter unter allen Umständen zählen kann. Aber die Südstaaten Nordamerikas bauen ihre Baumwolle zumeist ohne Bewässerung und sind längst gezwungen, den Boden durch Düngung ertragsfähig zu halten, wo die Kultur bereits seit längerer Zeit besteht.

Ich hoffe, daß mit Hilfe des R.W.K. recht bald Versuche, Baumwolle in Großkultur zu pflanzen, in D.O.A. ins Leben gerufen werden und daß sich die Baumwollinteressenten bereitfinden werden, nach reiflicher Prüfung der Verhältnisse größere Kapitalien zur Anlegung solcher Plantagen zur Verfügung zu stellen.

Das Beispiel einer solchen rationellen Kultur mit Maschinenbetrieb dürfte schließlich auch auf die Eingeborenen am besten wirken, wenn man, was ich für selbstverständlich halte, die bisherigen Bestrebungen, die Eingeborenenkulturen durch Belehrung und Anregung zu fördern, eifrig fortsetzt.

Die Bearbeitung der von den Eingeborenen gebauten Baumwolle zu marktfähiger Handelsware würde dann am besten mit solchem Plantagenbetrieb vorteilhaft zu vereinigen sein, denn die unentkernte Baumwolle kann wegen der unnötigen Transportkosten nicht auf den Markt gebracht werden. Das R.W.K. hat nach der Richtung, ebenso wie in Togo, ja Hervorragendes geleistet, indem es zahlreiche Ginstationen auf eigene Kosten eingerichtet hat und sich überall bereit erklärt, die Aufbereitung und den Verkauf der Wolle in uneigennütziger Weise für den Pflanzeur zu übernehmen. Daß es dabei sich entschlossen hat, den Eingeborenen feste Minimalpreise zu garantieren, war von besonderer Bedeutung, weil dadurch allein eine Sicherheit lohnenden Absatzes gegeben war, solange die vorhandenen kaufmännischen Firmen sich noch nicht mit dem Einkauf der Baumwolle befaßten.

Neuerdings ist es den Bemühungen des Herrn John Booth als Kommissar des R.W.K. gelungen, die großen Exportfirmen für diesen

entwicklungsfähigen Handel immer mehr zu interessieren, so daß die Tätigkeit des Komitees nach der Richtung ausgeschaltet werden kann.

Von den Entfernungsmaschinen haben sich bei der vortrefflichen Qualität der ostafrikanischen Baumwolle nur die auch in Ägypten allgemein gebräuchlichen Walzengins bewährt, die im Gegensatz zu den amerikanischen Sägegins den schönen langen Stapel der Wolle nicht zerreißen und sie bei sachgemäßer Behandlung der Walzen rein von den Kernen ablösen. Zur Beaufsichtigung der vorhandenen Walzengins hat das R.W.A. einen ägyptischen Maschinenschleifer angestellt, der namentlich das Schleifen der Walzen in zweckmäßiger Weise durchführt und heimische Handwerker in der Bedienung der Maschinen anlernt.

Die Baumwollsaat, die bekanntlich $\frac{2}{3}$ der auf der Plantage gewonnenen Baumwolle darstellt, ist bisher in Ostafrika wenig verwertet worden, soweit sie nicht als Saatgut in der Kolonie selbst Verwendung findet.*) Die Frachten, die für das verhältnismäßig wenig wertvolle Produkt bezahlt werden müssen, sind zu hoch, um einen nennenswerten Nutzen aus der Versendung der Kerne nach Deutschland zu lassen.

Ich meine, man sollte ähnlich wie in Nordamerika auch hier versuchen, die sehr ölhaltigen Samen in besonderen Ölmühlen zu Baumwollsaatöl zu verarbeiten und würde in dem verbleibenden Ölsuchen nicht nur ein vortreffliches Viehfutter, sondern auch ein wertvolles Düngemittel für die Baumwollfelder selbst gewinnen können.

Alles in allem wird man trotz einiger Mißerfolge, die durch Ungunst der Witterung in letzter Zeit in den nördlichen Bezirken zu verzeichnen sind, mit aller Energie auf die weitere Förderung des Baumwollbaues hinarbeiten müssen, und ich bin überzeugt, daß es an günstigen Ergebnissen nicht fehlen wird, wenn man am rechten Orte und zur rechten Zeit pflanzt und sich immer mehr freimacht von der kostspieligen und unergiebigem Handarbeit mit Negergeräten.

*) Nach den Beobachtungen in Tanga scheint die in Ostafrika gewonnene ägyptische Saat bessere Erträge zu geben als die von Ägypten eingeführte.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Produkte unserer Togo-Kolonie und deren Verwertung.

Heinrich Klose.

Bevor wir die Ausführungsprodukte unserer Togokolonie näher betrachten, wollen wir nicht unterlassen, das Zollwesen der Kolonie zu erwähnen, welches von so einschneidender Natur für die Handelsverhältnisse ist. Die Einführung der jetzt gültigen Zollsätze wie das ganze Zollwesen ist das gemeinschaftliche Werk des damaligen Landeshauptmannes von Puttkamer und des Zolldirektors Boeder, wobei die Einfuhrzölle der benachbarten englischen Goldküstenkolonie als Unterlage dienen. Die deutsch-englische Zollkonvention, welche das linksseitige englische Voltagebiet mit dem deutschen Gebiet als ein einheitliches Zollgebiet ansieht, blieb bestehen. Die Zollsätze, namentlich für Spirituosen und Pulver wurden bei diesem neuen Zolltarif im Jahre 1894 bedeutend erhöht. Danach werden Spirituosen jeglicher Art das Liter mit 22 Pfennigen verzollt, während der Zollsatz für das Pfund Pulver 50 Pfennige beträgt. Auch der Tabak unterliegt einem hohen Zollsatz von 50 Pfennigen für das Kilo. Nach der Brüsseler Konvention dürfen auch in Togo nur Steinschloßlinten eingeführt werden, alle übrigen Waffen zur Jagd und zur Verteidigung für Europäer sind der Genehmigung der Regierung unterworfen und müssen zur Kontrolle abgestempelt werden. Der Zollsatz für Feuerwaffen ist daher ein verhältnismäßig hoher und beträgt für das Stück 2 Mark. Alle sonstigen eingeführten Gegenstände unterliegen einem Zollsatz, dessen Höhe 4 Prozent vom Werte der zu verzollenden Gegenstände gleichkommt. Alle wissenschaftlichen Instru-

mente, Bücher und landwirtschaftliche Geräte und alle Gegenstände, welche zu Kulturzwecken eingeführt werden, gehen mit Genehmigung des Gouverneurs zollfrei in das Gebiet ein. Ferner genießen auch die Missionen für die nötigen Gebrauchsartikel Zollfreiheit.

Was die Urprodukte des Landes anbetrifft, so sind bis jetzt in erster Linie für die Togo-Kolonie die reichen Ölpalmwälder und die Gummidistrikte von wirtschaftlicher Bedeutung. Leider kommt bisher nur die Ernte der Ölpalmen in den Küstendistrikten bis etwa fünf bis sechs Tagemärsche ins Innere für eine wirtschaftliche Ausbeute in Betracht, die weiter nach dem Innern liegenden reichen Ölpalmenbezirke sind für den Handel ohne Bedeutung, da die Trägerlöhne zu kostspielig sind und die Eingeborenen selbst die Waren wegen des geringen Verdienstes nicht zur Küste bringen. So verfaulen jährlich im Hinterlande viele Produkte; erst mit der Anlegung von Straßen und Eisenbahnen wird diesen Verlusten Einhalt getan werden können. Aus den näheren Gebieten kommen hauptsächlich die gedörrten Palmkerne an die Küste; die Bewohner der entfernter liegenden Gegenden geben sich mit dem Transport der voluminösen Palmkerne nicht ab, sondern bringen nur Palmöl zum Verkauf in die Faktoreien der Küstenplätze. Nach den statistischen Angaben von 1897/98 betragen die Preise für einen Liter Palmöl 22 Pfennige, während ein Kilo Palmkerne nur 13 Pfennige brachte. Die Ausfuhr von Palmkernen belief sich im Jahre 1897/98 auf 3064883 Kilo, während die Ausfuhr des Palmöls 473788 Liter betrug. Der Gesamtwert der ausgeführten Palmkerne beziffert sich demnach auf etwa 398000 Mark, der des Palmöls auf 310000 Mark. Das schmutzige, von den Eingeborenen aus dem Fleische der Ölpalmenfrucht gewonnene Öl wird in Europa in den Ölfabriken gereinigt und als Palmöl, welches meistens eine gelbliche Farbe besitzt, zur weiteren Verarbeitung in den Handel gebracht. Die Palmkerne werden in Europa zu Palmkernöl, Glycerin und Fettsäuren verarbeitet. Die Rückstände werden zur Herstellung eines beliebten Viehfutters, des Palmkuchens, benutzt. Aus den Fettsäuren und minderwertigen Qualitäten werden Stearinkerzen und Palmkernseifen hergestellt.

Mit das wertvollste Produkt ist der Kautschuk. Er wird, wie wir gesehen haben, aus dem Saft der *Dandolphia-Lianen* gewonnen, welche hauptsächlich im Hinterlande, in Abele, Adjuti, Akpoffo, Tribu

und Rebu wachsen. Früher soll die Liane auch in den Küstenbezirken reichlich vorgekommen, aber durch die rohe Methode der Saftgewinnung bis auf einen kleinen Bestand, welcher für die Industrie nicht mehr lohnt, ausgerottet sein. Aus diesem Grunde wäre es dringend notwendig, daß in den noch ergiebigen Kautschukdistrikten durch ein Gesetz und durch die Anstellung von erfahrenen Pflanzern der systematischen Ausrottung dieser so wertvollen Pflanze vorgebeugt würde. Neben den Landolphiaarten soll im Hinterlande die *Kickxia africana* vorkommen, deren Ausbeutung den Eingeborenen aber noch nicht bekannt zu sein scheint. Leider geht bis jetzt der größte Teil des Gummis aus unserem Hinterlande per Kanoe den Volta abwärts nach Abda an der Goldküste, sowie auch auf dem Landwege nach Kitta. Der Kautschuk wird gewöhnlich von den Eingeborenen in faustgroßen Bällen zur Küste gebracht, in den Faktoreien in Fässer verpackt und kommt dann direkt in die Kautschukfabriken, wo er gemahlen, gewaschen und getrocknet, mit Schwefelblumen gemischt und vulkanisiert wird. Aus dem so gereinigten Gummi wird dann Weich- und Hartgummi hergestellt und zu den mannigfaltigsten Gummiartikeln verarbeitet. Die Ausfuhr des Kautschuks belief sich im Jahre 1897/98 auf 88 598 Kilogramm, während sie im Vorjahre nur 71 620 Kilogramm betrug. Der Durchschnittspreis für den Kautschuk war für das Kilogramm 3,50 Mark, so daß der Gesamtwert der Ausfuhr im Jahre 1897/98 ungefähr 310 000 Mark betragen hat. Abgesehen von dem von den Eingeborenen aus wildwachsenden Lianen gewonnenen Kautschuk, lassen erfolgreiche Versuche mit der Anlage von Gummibaumplantagen in absehbarer Zeit eine Erhöhung der Kautschukproduktion erwarten. So haben besonders in den letzten Jahren ausgedehnte Anpflanzungen mit „*Manihot Glaziorii*“ zu einem guten Ergebnis geführt. Hoffentlich gelingt es auch den wertvollen Kautschukbaum *Kickxia*, der in Togo und im Hinterlande wild vorkommen soll, in größeren Plantagen zu kultivieren.

Eine Ausbeutung der verschiedenen Akazienarten, beispielsweise der *Akacia senegalensis*, welche durch den Botaniker Baumann in unserem Hinterlande vorgefunden worden ist, hat zwar noch nicht stattgefunden, doch dürfte, falls der Baum in genügender Menge vorkommt, das gewonnene Produkt, das sogenannte Gummi arabicum

in der Zukunft einen nicht zu unterschätzenden Ausfuhrartikel und eine neue Einnahmequelle für Togo bilden.

Was die bisher ausgeführten Plantagenerzeugnisse der Togo-Kolonie anbetrifft, so steht in erster Linie die Kokosnuß, welche an der Küste selbst auf ganz minderwertigem Boden vorzüglich gedeiht. Die Ausfuhr betrug im Jahre 1897/98 9900 Stück, während an Kopra 2900 Kilogramm verschifft wurden. Diese geringe Ausfuhr erklärt sich daraus, daß die Früchte der jungen Bäume vorerst hauptsächlich zur Anpflanzung neuer Plantagen verwendet werden, außerdem aber die ältesten Plantagen nicht viel über acht Jahre bestehen, mit welcher Zeit die Kokospalme erst Früchte zu tragen beginnt. Wegen der geringeren Transportkosten wird vielfach nur der zerschlagene und getrocknete Kern der Nuß, die Kopra, ausgeführt. Dieselbe wird in Europa hauptsächlich zur Seifenfabrikation verwendet. In neuerer Zeit hat man auch das Öl der Kopra von den unangenehmen Fettsäuren chemisch gereinigt und zur Herstellung der sogenannten Kokosbutter verarbeitet, die ein vorzügliches Speisefett abgibt und jedenfalls der Margarine vorzuziehen ist. Die Preßrückstände der Kopra werden zu Ölkuchen verarbeitet, die ein vorzügliches Viehfutter sind. Auch die äußere Hülle der Nuß ist nicht ohne Wert. Es lohnt sich daher, nicht bloß die Kopra, sondern auch die Schale auszuführen. Aus Kokosfasern werden dauerhafte Seile und Taue, Läufer, Matten, Besen, Handbürsten und Pinsel angefertigt. Die Eingeborenen verwenden die Schale zu Gefäßen, aber auch bei uns wird sie wegen ihrer Härte zu den mannigfaltigsten Drechslerarbeiten benutzt.

Der Kaffee, dessen eigentliches Heimatsland das tropische Afrika ist, kommt wildwachsend in Arabien, in Deutsch-Ostafrika und an der Westküste in Liberia vor. Selbst Kamerun hat wilde Kaffeearten in dem Kamerungebirge aufzuweisen. Darnach scheinen sich unsere westafrikanischen Kolonien für den Anbau von größeren Kaffeepflanzungen besonders zu eignen. Namentlich der liberianische Kaffee scheint in den Küstengegenden den richtigen Nährboden und das ihm zusagende Klima gefunden zu haben. Die in Togo angelegten Plantagen gedeihen bei normalen Witterungsverhältnissen und bei guter Pflege ganz ausgezeichnet. Die Plantagen an der Küste haben heute schon die stattliche Anzahl von 98000 Bäumen erreicht. Auch im Innern sind bei der Station Misahöhe und von den Missionaren in

So Versuchsplantagen angelegt worden, welche deutlich beweisen, daß hier sowohl liberianischer als auch arabischer Kaffee gut gedeiht. Sogar die wilden Kaffeeplantagen in Kuma und Wurupong werfen schon einen verhältnismäßig guten Ertrag ab. Die Ausfuhr des meistens nach Hamburg verschickten Kaffees betrug im Jahre 1897/98 schon 3010 Kilogramm, während er im Jahre 1894, eigentlich dem ersten Erntejahr des Togokaffees, noch in der winzigen Menge von 130 Kilogramm nach Hamburg auf den Markt kam und dort einen Preis von 84 Pfennig pro Pfund erzielte. Je nach der Güte des liberianischen Togokaffees schwankte der Preis durchschnittlich zwischen 80 und 96 Pfennig pro Pfund ohne Zoll. Außer den großen unbebauten Küstenstrecken, die sich für den liberianischen Kaffee eignen, scheinen auch die humusreichen Hänge des Agomegebirges wegen ihrer höheren Lage besonders für den Anbau von arabischem Kaffee empfehlenswert zu sein. Die große Straße ins Innere, namentlich aber die hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit anzulegende Eisenbahn wird den Transport verbilligen und die Anlegung von Plantagen in diesen Gegenden höchst rentabel machen. Da diese großen fruchtbaren Ländereien zurzeit noch sehr billig sind, würden sie sich vorzüglich zur Anlegung deutschen Großkapitals eignen, welches später reiche Zinsen einbringen dürfte.

Mit Kakao sind leider bis jetzt in Togo keine größeren Versuche gemacht worden, da die Probepflanzungen auf dem harten und trockenen Lataritboden an der Küste ein ungünstiges Resultat ergeben haben. Neuerdings sind in dem Versuchsgarten bei Lome die Versuche wiederholt worden, doch müssen die Resultate noch abgewartet werden. Für die Kakao-Pflanze scheinen sich die fruchtbaren Ländereien an dem Fuße und den Hängen des Agomegebirges wegen der größeren Niederschlagsmengen ebenfalls zu eignen.

Auf besserem Boden scheint sich der Anbau von Tabak zu empfehlen, da schon die kleinen Versuche auf der Plantage Kpemme als gelungen betrachtet werden können und die erste Ernte des dort gebauten Tabaks ein gutes Produkt geliefert hat. Auch im Hinterlande wird Tabak von den Eingeborenen gebaut und gedeiht trotz der primitiven Kultur ganz vorzüglich. Ähnliche Versuche sollten im Hinterlande mit Vanille, Ingwer, Kardamom, Paradieskörnern und Mazisbohnen gemacht werden, da speziell Ingwer in Westafrika,

namentlich in Sierra-Leone schon einen bedeutenden Handelsartikel bildet und die übrigen Pflanzen in Kamerun gut eingeschlagen sein sollen. Ebenso wären Versuche mit Tee wünschenswert, die bis jetzt fast in unseren sämtlichen westafrikanischen Kolonien unterblieben sind.

Eine für Togo besonders wichtige Pflanze ist der Kolabaum (*Cola acuminata*). Wie wir gesehen haben, ist die Frucht dieses Baumes, die Kolanuß, in unserem Hinterlande und in den Haussastaaten ein beliebtes narkotisches Mittel und wird aus dem Inneren nach dem Kolazentrum und den Märkten im englischen Gebiet, beispielsweise Ateobu verhandelt; schon allein die kleinen Kolavorräte in unserem Gebiet, wie in Tappa, bringen einen verhältnismäßig bedeutenden Handelsverkehr mit sich. Die Versuche in Misahöhe und Bismarckburg haben gezeigt, daß der Kolabaum in Plantagen gut gedeiht, er dürfte daher künftig bei der Anlage von Plantagen in den Gebirgsgegenden eine ganz bedeutende Rolle spielen. Der Anbau von Kolanpflanzungen in Togo ist um so mehr zu empfehlen, als in neuerer Zeit die Kolafrucht auf dem europäischen Markt an Bedeutung gewinnt. Im Jahre 1892 wurden in Kamerun nur 109 Kilogramm Kolanüsse exportiert, während sich im Jahre 1897/98 die Ausfuhr auf 50272 Kilogramm gesteigert hat. Das Kolaïn soll die Nerven anregen und bei großen Strapazen und Ermüdungen belebend auf die Kräfte wirken. Es wird deshalb von den Haussa auf ihren Märkten genossen. In Europa wird die Kolanuß, zu Pulver zerrieben, zu medizinischen Zwecken, sowie als anregendes Genußmittel in Schokoladefabrikaten, zur Herstellung des schmackhaften Kolaalkohols und Kola weins, als Zusatz zu Biskuits und auch direkt als Kola-tablette verarbeitet.

Mit dem Plantagenbau von Baumwolle sind größere Versuche bisher nur von der Firma Vietor gemacht, aber leider wieder aufgegeben worden. Doch trifft man überall größere und kleinere Baumwollfarmen von Eingeborenen bis tief in das Hinterland hinein, und nicht selten findet man die Pflanze wild wachsend vor, ein Beweis, daß sie auch ohne Pflege die Bodenverhältnisse und das Klima im Hinterlande gut verträgt. Die Baumwolle ist daher für den Plantagenbau in den niederschlagsreichen Gebirgsgegenden nicht zu unterschätzen. Die nur mit der Hand gereinigten und entfernten Baumwollproben erzielten einen Preis von 43 Pfennig für das Pfund;

der Preis würde sich jedenfalls höher stellen, wenn zu der Entförmung der Baumwolle Maschinen benutzt und dadurch die Qualität verbessert würde. Bei einem Preise von 45 bis 48 Pfennig pro Pfund dürfte sich schon der Anbau und Seetransport lohnen. Mit der Verfeinerung und Auswahl des Saatgutes könnte wahrscheinlich ein höherer Preis erzielt werden. Die festgesponnenen Garne und derben, aber haltbaren Tücher der Eingeborenen sprechen dafür, daß sich die Baumwolle wenn auch nicht für feine, so doch für gröbere Stoffe in Europa verwenden ließe.

Der Mais wird von den Eingeborenen in größeren Mengen angebaut. Die größten Maisfarmen trifft man im Ewhegebiet, wo sie sich von der Küste hinter der Lagune bis weit in das Innere hineinziehen und mit zu dem Lebensunterhalt der Ewheleute gehören. In günstigen Jahren wird nicht bloß der Bedarf im Lande selber gedeckt, sondern auch Mais ausgeführt. Die Ausfuhr betrug im Jahre 1897/98: 81 835 Kilogramm zu einem Durchschnittspreise von 0,03 M. pro Kilogramm. Auch sind schon früher, im Jahre 1890/91, 638 000 Kilogramm exportiert worden. Wenn der im allgemeinen sehr träge Neger zur Arbeit angehalten und geeignete Zugtiere sowie einfache Maschinen, wie z. B. der Pflug, eingeführt würden, so könnte bei den großen, noch unbebauten Flächen ein Aufschwung des Ackerbaues und damit eine intensivere Maiskultur für Togo herbeigeführt werden. Bis jetzt wird der Mais hauptsächlich zu Maisöl, Maizena und Mondamin verarbeitet. Auch wird er in Europa bei einer schlechten Roggenernte als Ersatz für Roggen gebraucht.

Die Eingeborenen haben ebenfalls große Erdnussfarmen angelegt. Leider werden die Erdnüsse im Verhältnis zu dem starken Anbau nur in geringerem Maße exportiert. Jedoch war in dieser Beziehung in dem letzten Berichtsjahre 1897/98 ein kleiner Aufschwung zu bemerken, indem 17 820 Kilogramm zur Verschiffung gelangten. Für ein Kilogramm Erdnüsse wurden 12 Pfennige gezahlt, so daß dieses Produkt bei einer etwas größeren Rührigkeit einen bedeutenden Ausfuhrartikel repräsentieren könnte. Die Einföhrung von Maschinen zur Enthölung der Früchte könnte auch hier segensreich wirken, da bis jetzt die Schwierigkeit, die Nüsse mit der Hand zu enthölten, viele der Eingeborenen abhält, die Erdnüsse

zum Verkauf in die Faktoreien zu bringen; der Bedarf an Erdnüssen, welche namentlich in letzterer Zeit zur Herstellung von Öl u. a. verwendet werden, ist in Deutschland so groß, daß weder Togo noch Deutsch-Ostafrika ihn zu decken vermochten und die Ware aus fremden Kolonien eingeführt werden mußte. Die Erdnüsse werden in Ölfabriken zu einem vortrefflichen Maschinenöl und Speiseöl verarbeitet; das letztere kommt nicht selten unter der Marke von Olivenöl in den Handel. In neuerer Zeit wird auch Butter aus dem Öl hergestellt. Die Preßrückstände bilden als Erdnußkuchen ein vorzügliches Kraftfutter für das Vieh. Das Erdnußmehl dient ferner zur Fälschung von Kaffee und Kakao. Die Samenschalen geben, zerstampft, ein sehr brauchbares Verpackungsmaterial ab. Neben der Erdnuß wird im Togogebiet in geringerem Maße die Erberbse oder schwarze Erdnuß zum eigenen Gebrauch angebaut.

Der Reis kann vorläufig als Ausfuhrprodukt nicht in Frage kommen, da ein größerer Anbau desselben in der Trockenzeit in den Küstengegenden untunlich ist. Dagegen wäre es mit dem Anbau von Reis in den sumpfigen Tälern am Fuße des Gebirges zu versuchen, da weiter im Hinterlande, namentlich in Sugu, der Reis kultiviert und auch näher der Küste in einzelnen sumpfigen Tälern sogenannter Sumpfreis und in den Gebirgsgegenden Bergreis gebaut wird. Ferner produziert Togo, namentlich weiter von der Küste ab, drei Hirsearten, gelbliche und weiße Kolbenhirse und Rispenhirse; letztere ist allgemein unter dem Namen Guineakorn bekannt. Die Hirse wird nur zum eigenen Bedarf angebaut, ebenso verschiedene Bohnenarten.

Der Schibutterbaum ist in den großen Baumsavannen des Voltatals überall vorhanden. Die Ausbeutung desselben ist verhältnismäßig gering gegen seine massenhafte Verbreitung. Die Eingeborenen in dem weiteren Hinterlande, namentlich in Dagomba, bereiten aus den Früchten des Baumes ein gelbliches Fett, welches meistens in Zuckerhutform mit Blättern verpackt auf den Markt kommt und von den Eingeborenen als Speisefett genossen wird. Leider wird bis jetzt wegen des kostspieligen Transports zur Küste die Schibutter nur vereinzelt und in geringen Quantitäten ausgeführt. Im Jahre 1892 wurden 634 Kilogramm im Werte von 253 Mark ausgeführt, von da ab bis 1897 unterblieb die Ausfuhr ganz, und

in dem letzten Berichtsjahre 1897/98 wurde nur die kaum nennenswerte Menge von 61 Kilogramm exportiert. Hoffentlich wird sich mit den besseren Verkehrsverhältnissen die Ausfuhr dieses Produktes heben, und da dasselbe im Jahre 1892 mit 39 bis 40 Pfennigen für ein Kilogramm bezahlt wurde, für die Kolonie eine nicht zu unterschätzende Einnahmequelle werden. Bei uns wird die Schibutter gewöhnlich nur zur Herstellung von Schmierfetten, wie Wagen- oder Hufschmiere zc. verarbeitet. Auch Sesam, welches von den Eingeborenen im Hinterlande unserer Kolonie gebaut wird, ist bis jetzt außer einigen Proben so gut wie gar nicht ausgeführt worden, obwohl das Sesamöl wirtschaftlich keine geringe Bedeutung hat. Für Togo kommt hauptsächlich eine weiße Sesamsaat in Betracht. Neudings haben die Anbauversuche an der Küste auf Laterit- und auf Sandboden ein günstiges und vielversprechendes Resultat ergeben. Das Sesamöl dient als Speiseöl und soll vielfach zur Fälschung des Olivenöls sowie bei der Bereitung der Margarine benutzt werden. Das minderwertige Öl wird für die Seifenfabrikation, sowie als Schmier- und Brennöl verwendet. Rizinus, das in Togo ebenfalls wächst, kommt nicht zur Ausfuhr, trotzdem es nicht nur als Arzneimittel, sondern auch in der Technik verwendet wird. Dasselbe gilt von dem Kürbissamen, der nur früher in ganz kleinen Mengen ausgeführt worden ist und zur Bereitung von Ölen dient. Auch der Aschantipfeffer (*piper guineense*), der in großen Mengen überall in unserem Hinterlande vorkommt, wird nur auf die Negermärkte gebracht, aber bis jetzt noch gar nicht exportiert.

Zuckerrohr wird von den Eingeborenen, jedoch nur in geringen Mengen zum eigenen Gebrauch angebaut; die Staupe wird roh zerkleinert und kommt als Leckerei auf die einheimischen Märkte. Ein größerer Anbau würde bei den hohen Transportkosten wohl kaum mit unserer europäischen Rübenzuckerproduktion konkurrieren können.

Wenig Beachtung haben bis jetzt die in nicht geringem Umfange vorhandenen Bau- und Zierhölzer gefunden, welche in den Wäldern unserer Togo-Kolonie vorkommen. Eine größere Ausbeutung derselben dürfte wohl erst mit der Besserung der Verkehrsverhältnisse zu erwarten sein. Ein vorzügliches hartes Holz ist das rötliche Odumholz, welches termitenfest ist und in Folge dessen als Baumaterial bei

europäischen Bauten in der Kolonie mit Vorteil verwendet wird. Die Mangrovenhölzer von den größeren Flüssen sind noch nicht zur Ausfuhr gelangt, nur die sogenannte Delebpalme ist im vorigen sowie im letzten Berichtsjahre 1897/98 in der geringen Menge von 5700 Kilogramm ausgeführt worden. Ebenholz kommt zwar zur Ausfuhr, doch nur vereinzelt in geringen Mengen; so wurden 1898 65 Kilogramm exportiert, während Mahagoni leider noch gar nicht oder in nicht nennenswerten Proben ausgeführt worden ist. Als Farbstoff spielt das Rotholz eine größere Rolle, das hauptsächlich im Hinterlande vorkommt und von den Eingeborenen zum Färben ihrer einheimischen Tücher verwendet wird. Die Indigopflanze wird teils von den Leuten für den eigenen Gebrauch angepflanzt, teils gepreßt in Form von kleinen Kugeln oder Würfeln auf die einheimischen Märkte gebracht. Namentlich für die Haussa ist das Indigo ein wichtiger Artikel, da sie neben weißen hauptsächlich blaue Stoffe tragen. Bis jetzt ist weder Rotholz noch Indigo exportiert worden.

Zu erwähnen sind noch die verschiedenen Palmenarten, welche zu Flechtzwecken benutzt werden. Es wurden im Jahre 1896/97 36 256 Kilogramm exportiert, während in dem letzten Berichtsjahre 1897/98 nur die geringe Menge von 86 Kilogramm Palmenblättern zur Ausfuhr gelangte. Die häufig, auch an der Küste vorkommende Delebpalme würde sich zur Bereitung von Bassine eignen, woraus sich vorzügliche Besen und Faserbürsten herstellen lassen. Bedauerlicherweise sind in dieser Hinsicht noch keine Versuche gemacht worden. Im weiteren Hinterlande gedeiht die Weinpalme (*Raphia vinifera*), die von den Eingeborenen zur Anfertigung von Matten und Stricken für den eigenen Gebrauch verwendet wird. Die große Entfernung von der Küste verbietet leider bis jetzt die Ausfuhr dieses immerhin wertvollen Produktes. Ferner könnten mit dem Bast der fast überall in Togo wachsenden Banane und des Affenbrotbaumes, der zur Papierfabrikation verwendet wird, Versuche angestellt werden. Die Dumpalmen können als Ausfuhrprodukt nicht in Betracht kommen, da sie nur vereinzelt im weiten Hinterlande in Sugu anzutreffen sind. Dagegen würden die Blätter der vielen Pandanuspflanzen sowie die allerdings nicht sehr häufige wilde Dattelpalme zu Flechtzwecken heranzuziehen sein. Auch wären Anbauversuche mit *Boehmeria*-

Pflanzen im Hinblick auf die aufblühende Kaniokultur von nicht zu unterschätzendem Wert.

Von Arzneipflanzen kommt in Togo das schon erwähnte Rizinus vor, welches auch als Öl verwendet wird, weiter im Hinterlande eine Strophantusart, aus der die Eingeborenen das Gift für ihre Pfeile und Speere gewinnen. Der Samen dieser Pflanze wird auch bei uns als Mittel gegen Herzleiden angewandt, so daß das Strophantusgift ein Ausfuhrartikel für die Kolonie werden kann.

Außer den an anderer Stelle erwähnten Früchten könnte eventuell bei sorgfältiger Konservierung die Ananas verwertet werden. Sie findet sich in den schattigen Gebirgsgegenden in großen Mengen an Wegen und Stegen, und man erhält schöne große Früchte, namentlich in einiger Entfernung von der Küste, schon für 5 Pfennige. Die Pflanze ist nach einer einmaligen Aussaat kaum auszuroten und wächst wild ohne jegliche Pflege. Leider verträgt die reife Frucht in rohem Zustande nicht den langen Seetransport; mit Zucker eingekocht, der aus dem Zuckerrohr an Ort und Stelle gewonnen werden könnte, und gut verpackt müßte sie jedoch verschiffbar sein und könnte im Großbetriebe unter Umständen eine schöne Rente abwerfen. Sonst eignen sich vielleicht noch zum Export eine kleine schöne Limonenart, Tomaten oder sogenannte Paradiesäpfel, sowie eine ziemlich minderwertige Orangenart.

Das wertvollste tierische Produkt, das Elfenbein, gelangt im Verhältnis nur wenig nach Deutschland zur Ausfuhr, da in den Küstengebieten wie in der Obinebene die Elefantenherden schon sehr abgenommen haben, außerdem aber ein großer Teil des Elfenbeins aus unserem Hinterlande in die englischen Faktoreien an der Goldküste verkauft wird. Es wurden im Jahre 1895/96 543 Kilogramm, im Jahre 1896/97 972 Kilogramm und in dem letzten Berichtsjahre 1897/98 nur 740 Kilogramm Elfenbein ausgeführt. Leider sind die Elefanten bis jetzt noch durch kein Jagdgesetz geschützt und ihre Ausrottung macht stetige Fortschritte. Nach dem Erfolg, welchen die Missionare von Fernan Vaz mit der Zählung des afrikanischen Elefanten errungen haben, wird man wohl mit der Verwendung der Elefanten zur Arbeit beginnen und sich deshalb zu größerer Schonung des Bestandes entschließen.

Weit nützlicher als die Elefantenjagd wäre die Jagd auf Fluß-

perde, weil sowohl die Zähne als Elfenbein, wie auch die Haut zu Peitschen usw. verwendet werden können, die Tiere sonst aber keinen Vorteil bringen. Das Elfenbein wird hauptsächlich zur Anfertigung von Billardkugeln und Klaviaturen und zu den verschiedensten Drechslrarbeiten benutzt. Die Flusspferdzähne, die bis jetzt aus unserer Kolonie ausgeführt worden sind, werden zu Stockfrüden und anderen kleinen Gegenständen verarbeitet.

Ein anderes wertvolles Material für Drechslrarbeiten ist das Schildpatt, welches leider nur in ganz geringer Menge ausgeführt werden kann, da der Fang der großen Seeschildkröte bei der geringen Ausdehnung der Küste nicht von Bedeutung ist. So wurden im letzten Berichtsjahre nur 5 Stück exportiert.

Anders könnte es mit der Ausfuhr von Häuten und Fellen sein, da besonders in unserem Hinterlande im Gebirge der schwarzschenkliche Seidenaffe (*colobus vellerosus*) häufig vorkommt und ein wunderschönes Pelzwerk abgibt. Auch viele Leopardens- und Antilopenfelle, welche einen schönen Zimmerschmuck bilden, sowie Ziegen- und Schaffelle könnten in größerer Menge ausgeführt werden als bisher. Im Jahre 1892 wurden 575 Kilogramm Felle im Werte von 592 Mark, 1893 nur 260 Stück mit dem hohen Werte von 1535 Mark und 1894 242 Stück mit dem Werte von 726 Mark ausgeführt. Im Berichtsjahre 1895/96 ging die Anzahl der ausgeführten Affenfelle auf 126 Stück zurück, während in dem Berichtsjahre 1896/97 nur 94 Stück und in dem letzten Jahre 1897/98 überhaupt keine Felle zur Ausfuhr gelangten. Die Ausfuhr dieser Felle aus der benachbarten Goldküsten-Kolonie betrug dagegen in den Jahren von 1887/92 jährlich durchschnittlich 175 000 Stück mit einem Werte von etwa 600 000 Mark. In Europa werden die schönen, schwarzen, langhaarigen, seidenartigen Felle zu Muffen und Pelztragen verarbeitet. Leider unterliegt aber dieser Artikel sehr der Mode und ist daher größeren Preisschwankungen ausgesetzt, was den Export der Felle beeinträchtigt. Die Ausfuhr von Ochsenhäuten, Schaf- und Ziegenfellen ist bedauerlicherweise ebenfalls zurückgegangen; während im Jahre 1895/96 94 Stück und im Jahre 1896/97 32 Stück ausgeführt worden sind, hat dieses Ausfuhrgut im Jahre 1897/98 nur die geringe Menge von 9 Stück erreicht. Wenig in den Handel gebracht sind bisher Krokodilhäute, obwohl

dieselben, in bestimmter Weise präpariert, vielleicht einen lohnenden Ertrag bringen könnten. Da in der Lagune und in den Flußläufen Unmengen von Krokodilen vorhanden sind, so wäre es immerhin eine Wohltat für die Bewohner der Kolonie, sie von diesen gefährlichen Tieren zu befreien. Antilopen- und Büffelhörner werden in kleinen Mengen zum Schmuck und zu Drechslerarbeiten ausgeführt; die Ausfuhranzahl im Jahre 1897/98 betrug nur 33 Stück, während das vorhergehende Jahr noch 54 Stück zur Ausfuhr brachte. Straußenfedern kommen selten auf die großen Märkte von Kete und sind nicht als Ausfuhrartikel zu rechnen. Honig und Wachs findet man auf den einheimischen Märkten häufig, doch nur von wilden Bienen und in verhältnismäßig so geringen Mengen, daß er nur zum eigenen Gebrauch der Eingeborenen hinreicht. Erst im Hinterlande wird eine halb wilde Bienenzucht betrieben. Ein Export kann daher bis jetzt nicht stattfinden.

Als Luxusgegenstände kommen in neuerer Zeit Waffen der Eingeborenen, wie Hauffaschwerter, Bogen, Köcher, Pfeile, Speere und Äxte, auch Matten, wenn auch in geringer Menge, in den Handel. Bei den durchtriebenen Haussa hat sich dadurch in den Küstenstädten eine neue Industrie entwickelt. Speere und Pfeile werden an der Küste angefertigt und als echte Salagaprodukte verkauft.

Von Bedeutung für das Schutzgebiet wäre bei besseren Verkehrs- mitteln und einer Anlegebrücke für die Seeschiffe in Lome die Ausfuhr von lebendem Vieh aus Atakpame, speziell zur Versorgung der Seeschiffe mit Fleisch.

Das Hinterland ist reich an Eisenerzen, die, wie wir gesehen haben, an Ort und Stelle von den Eingeborenen gewonnen und zu ihren Geräten verarbeitet werden. Als Ausfuhrprodukt kann das selbe leider jetzt noch nicht in Betracht kommen, immerhin aber spricht es für den Wert und die Zukunft der Kolonie. Auch Graphit ist gefunden worden, jedoch sind über die vorhandene Menge und die Abbauwürdigkeit desselben keine näheren Untersuchungen gemacht worden. Obwohl in der benachbarten Goldküste bei ähnlichen Gebirgsverhältnissen Gold gegraben und in den Quellflüssen des Volta von den Eingeborenen gewaschen wird, so ist es bis jetzt in unserer Kolonie noch nicht gelungen, Gold aufzufinden.

Immerhin brauchen wir angesichts der großen Quarzgebirge die Hoffnung auf das Auffinden von Goldadern nicht ganz aufzugeben.

Aus diesen Angaben geht hervor, daß die Togo-Kolonie keineswegs arm ist und daß ihre Produktionsfähigkeit durch energische Arbeit noch gesteigert werden kann. Hoffen wir also, daß sie demaleinst zu einer der wertvollsten Kolonien unseres deutschen Vaterlandes erblühen wird.

Durch das Saunde-Land zur Saunde-Station.

Hans Dominik.

Am 12. Juli 1894 war meine kleine, 180 Köpfe zählende Polizeitruppe auf dem Exerzierplatze zu einer letzten Musterung angetreten. Auf dem Flügel standen unter dem Büchsenmacher Zimmermann die 75 ausgesuchten Leute, die mit mir nach Saunde hinaufmarschieren sollten. Nur 25 Sudanesen und neugeworbene Rekruten von der Westküste blieben unter dem Feldwebel Krause zurück. Alle waren sie mir lieb und wert geworden durch ihren Eifer, ihre treue Anhänglichkeit und Ergebenheit. Einige kurze Worte als Ermahnung, sich brav und tüchtig zu halten, dann ließ ich wegtreten, und die Lasten, die aufgestapelt im Schuppen standen, wurden einer letzten Prüfung unterzogen. Die Soldaten aber, die morgen in den Busch ziehen sollten, vereinigten sich noch einmal mit ihren Kameraden und Frauen, um tanzend und singend Abschied zu feiern. Weithin hallten ihre Trommeln, ihr wildes Sauchzen und Kreischen durch die stille Nacht, als wir Europäer vereint auf der Kommandobrücke des „Sperber“ saßen und gleichfalls Abschied feierten. Einem neuen Leben ging es entgegen: zum ersten Male allein weit hinein nach Inner-Kamerun.

Um 6 Uhr schon am anderen Morgen war alles auf die „Nachtigall“, die bereit an der Brücke lag, verladen, die zurückbleibenden Soldaten standen in langer Linie aufmarschiert, Frauen und Kinder drängten sich heran, den Scheidenden noch die Hand zu reichen. Ein lauter Pfiff, langsam ging die Maschine an, zuerst beim Kap Suellaba vorbei, dann hinaus in die offene See. Der

Kamerun-Berg und Fernando Po grüßten zum Abschied. Wie eine dunkle Linie erschien der Waldgürtel längs der niedrigen Küste, die wir hinabdampften. Gegen 6 Uhr gingen wir vor Plantation zu Anker.

Plantation oder Pflanzung ist ein kleiner, aus den Niederlassungen von fünf Firmen, weniger Arbeiter und Eingeborener bestehender Platz an der sogenannten Batanga-Küste Kameruns, wie man schlechthin die Strecke zwischen Malimba, d. h. der Sanaga-Mündung, und Campo, nennt. Plantation liegt zwischen Longji nördlich und Kribi südlich, während Groß-Batanga, wonach die ganze Küste benannt ist, wieder 2—3 Stunden abwärts von Kribi liegt. Ich hatte Plantation und nicht Kribi, wo der Bezirksamtman v. Derzen saß, zum Ausgangspunkt für meinen Marsch nach Faunde gewählt, weil hier die meisten Kaufleute wohnten und deshalb die begangenen Pfade in den großen Bipindi-Busch führten. In der Lübeckeschen Faktorei wurde die unerwartete Einquartierung liebenswürdig aufgenommen. Zimmermann kam mit einem Teil der Leute bei Janzen & Thormählen unter. Der erste Tag ging mit dem Laden sämtlicher Lasten und Leute hin. Dies nahm soviel Zeit in Anspruch, weil gegen Mittag ein Tornado aufkam, der die „Nachtigall“ zwang, sich mit Rücksicht auf die flache Küste noch weiter herauszulegen, so daß die Boote fast 2 Stunden zu einem einmaligen Trip brauchten. Abends saßen wir lange auf der Veranda des Lübeckeschen Hauses. Still und ruhig lag das unendliche Meer vor uns, hinter uns rauschte düster und geheimnisvoll der Urwald. Die Wogen donnerten an das Gestade, und wir sprachen bei deutschem Bier von vergangenen Tagen, von Kund und Tappenbeck, von Morgen und Stetten, die als Erste versucht hatten, durch das Dunkel des hier 300 km breiten Urwaldgürtels nach Inner-Kamerun vorzudringen.

Die Bewohner der Küste hier sind Batanga-Leute, ein den Duallas verwandter Stamm, der durch den langen Verkehr mit den Europäern schon viel Kultur angenommen hat und einen großen Teil der Händler liefert, welche die Kaufleute, mit Truist versehen, weit in den Busch zu den Ngumbas, Bakokos und Faundes schicken, um Gummi und Elfenbein gegen europäische Waren umzusetzen. Die Batangas sind die Küste heruntergekommen und sitzen in Dörfern

überall am Strande, während sie die Mabeas, die hier vor ihnen anfällig waren, in den Wald zurückgedrängt haben.

Die Mabeas sind häßliche, schwarze oder gelbe, vielfach über den ganzen Körper tätowierte Gesellen mit Ringen durch Nase und Ohren. Sie geben mit ihren Frauen einen tüchtigen Trägerstamm ab. Es ist unglaublich, mit welcher Gewandtheit die schwächlich aussehenden, oft krummbeinigen Leute mit 50 bis 60 Pfund schweren Lasten unter den schwierigsten Verhältnissen den Urwald durchheilen, um ihre Waren in den Faktoreien Ngumbas abzuliefern und für den Rückmarsch mit Gummi beladen zu werden. Gleich nach unserer Ankunft hatten die Faktoristen durch Boten überall bekannt machen lassen, daß ich Träger nach Lolo-Dorf, der nächsten Regierungsstation im Innern, brauchte, und am anderen Morgen fand sich denn auch eine ganz stattliche Anzahl Mabeas bereit, mir meine Lasten zu tragen. Sie wurden einzeln von Zimmermann aufgeschrieben, dann erhielt jeder seine Last zugewiesen und wartete nun geduldig, auf dieser sitzend, das Weitere ab. Die Headleute feilschten um Fisch und Rum als „dash“ für ihre Leute, weil sie, wie sie sagten, heute noch einmal tanzen müßten, um sich stark für den Marsch in das Innere zu machen. Der Weg führte zunächst drei Tage durch völlig unbewohnten Urwald, und demgemäß wurden die Leute für diese Zeit mit je sechs Tassenkopf Reis und zwei getrockneten Fischen versehen. Späterhin sollten sie sich dann durch Ankauf in den passierten Dörfern verpflegen, zu welchem Zwecke neben Zeugen und Perlen hier namentlich Tabak mitgeführt wurde.

Am 16. morgens ging es nun Mann hinter Mann auf dem schmalen Fußpfade lustig in den Busch hinein. Vorn schmetterte der Sudanese-Hornist fröhlich eine ägyptische Weise, dann folgte der Haussa-Gefreite Mamadu mit der Flagge der Expedition in der Hand. Hinter ihm ich selbst mit meinem braven Burschen Sennessi und dem kleinen Kru-Jungen King Ivory, der meinen Karabiner schleppte. Ich trug den Drellanzug, Gamaschen, den grauen, breiten Hut und in der Hand einen langen Bambusstock. Hinter mir gingen Träger und Soldaten bunt gemischt und am Ende des Ganzen Büchsenmacher Zimmermann. Der Weg war verhältnismäßig trocken und eben. Mächtig strebten die gewaltigen Stämme der Baumwollbäume, Rot- und Ebenhölzer gen Himmel. Wie ein großes Dach

verflochten sich oben ihre breiten Äste und Zweige, so daß kaum ein Sonnenstrahl auf die niederen Büsche herunterdrang. Sie bildeten mit den Schlingpflanzen zusammen ein so undurchdringliches großes Chaos um uns, daß es nicht möglich war, ohne Hilfe des Hutmessers rechts oder links vom getretenen Pfade auch nur einige wenige Schritte zu tun. Hatte ich mir den Urwald belebt von wildem, großem und kleinen Getier vorgestellt, so war ich enttäuscht, denn ringsum schien die Natur ganz still und ruhig zu schlafen. Kein Elefant, kein buntgescheckter Leopard, keine schillernde Schlange, nicht einmal ein giftiger Skorpion begegnete mir am ersten Tage, nur hin und wieder zeigten sich einige grell kreischende Papageien, einige Affen, die sich erschreckt im Blätterdach von Ast zu Ast schlangen, ein einsamer Nashornvogel, der vor der Expedition das Weite suchte, oder auf hohem Baum am Lagerplatz ein paar bunte Turakas. Diese eintönige Stille in der Natur ermüdet sehr.

Der erste Tag ist stets für die noch ungeübten Träger besonders anstrengend, und wir waren deshalb wohl noch nicht sehr weit gekommen, als wir gegen 3 Uhr an einem Wasserlauf unser Lager aufschlugen. Eine kleine Lichtung und einige wenige primitive Unterstände mit altem Blätterdachwerk verrieten uns, daß hier öfter Karawanen zu halten pflegten. Die Zelte wurden aufgeschlagen, das Gepäck zusammengelegt, der Koch rief nach Jungen, die ihm Feuerholz und Wasser zutragen sollten, und bald lohten neben dem großen Herrenfeuer rundum diejenigen der Soldaten und Träger auf, die in den Kochgeschirren Wasser herbeigeht hatten und sich schnell, je nach Stammeszugehörigkeit oder persönlicher Zuneigung in kleinen Gruppen zum Reiskochen vereinigten. Im Zelte wurde das Feldbett aufgeschlagen, die Gummibadewanne aufgestellt, Senneffi erschien mit den mitgeführten Eisenkoffern, denen er Handtuch, Seife und reine Wäsche entnahm, und ein kaltes Bad leitete die Ruhe des Tages ein. Dann wurden die nötigen Tagebuchnotizen gemacht, der Weg für den kommenden Tag mit den Führern besprochen, und bald war es 6 Uhr. Zimmermann und ich vereinigten uns zu unserem ersten Mahle auf der Expedition, das, wie so oft nachher, aus Reis mit Huhn bestand, dem wir eine Büchse kalifornischer Früchte als Nachtisch folgen ließen. Dann wurde es dunkel. Zimmermann rauchte seine Pfeife, wir tranken unseren Teeaufguß und

plauderten, bis ringsum die unzähligen Grillen und Cicaden ihr ohrenbetäubendes Konzert erschallen ließen, das durch das gleichmäßige Schreien einer Buschkatze oder das unharmonische Quaken eines großen Frosches vom nahen Wasser her unterbrochen wurde. „Nach getaner Arbeit ist gut ruhen“ heißt es dann auch für den müden afrikanischen Buschwanderer.

Am dritten Tage erreichten wir nachmittags den Lokundje-Fluß bei Bipindi und hatten damit den unbewohnten Teil der Urwaldregion hinter uns; wir befanden uns im Ngumba-Gebiet. Der mächtigste Häuptling dieses Stammes, Tunga, der nur noch einen Tagemarsch entfernt wohnte, hatte bereits von unserem Anmarsch gehört und Boten entgegengeschickt. Finster aussehende, häßliche Gestalten, in der rechten Hand den schweren Borderlader, über die Schulter den Patronenbeutel aus Affensfell, Felle um die Hüften, Messingringe an Armen und Füßen, standen sie, uns dreist musternd, vor den Sudanesen der Spitze, die als Afrikaner selbst über den wilden Anblick dieser Buschbewohner staunten. Die Ngumbas waren mit einem kleinen Kanoë über den träge dahinfließenden Lokundje gesetzt und fuhren, sobald sie ihre Botschaft ausgerichtet hatten, zurück, um ihrem Häuptlinge Bescheid zu bringen. Ich ließ eine lange Stahltrosse über den Fluß spannen, die Lasten in die Kanoes packen und diese an dem Seile herüberziehen, während meine Wey-Soldaten sich zum Staunen der am Ufer versammelten Eingeborenen im Wasser vergnügten; merkwürdigerweise sind nämlich auch die un-mittelbar an den Wasserläufen wohnenden Waldbewohner des Schwimmens unkundig. Unter hohen Bäumen prasselten dann am jenfeitigen Ufer die Lagerfeuer. Die Bakotos, die hier an die Ngumbas grenzen, brachten reichlich Hühner, Ziegen, Fams, Kassada und Erdnüsse zum Verkauf. Bis zum Abend wurde das Lager nicht leer von neugierigen Verkäufern, und die untergehende Sonne beleuchtete ein munteres, zufriedenes, essendes und singendes Völkchen.

Am 20. gelangten wir nach beschwerlichem Marsche nachmittags in Tunga's Dorf an. Im weiten Talkessel, von ragenden, waldbedeckten Bergen umgeben, lagen hier wohl an 100 aus Lehm oder Baumrinde gebaute Hütten. Tunga, der einstmalige Gegner Morgens, empfing uns freundlich. Ungewöhnlich groß, dabei mager, mit hohen Schultern und langen Affenarmen, entsprach er durchaus nicht dem

Bilde, das ich mir von diesem gefürchteten Ngumba-Herrscher gemacht hatte. Er ließ Lebensmittel für die Leute in Menge heranschaffen und brachte mir selbst besonders schöne Bananen. Ein Kaufmann der Firma Maas, den ich in seinem Dorf antraf, klagte allerdings sehr über den Stolz und die Frechheit der Ngumba-Leute, die ihm kaum den notdürftigsten Lebensunterhalt gewährten. Für ein Huhn z. B. verlangten sie Waren im Werte von 3 Mark. Tunga war damals der größte Händler im Südbezirk. Saundes, Pangwes und Bulis vereinigten sich mit Gummi und Elfenbein bei ihm und warteten oft monatelang in seinem Dorfe. Ihnen selbst gestattete er nämlich nicht, zur Küste zu gehen. Ihre Produkte wurden von den Ngumbas zur Küste gebracht und verkauft. Vom Erlös floß natürlich ein gut Teil in die Taschen Tungas und seiner Leute, die dann behaupteten, der weiße Mann bezahle so schlecht. Abends wurde getanzt, der Häuptling spendete reichlich Gin, und donnernd hallten die Freudenschüsse ringsum von den Felswänden wieder. In der heißen Nacht quälten uns furchtbar die Moskitoz, die trotz des Netzes fortwährend eindrangten und mit ihrem scharfen Summen, das sie mit Vorliebe gerade neben die Ohren verlegen, den Schlaf zur Unmöglichkeit machten. Als ich aus dem Zelt trat, war der Mond über den Bergen aufgegangen. Ein ferner Wasserfall strahlte, magisch beleuchtet, durch die grüne Laubwand der gegenüberliegenden Bergänge. Einige kahle Felsen hoben sich grotesk vom Himmel ab, der wie eine blaue Kuppel über dem Talkessel sich ausspannte. Still und friedlich lagen die Hütten inmitten der dichten Pflanzenshaine da. Große Fledermäuse jagten gespenstisch ihrer Beute nach. Ein wunderbar schöner Anblick, dies afrikanische Walddorf im Mondenschein!

Die nächsten Tage regnete es, und am 22. war es fast 6 Uhr, als ich, aus einer Dichtung tretend, auf hohem Berge ein weißes Haus erblickte und Europäer erkannte, die uns entgegenkamen. Die Mole-Station war erreicht. Malerisch auf dem Gipfel eines hohen Berges am Lokundje gelegen, unterstand sie damals dem Gärtner Nette. Fast 200 m geht es bis zur Kuppe des Berges empor, der beinahe 600 m über der Meeresoberfläche liegt und gänzlich abgeholzt war. Oben an seinem Hange wohnten in 14 gefälligen, kleinen Häusern die Soldaten und Arbeiter der Station, während Nette

selbst in den $\frac{3}{4}$ Jahren, die er hier zubrachte, ein hübsches Fachwerkgelände, Küche und Vorratsraum errichtet hatte. Herrlich kühl wehte die Luft auf dem Berge, als ich mich mit Netze und dem hier wohnenden Vertreter von Fanzen & Thormählen, Nek, hinsetzte, um bei einer Flasche Wein die Ankunft auf einer deutschen Station zu feiern. Spät abends erst kam Zimmermann; mehrere Sudanesen waren überhaupt liegen geblieben. Als ich am anderen Morgen bei Sonnenaufgang auf die Veranda heraustrat, entfaltete sich ein herrliches Bild vor meinen Augen: ringsum dunkel bewaldete Berggipfel mit kahlen, in die klare Luft hineinragenden Felsspitzen, die oft die Form mächtiger Kegel annahmen; drunten im Tal lagernde Nebel und überall im Walde Lichtungen mit wohlbepflanzten Dorfsiedelungen; am Fuße des Berges aber rauschte laut der reißende Lokundje. Dazu die wunderbar kräftige Luft und über dem Ganzen der tiefblaue Himmel mit dünnen jagenden Wölkchen, in denen majestätisch ein Raubvogel seine weiten Kreise zog.

Auf der Station wird es lebendig. Neugierige Leute kommen aus den Dörfern, um uns zu begrüßen, unter ihnen, durch ihre schönen gleichmäßigen Körperformen auffallend, bereits Saundes.

Herzlich war der Abschied, als wir am 27. Juli morgens aus der gastlichen Mole-Station abrückten. Nach alter Weise zogen wir, ich selbst mit dem Hornisten voran, hinein nach Ngumba nördlich auf Saunde zu. Der ganzen Expedition hatten die Ruhetage in Lolo-Dorf sehr wohl getan, munter schritten die Träger aus, unter frohem Gesang die jetzt oft recht beschwerlichen Berge hinauf, steile Abhänge herunter, über gefallene Baumstämme hinweg durch Sümpfe und Bäche. In den zahlreichen am Wege liegenden Dörfern empfingen uns die Bewohner überall mit einem freundlichen „Mbolo“! (d. i. „guten Tag“).

Die Gegend nahm jetzt mehr und mehr einen wirklich gebirgigen Charakter an. Überall trat der kahle Fels zu Tage, türmten sich mehrere hundert Meter hohe waldbedeckte Bergriesen auf, deren Hängen folgend der Weg meist in großem Bogen um die Höhe herumführte. Überall waren neue Farmen angelegt. Die Bäume, die ungefähr in halber Mannshöhe mit plumpen Beilen abgeschlagen waren, lagen in wildem Chaos übereinander und boten mit ihren dichten Ästen und Zweigen oft ein für die Träger kaum zu überschreitendes

Hindernis. Die Eingeborenen verstehen es meisterhaft auf den Bäumen entlang zu laufen, gewandt von einem auf den anderen der gefallenen Riesen hinüberzuspringen und so auf schwankem Wege, hoch durch die Luft, die Farmen zu durchheilen.

Solche Farmen sind weithin im Walde schon an dem aufsteigenden Rauch kenntlich. Die Eingeborenen versuchen nämlich, die gefallenen Baumriesen nach Möglichkeit abzubrennen. Von einem hellen Feuer ist dabei, weil das Holz nicht genügend trocken ist, nicht die Rede, aber tage- und monatelang glimmt der Brand allmählich fort. Die Asche bildet einen vortrefflichen Dünger, und die Pisangs, Bananen, Jams, Kürbisse und Erdnüsse, wohl auch etwas Mais, gedeihen auf den jungen Brandstätten vorzüglich. Sobald die Bäume geschlagen, notdürftig von den Ästen gereinigt und in Brand gesetzt sind, beginnen die Eingeborenen auch schon mit dem Pflanzen in ihrer unmittelbaren Nähe, so daß ein solches Feld im Ngumba-Walde mit kultiviertem Ackerlande auch nicht die geringste Ähnlichkeit aufweist. Diese Rodungen fürchteten wir am meisten auf dem auch sonst beschwerlichen Marsche. Denn unbarmherzig brannte die heiße Sonne auf uns herab, wenn wir auf den Bäumen entlang turnten oder tief gebückt unter ihnen fort krochen, um überhaupt vorwärts zu kommen. Waren die Wohnungen der südlichen Ngumbas, die wir bisher gesehen hatten, meist in größerer Zahl und ziemlich geschlossen angelegt gewesen, so hatten wir es hier in dem neu unter Kultur genommenen Waldlande mehr mit einzelnen Siedelungen zu tun. Zwei oder drei Hütten im Rechteck, mit starken Bambuspfehlen als Seitenstützen, waren seitlich mit Wänden aus dicker Baumrinde versehen. Aus dieser waren hier auch die Dächer verfertigt, weil Palmen, aus deren Blättern Duallas und Jaundes die Dächer flechten, hier fast ganz fehlen. Alle Hütten sind so niedrig, daß man nicht in ihnen aufrecht stehen kann, ohne Fenster, mit viereckigen Ausschnitten als Eingänge vorn und hinten, die durch eine Schiebetür zu verschließen sind. Es gehört ein gewisses Geschick dazu, in solche Behausung hineinzugelangen. Nach Möglichkeit zusammengekrümmt, muß man den Kopf und einen Fuß gleichzeitig hineinzwängen, um den übrigen Menschen dann, taschenmesserartig zusammengeklappt, nachzuziehen, wenn man sich nicht gehörig stoßen will. Dies bleibt einem aber meist im Innern doch nicht erspart. Dort hängt nämlich

soviel Gerümpel von der Decke herab, Körbe zum Aufbewahren der Wintervorräte, kurze, hölzerne Hacken, mit denen die Erde bearbeitet wird, Gehörne verendeter Tiere, die als Amulette dienen, und dergleichen mehr, daß alledem in der herrschenden Dunkelheit schlechterdings nicht auszuweichen ist, zumal man noch nach unten sehen soll, wo Töpfe mit Wasser, Kalebassen (ausgehöhlte Kürbisse, die als Trinkgefäße zc. verwendet werden), niedrige plump geschnitzte Schemel, Kiepen und Körbe den Weg versperren. Ist nun solch ein Haus noch bewohnt, dann wimmelt es darin von kleinen Kindern, langbeinigen, ungefähr terriergroßen Buschhunden, krähenden Hähnen und gackernden Hennen mit ihren Kleinen, zu denen sich als illegitime Hauseinwohner unzählige Ratten gesellen.

Die Ziegen und Schafe haben die Ngumbas wie die Saundes in besonderen, aus Pfählen über dem Erdboden gebauten Ställen untergebracht. Die Tiere klettern abends auf einem Baumstamm, der nachts fortgenommen wird, in den Stall und sind so gegen die Angriffe der Leoparden geschützt, die hier zahlreich und raublustig sind.

Die Ngumbas kamen uns überall freundlich entgegen, waren auch hier in der Nähe der Saunde-Grenze nicht mehr so abschreckend häßlich, als ihre bei Tunga und dem Lokundje-Fluß angeessenen Landsleute.

Nach drei Tagemärschen hinter Solo-Dorf kamen wir im Bergland in die ersten Saunde-Dörfer. Die Menschen sind hochgewachsen, mit wohlgebildeten, offenen freien Gesichtszügen. Elastischen Schrittes, mit einem Fell oder alten Tuchsegen um die Hüften, drei bis vier Speere in der Hand, ein kurzes Haumesser, das in einer Holzscheide steckt, über die Schulter, kamen die Männer uns meist schon halbwegs vor dem Dorfe entgegen, während die freundlichen Frauen und Mädchen mit ihren kunstvollen Frijuren uns jubelnd beim Einzug begrüßten. Sie gehen fast nackt. Sehr beliebt ist Messing von der Dicke unseres Nabel- oder Telegraphendrahts, kunstvoll um Arme und Beine gewunden, oder weiße Hemdenknöpfe, die, zu allen möglichen Formen vereinigt, von den schwarzen, wohlgepflegten Haarfrijuren sich wirkungsvoll abheben. Vielfach fanden wir auch Frauen und Männer, die sich mit Rotholz feierlich bemalt hatten, während trauernde Witwen z. B. sich mit Tonerde weiß färbten und an Stelle des kunstvollen

roten oder schwarzen Grasschmuckes hinten einfache grüne Raffadablätter trugen.

Unvergeßlich wird mir bei all den neuen Eindrücken der erste Abend im Saunde-Lande bleiben. Es war herrlicher Mondschein, wir lagerten in dem an fünfzig wohlgebaute Hütten zählenden Dorfe des Häuptlings Ukalla. Am äußersten Ende des Dorfes war mein Zelt aufgeschlagen. Vor mir dehnte sich, fast taghell beleuchtet, der breite Dorfplatz aus, auf dem heute überall vor den Häusern die Feuer meiner Soldaten und Träger brannten. Zwei waldbedeckte Bergriesen bildeten den Hintergrund, ein Wasser rauschte am Ende des Dorfes zu Tal. Es war eine herrliche Stille in der Natur und selten rein und würzig die schöne Bergluft. Am Nachmittag waren wir eingerückt, der alte Ukalla mit seinen Riesenarmen, an denen die Elfenbein- und Metallringe laut klrirten, hatte mir wiederholt kräftig die Hand geschüttelt, mir wieder und wieder versichert, daß er ein treuer Freund des Mtangan (weißen Mannes) sei, mir manches von Kund und Tappenbeck und namentlich von Morgen erzählt, den seinerzeit Tunga bis hierher verfolgt und beschossen hatte. Neugierig umstanden ihn seine Weiber und Töchter. Kinder, ganz nackt, die Hände auf dem Rücken, blickten mit großen Augen zu dem weißen Manne auf und staunten all die Dinge an, welche die Träger in langer Reihe aufstapelten. Als die Soldaten angetreten waren, ein lautes „Gewehr ab“ ertönte, gleichmäßig die Kolben den Erdboden berührten, die Köpfe rechts flogen und Zimmermann den letzten Mann der Karawane meldete, da war es ganz still im Dorfe gewesen. Dann, als die Gewehre zusammengesetzt waren und plötzlich alles wegtrat, ein lautes „Ake“ der Verwunderung; besonders Ängstliche verschwanden im dichten Busch, um dann alsbald unter dem Gelächter ihrer mutigeren Stammesleute wieder aufzutauchen, sobald sie sahen, daß nichts Gefährliches sich ereignete. Dann wurden von den Soldaten Zeltpfosten zusammengesetzt, die Planen ausgespannt, ein „Up“ des schwarzen Unteroffiziers, und mit Leinen und Pflöcken wurde das grüne Haus festgestellt. Die Neugierigen drängten sich heran, so daß der Posten sie fortreiben mußte, weil sie alles anfassen wollten. Die Häuser wurden verteilt, Soldaten und Träger erbaten sich Töpfe von den Frauen, die Jungen des Dorfes trugen Feuerholz herbei, Wasser wurde

geholt, und bald meldete Ukallas Trommel, weithin vom Berge in den Wald tönend, den Nachbarn die friedliche Ankunft des weißen Mannes. Da kamen denn die Siedler des Waldes von allen Seiten an, voran elastischen Schrittes der Herr des Hauses mit dem Speer oder Gewehr in der Hand, hinter ihm seine Frauen und Kinder mit Fischfangs, Hühnern und Ziegen, die Frauen oft mit großen Riepen auf dem Rücken voll Erdnüsse, Jams oder Kassada. Vorsichtig gingen sie an das Dorf heran, ließen erst den Gesamteindruck etwas auf sich wirken, um sofort von irgend einem Soldaten oder Träger herangewinkt zu werden, der ihnen ein Bund kleiner Perlen oder ein Stück Zeug zeigte, um in der Zeichensprache, die alle Neger meisterlich verstehen, den Markt zu eröffnen. Daß schon öfter weiße Männer durchgekommen waren, sah man daran, daß Frauen und Kinder, die einen besonders schönen Hahn, ein Ei, eine Ananas oder Honig hatten, sich stets so stellten, daß sie vom Zelt aus gesehen werden konnten, und ihre Sachen, die sie für europäische Leckerbissen ansehen mochten, nur an den Mtangan selbst verkaufen wollten. Auch große Häuptlinge aus den Nachbardörfern waren eingetroffen mit starker Gefolgschaft. Alle in Waffen stolz daherschreitend, kamen sie mit einer Ziege oder einem Schaf an der Leine bis vor das Zelt. Der Posten rief mich heraus, ein Händeschütteln, ein lautes „Awu maha“, die Hausjungen schleppten die Tiere und Lebensmittel fort, und würdig setzte sich der Häuptling nieder, um mit den Seinen geduldig auf das Gegengeschenk zu warten. Jetzt am Abend hatten die Ukalla-Männer Tanztrommeln hervorgeholt, Weiber und Männer sich Klappern an Armen und Füßen befestigt und unter melodischem Gesange tanzten sie, lautjauchzend, überall umstanden von den Soldaten, die zum ersten Male mit dem fröhlichen, harmlosen Saunde-Völkchen in Berührung kamen. Ich hatte viel gehört von Land und Leuten, namentlich aus Morgens interessanten Schilderungen, der die Saundes nicht genug zu loben weiß; aber der Eindruck, den ich in der herrlichen ersten Nacht im Saunde-Lande empfang, übertraf weit meine schönsten Erwartungen, und voll Zuversicht sah ich dem weiteren Teile meiner Reise entgegen.

Es war so etwas ganz anderes, mit diesen unbefangenen, freiblickenden und sprechenden Naturmenschen zu reden, als mit den ver-

schlagenen, hochmütigen und doch so kriechend freundlichen Küstennegern oder den stumpfsinnigen, finsterblickenden Ngumbas.

Am 3. August überschritten wir den Njong-Fluß und kamen nun, wie ich wußte, in die eigentliche Saunde-Parklandschaft. Der ganze dunkle Riesenbusch lag hinter uns. Im hellen Sonnenlichte aber marschiert es sich durch eine freundliche Landschaft, wo fröhliche Menschen wohnen, selbst auf bergigen Wegen besser als auf ebenem Pfade im finsternen, nassen Walde. Unsere Wanderung von hier bis nach der Station glich einem Triumphzuge. Die vielen Palmen gaben der Gegend ein ganz besonderes Gepräge. Die hohen Urwaldbäume standen nicht mehr so dicht beieinander, das Unterholz war niedriger, fehlte auch wohl gänzlich oder machte großen, weiten, mannshohen Grassrecken Platz. An rauschenden Wassern lagen schattige Bambushaine. Überall weitgebaute, sauber gehaltene Dörfer. Die viereckigen Hütten in zwei Reihen am Wege, das Ganze abschließend und, quer vor die Dorfstraße gestellt, jedesmal ein luftiges Männerhaus. Mit mehreren Eingängen und hohen Palmenblattdächern machten diese schattigen Häuser, in denen stets eine große Anzahl niedriger Holzbetten stand, einen recht einladenden Eindruck. In ihnen brannte stets ein Feuer, und rauchend saß dort der Häuptling mit seinen Leuten und Gästen. Die Betten oder besser Pritschen bestanden aus dicht aneinander gebundenen Bambus- und Palmenrippen. Niedrige Holzblöcke und kunstvoll geschnitzte Sessel standen herum. In der Nähe des Männerhauses oder auch auf der Dorfstraße befand sich stets ein Tabaksbeet, denn selten trifft man einen Saunde-Mann ohne die geliebte Tabakspfeife. Der Wandersmann hat in Saunde stets einen aus Fell hergestellten Rucksack auf der Schulter, der alle möglichen notwendigen Gegenstände enthält und in dem vor allem der hölzerne Löffel untergebracht ist, der jeden Mann wie ein Reisestab und unentbehrlichstes Utensil begleitet.

Überall begegneten wir den reise- und vergnügungslustigen Saunde-Leuten auf dem Wege. Sie marschieren, kaum rechts oder links schauend, in schnellem Tempo dahin. Mit lautem „Arwu maha“ grüßen sie Entgegenkommende, die mit „Aha“ und „Wakehe“ (Wo gehst Du hin?) antworten, meist aber bereits vorüber sind, ehe eine Antwort erfolgt, die sie auch gar nicht abwarten. Kommen die reisenden Saundes dann in ein Dorf und sehen im Männerhaus die

Dorfleute beim Essen sitzen, so haben sie sofort den Löffel zur Hand, langen mit ihm hinein in die Erdnußsuppe und den Bananembrei und sagen erst guten Tag oder stehen Rede und Antwort, nachdem sie den Hunger gestillt haben. Wenn dann die Tagesneuigkeiten ausgetauscht sind und ein flüchtiger Dank gesagt ist, geht es weiter, und oft legen sie so, Tag und Nacht ohne sichtbare Ermüdung marschierend, 50 bis 60 km zurück.

Der Saunde ist, seinem sehr lebhaften Temperament entsprechend, nämlich auch sehr beweglich und unternehmungslustig. Bald ist jemand im Nachbar-dorfe gestorben, bald ist anderswo ein „Abot“ (ein großer Tanz); es gilt, auf Handelsgeschäfte oder Brautschau auszugehen, beabsichtigte Kriegszüge müssen besprochen werden — kurz, an Grund zum Reisen fehlt es nicht und reges pulsierendes Leben herrscht im ganzen Lande. So bekamen wir fortwährend Menschen zu sehen, die dann zuerst wohl schon seitlich in den Busch traten, später aber sich unserem Zuge angeschlossen, um uns in dem nächsten Dorfe gründlich besehen und bewundern zu können. Führte dann der Weg den Wanderer, der uns geschaut hatte, in ein abgelegenes Dorf, wo man die reisenden Europäer noch nicht gesehen hatte, so ward er dort ebenso umdrängt, wie bei festlichen Anlässen ein Extrablattverkäufer des Lokalanzeigers in Berlin, und ganz wie ein Zeitungsgewährsmann pflegte der Saunde-Mann das Geschaute ohne Rücksicht auf die Wahrheit so zu erzählen, wie er es hübsch fand. Eines besonders guten Empfanges bei seiner Liebsten ist er gewiß, wenn er mit Neuigkeiten kommt, und gerade Liebesabenteuer sind es, welche die jungen Saunde-Männer zu besonders weiten und anstrengenden Spaziergängen veranlassen. Gilt es doch in diesem gelobten Lande für die größte Empfehlung eines heiratsfähigen Mädchens, möglichst viele Freunde zu besitzen! Sie ist geschätzt, sie ist begehrt, sie steht deshalb hoch im Preise!

Die Bebauung des Landes ist, der starken Bevölkerung entsprechend, auch eine viel sorgfältigere als in dem Küsten- und Ngumba-Gebiet. Große Plantenhaine beschatten rundum die Dörfer, und früh morgens, schon mit Sonnenaufgang, pflegen die Frauen im Arbeitsanzug, d. h. mit ihrem Blätterschmuck zur Arbeit aufs Feld zu gehen. Die Männer machen nämlich nur die schwere, grobe Landarbeit, d. h. sie fällen in der Nähe ihres Dorfes, wo sie eine

Farm anlegen wollen, die Bäume, reinigen das Land nach Möglichkeit von dem Unterholz und brennen die gefällten Stämme ab. Dann weisen sie die verschiedenen Teile der Farm ihren Frauen zu, die nun mit der Hacke an die Arbeit gehen, um kurz vor den Regenzeiten dem Boden die Maiskörner und Erdnüsse, den Koko oder Sams anzuvertrauen. Beginnt es zu regnen und keimt das Gepflanzte, so gilt es, die Farm fortwährend vom Gras und Unkraut zu befreien, das in dem jungfräulichen Boden ebenso schnell wuchert wie die junge, aus dem Samen getriebene Pflanze. Zum Schutz gegen die zudringlichen Ziegen und das Wild muß außerdem ein Zaun rund um das Feld gebaut werden. Die Samswurzel, die in Saunde besonders beliebt ist, muß zur Zeit gehäufelt werden und bedarf, ebenso wie die Kürbisse, einer Stütze für die rankenden Triebe, so daß die Samskulturen der Saunde von weitem wie große Hopfenfelder aussehen. Auch der Mais macht, namentlich in der Blütezeit, dadurch viel Arbeit, daß fortwährend die zahllosen Reißvögel von den jungen Blüten und Dolben verschreckt werden müssen. Die Saunde-Frau hat deshalb tagsüber fleißig zu arbeiten, da sie außerdem noch das Essen kochen, Brennholz suchen und Wasser tragen muß, das in den Häusern in großen, tönernen Töpfen aufbewahrt wird. Überall in Wald und Feld rieseln muntere Bäche von den Bergen hernieder, und reichlich fallender Regen verleiht dem Boden eine solche Fruchtbarkeit, daß allenthalben zweimal im Jahre geerntet wird. Langsam zogen wir in den Morgenstunden auf breiten, gut ausgetretenen Wegen dahin, und überall in den Dörfern war unsere Ankunft ein Volksfest. Kaum waren wir von unserem Nachtquartier eine Stunde abmarschiert, so forderten uns die Dorfsältesten schon auf, unter allen Umständen bei ihnen zu rasten, so daß wir vom Njong bis nach Saunde nur ganz kleine Märsche haben machen können. Erst am 9. August erreichten wir mittags die Station, herzlichst bewillkommet von Herrn Zenker, der hier schon seit fünf Jahren hauste und in letzter Zeit von den Herren Staudt und Rabschung unterstützt wurde. So hatten wir denn den eigentlichen Urwaldgürtel hinter uns und befanden uns an der Grenze des Wald- und Graslandes auf der vorgeschobenen Station in Inner-Kamerun.

Zenker ist gelernter Botaniker und Gärtner und vermöge seiner vorzüglichen Gesundheit und praktischen Veranlagung der schwierigen

Aufgabe, hier allein, zwanzig Tage von der Küste ohne alle rückwärtigen Verbindungen, eine Station zu halten, in hervorragender Weise gerecht geworden. Allerdings kam ihm dabei der friedfertige, offene Charakter der Saunde-Bevölkerung sehr zu statten, aber immerhin gehört schon ein großes Maß von Mut und Willenskraft dazu, um so lange Jahre hindurch ganz allein in so entlegener Stellung auszuhalten.

Die Station liegt 700 m hoch und macht einen überaus freundlichen Eindruck. Wir passierten am 9. früh ein kleines Gebirgswasser, dann ein großes Dorf, das mir als dem Häuptling Jonu gehörig bezeichnet wurde, und kamen auf einen breiteren Weg, der wohl 10 Minuten weit durch einen Bananenhain führte und schließlich auf den Stationshof mündete. Der Hof war an zwei Seiten durch eine Lehmmauer, an den beiden anderen durch einen Zaun abgeschlossen. Das Stationsgebäude stand auf mannshohen Pfählen und war ganz aus Balken und Brettern gebaut, mit einem hohen, lustigen Dach aus zusammengelochtenen Palmblättern versehen. Rundum lief eine stattliche Veranda. Gegenüber, an der Mauer, befanden sich sechs große, aus Lehmfachwerk gebaute Arbeiterhäuser, die mit großen Vorbauten versehen waren, so daß die Leute auch außerhalb des Hauses gegen Licht und Sonne geschützt sitzen und plaudern oder arbeiten konnten. Ein großes Laboratorium, ein Store und sechs weitere Fachwerkbauten auf dem unteren Hofe, die an den Hängen des Hügels nach dem Wasser zu gelegen waren, machten nebst einem Schaf- und Ziegenstall die Baulichkeiten der Station aus. Zenker, eine mittelgroße, kräftige, von der Sonne gebräunte Erscheinung mit kurzem Spitz- und Schnurrbart, einen Fes auf dem Kopfe, empfing uns mit seinen beiden Assistenten auf dem Stationshof, wies den Trägern in der Saunde-Sprache die Plätze für die Lasten an, zeigte den Soldaten ihre Quartiere und führte mich selbst in das Haus, das aus sechs geräumigen Zimmern bestand, die, durch nur bis zur halben Höhe des Hauses reichende Bretterwände voneinander getrennt, sehr schön lustig und kühl waren. In netten Matrosenanzügen, die Mütze in der Hand, machten die beiden kleinen Söhne Zenkers, zwei prächtige Mulattenjungen, ihre Aufwartung.

Wir sitzen in der herrlichen Nacht draußen und werden nicht müde, uns von der Heimat zu erzählen, von vergangenen Tagen,

und uns in Vermutungen über die nächste Zukunft zu ergehen. Zenker erzählt von Faundes Vergangenheit: Wie im Oktober 1887 Kund und Tappenbeck als erste durch den weiten Urwaldgürtel hierher nach Faunde gelangten, wie dann Kund, auf dem Rückmarsch von den Bakotos schwer verwundet, nicht wieder nach Afrika hatte zurückkehren können, während Tappenbeck in Kamerun ein Schwarzwasserfieber jäh dahinraffte; wie Morgen dann im Jahre 1889 die frühere Kundsche Expedition übernahm, mit dieser von Kribi aus nach Faunde zu Ngilla vordrang und über den Mbam längs des Sanaga zurückkehrte, um im Juni 1890 Zenker dauernd in Faunde zu belassen, während er selbst über Ngilla nach Tibati und weiter über Ibi an den Benuë marschierte. Diesen fuhr er abwärts in den Niger und kehrte über Akassa nach Kamerun zurück. Eine große neue Expedition, um all das, was Morgen in Erfahrung gebracht hatte, genau zu erforschen und auch nach Osten hin, nach Inner-Kamerun, vorzudringen, war im Jahre 1891 mit großen Mitteln unter Gravenreuth geplant, der aber im November bei dem Sturm auf Buëa, am Kamerun-Gebirge, fiel. Mit einem Teile seiner Expedition war Ramsay Sanaga aufwärts gegangen und hatte an der Grenze des Gras- und Waldlandes die Balinga-Station angelegt, mit deren Leitung er den Leutnant von Volkamer betraute, um selbst Zenker in Faunde aufzusuchen und von dort zur Küste zurückzukehren. Der nächste Europäer, den Zenker begrüßen sollte, war der Expeditionsmeister Beermann. Dieser traf im April 1893 mit der traurigen Kunde von der Stettenschen Expedition bei ihm ein, daß Volkamer bereits am 27. September 1892 zusammen mit dem Sergeanten Scadock von den Barrungos gefangen und getötet worden sei. Stetten war mit seiner Expedition, zu der noch Oberleutnant Häring, Expeditionsmeister Beermann und Gillwald gehörten, am 13. März 1893 in Balinga eingetroffen und hatte hier zu seinem Schrecken nur einige überlebende Dahomeys von der Volkamerschen Besatzung vorgefunden. Der unglückliche Volkamer hatte sich von dem Balinga-Häuptling verleiten lassen, gegen die Barrungos, einen dem Häuptling Ngilla untertänigen Bati-Stamm, zu Felde zu ziehen, und hierbei am 27. September 1892 seinen Tod gefunden. Erst am 11. Mai 1893 konnte der Kaiserliche Gouverneur v. Zimmerer, auf einen Bericht Stettens hin, den beiden Tapferen einen ehrenden Nachruf widmen.

Zenker hat allein bis zum Juni 1893 die Saunde-Station, nunmehr der einzige vorgeschobene Posten in Inner-Kamerun, geleitet. Dann erst kam, um ihn zu verproviantieren und einem drohenden Angriff der Boghe-Belinghes, eines Bane-Stammes, auf die Station vorzubeugen, im Juni 1893 der Exerziermeister Levonig mit 40 Soldaten nach Saunde, bestrafte die Boghe-Belinghes und legte am 1. September 1893 die Zwischenstation Lolodorf an, deren Leitung in Nettes Händen ruhte.

Seit der Gründung dieser Zwischenstation war Zenkers Stellung in Saunde bedeutend gesicherter*).

*) Später ist Dominik selbst längere Zeit in Saunde Stationschef gewesen und neuerdings zum Dezernenten für Süd-Kamerun im Reichs-Kolonialamt ernannt worden; die geschilderten Wege soll vielleicht in Zukunft eine Bahn von Kribi oder Duala nach Saunde durchziehen (s. auch S. 144).

Kamerun.

Reisebriefe von der parlamentarischen Studienreise 1905.

Otto Arendt.

Am Morgen des 30. August 1905 holten uns die Boote des Bezirksamts Viktoria von Bord der „Eleonore Woermann“ an Land. Stramm ruderten die Schwarzen in ihren praktischen und kleidsamen Uniformen. Die langgezogenen Wellen des Atlantischen Ozeans hatten uns gehörig durchgeschaukelt, als wir nach etwa 20 Minuten an der Landungsbrücke anlegten. Der Bezirksamtsmann von Viktoria, Assessor Adä, hatte uns abgeholt; an der Brücke empfingen uns zahlreiche Herren, um die Führung zu übernehmen. Gleich der erste Eindruck Kameruns war ein völlig anderer wie der Togos. Eine beispiellose Üppigkeit der Natur, wohin man blickt. Wir durchwanderten Viktoria, besichtigten die Schule, die Kirche der Basler Mission und betraten dann jenseits der schön in Stein erbauten Sodenbrücke den Botanischen Garten von Viktoria, der neben wissenschaftlichen vor allem praktischen Zwecken dient. Hier werden Versuchspflanzungen angelegt, und den Pflanzern wird mit Rat und Tat Hilfe geleistet. Alle Wunder der tropischen Pflanzenwelt treten hier vor unser Auge. Zum erstenmal sehen wir Kakao, Kaffee, Tee, Muskatnuß, Pfeffer, Vanille, Ananas, Bananen, Papayas wachsen. Ebenholz und Mahagoni, Gummi und Bambus lernten wir kennen. Eine Anzahl üppiger, bunter Blattpflanzen, reichfarbiger Blumen, schnellaufliehender Bäume waren uns völlig unbekannt und blieben es auch, nachdem wir den botanischen Namen gehört hatten. Ein Baum hatte es in drei Jahren auf 22 Meter Höhe gebracht. Wir

taufte ihn „Giraffenbaum“, während ein anderer Baumriese, der Früchte trug, die Zervelatwürsten völlig gleichsehen, nur daß sie grün sind, sich als „Wurstbaum“ bezeichnen lassen mußte.

Mit klarem Wasser, wie ein Bergfluß im Harz, strömt durch diesen Park ein Zufluß ins Meer, die beliebte Badestelle der Deutschen in Viktoria, die hier Fluß- und Wellenbad unmittelbar am Meeresstrand genießen.

An den Botanischen Garten schließt sich die große Pflanzung des Dr. Esser an, die als „Viktoriapflanzung“ bekannt ist. Zwischen dieser Pflanzung, deren Hafen den Namen Kakaohafen führt, und der Landungsbrücke in Viktoria wird jetzt ein Kai aufgemauert und auf ihm eine Schmalspurbahn gebaut, die ihrer Vollendung entgegengeht. Auf der Farm ist eine Feldbahn bereits im Betrieb, deren Fortführung bis Soppo in der Ausführung ist. Die Bahn, welche in erster Linie den Farmzwecken zu dienen bestimmt ist, soll später auch dem öffentlichen Betrieb zugänglich gemacht werden. Wir haben diese Bahn zweimal befahren, einmal zur Besichtigung der Kakaopflanzungen und später auf der Reise nach Buëa. Insgesamt wird diese Bahn 40—50 Kilometer umfassen.

Wir besichtigten zunächst die Wirtschaftsgebäude der Pflanzung, Faktorei, Wohnhäuser — teilweise und recht zweckdienlich aus Papier, — Lazarett, Vorratsräume, Maschinengebäude, Kösthäuser für den Kakao usw. Eine Erfrischung in den gastlichen Räumen des Direktors der Pflanzung Vanderlow tat uns nach dem langen Marsch in tropischer Sonnenglut recht gut und gab uns frische Kraft für die fast zweistündige Eisenbahnfahrt durch die Pflanzung, deren Ausdehnung und Kultur uns eine freudige Überraschung war. Zwischen den reich mit Früchten prangenden Kakaobäumen stehen als Schattenspender rasch aufschießende Bananen, die aber nicht unsere Eßbananen, sondern die Pflanzen, die Hauptnahrung der Neger, liefern. Dazwischen stehen noch aus dem Urwald übrig gebliebene riesenhafte Baumwollenbäume — wir fanden einen solchen, den wir mit 25 Doppelarm-längen nicht zu umfassen vermochten. — Die Ölpalmen ragen zahlreich empor, und die Lianen wuchern so üppig, daß wir einen Baum fanden, dessen Stamm, gänzlich verschwunden, laubenartig aus den Lianen nun seinerseits Nahrung ziehend, diese überkrönte.

Wir besuchten einige Vorwerke, beobachteten die Schwarzen bei

der Arbeit des Kakaoauslesens und des Aufbrechens der Früchte, welche die Kerne enthalten, auch beim Ausroden des Urwaldes für künftige Kultur. Der Urwald bedeckt das ganze Küstengebiet von Viktoria und reicht überall bis zum Meer herab, soweit nicht Pflanzungen an seine Stelle getreten sind. Diese üppige Vegetation der Ufer bildet einen Hauptreiz des Hafens von Viktoria, dessen eine Seite, die Affenhalbinsel, bis zum Kap Nachtigal, noch ganz im Urzustande ist. Die Essersche Eisenbahn führt uns dann auf dem Kai entlang, so weit sie schon fahrbar ist, so daß wir nur noch einen kurzen Weg bis zu dem hoch auf dem Berghang liegenden Wohnhaus des Bezirksamtmanns Abä, bei dem wir zu Tisch geladen waren, zu Fuß zurückzulegen hatten.

In den frühen Morgenstunden waren zu unserem Entzücken die Wolken gewichen, und wir sahen den Kleinen und den Großen Kamerunberg klar vor uns liegen. Gegen Abend waren uns nur vorübergehend klare Blicke vergönnt, aber von der Veranda des Bezirksamts Viktoria war die Aussicht trotzdem außerordentlich schön. Vor uns die Meeresbucht und die Brandung, begrenzt durch grüne Inseln und Vorberge, zu Füßen die Stadt Viktoria und die ausgedehnten Baulichkeiten der Esserschen Pflanzung, hinter uns der zum Kamerunberg emporsteigende Urwald und darüber das gewaltige 4000 Meter vom Meerespiegel aufsteigende Kamerungebirge.

Die beiden nächsten Tage waren dem Besuche Busas gewidmet. Wir benutzten zunächst etwa 12 Kilometer die Essersche Bahn, dann ging's zu Pferd, mit Maulesel oder in der Hängematte aufwärts nach dem 1000 Meter hoch am Kamerunberge liegenden Wohnsitz des Gouverneurs. Ich wählte die Beförderung in der Hängematte, um diese in Afrika üblichste Reiseart kennen zu lernen. Die Hängematte ist an einem großen Bambusstock befestigt, der ein Dach zum Sonnenschutz trägt. Das Dach muß von einem Neger ständig gehalten werden. Die am Bambusrohr vorn und hinten befestigten Querstangen tragen je zwei oder drei Schwarze auf den Köpfen, wobei sie sich ablösen, ohne daß Halt gemacht wird. Bei gutem Wege wäre diese Reiseart ganz angenehm, wenn nicht der Geruch der schwitzenden Neger fast unmöglich machte, zu atmen. Wird der Weg im Gebirge schlecht, so stolpert wohl auch einmal einer der Träger, und dann fällt die ganze Gesellschaft, und man macht eine unsanfte

Wendung zur Erde, meist wo sie am schmutzigsten ist. Unsere Karawane war bald in Einzelgruppen aufgelöst, und es war mir eine eigenartige Empfindung, so allein mit meinen schwarzen Trägern durch den Urwald dahin zu ziehen. Von Zeit zu Zeit erschien dann der Polizeimeister von Soppo zu Pferd an meiner Seite und feuerte meine Träger mit dem Zuruf: „Wamse, wamse“ an — ein Wort, das bei den Duallas aber eine andere Bedeutung hat, wie im Berliner Dialekt, es heißt „schnell“.

Je höher wir kamen, um so schlechter wurde das Wetter; anfangs schützte Mantel und Schirm, hinter Soppo aber kamen die Fluten von oben und unten, und wir waren völlig durchnäßt, als wir unter strömendem Regen bei dem Wohnhaus des Gouverneurs von Puttkamer anlangten und von diesem begrüßt wurden. Mit Hilfe der Eisenbahn hatten wir den Ausflug in etwas über 5 Stunden — es sind 28 Kilometer — vollendet.

Am Nachmittag wurde Buëa besichtigt. Das schön gelegene Haus des Gouverneurs ist von Versuchsgärten umgeben, u. a. sahen wir hier eine Chininapflanzung. Etwas höher findet sich eine Sennerei, in der Rindvieh trefflich gedeiht. Die ganze Lage des Orts erinnert mehr an die Schweiz als an Afrika. Freundlich ziehen sich die roten Dächer das Berggelände entlang, während durch eine Schlucht ein wilder Bergbach herabstürzt. Buëa soll in seiner Höhenlage ein fieberfreier und gesunder Ort sein und wurde deshalb zum Regierungssitz bestimmt. Allein die Schwierigkeit und Kostspieligkeit des Verkehrs — es gibt keinen anderen Transport, als auf den Köpfen der Neger — wird die Zurückverlegung des Gouvernements-sitzes nach Duala nötig machen, sobald der Bau der Eisenbahn von Duala nach dem Manengubagebirge die Erreichung fieberfreier Gebirgsgegenden von Duala aus in wenigen Stunden ermöglicht. Buëa wird dann eine Bedeutung als landwirtschaftliche Zentrale für die Kolonie behalten. Aber die steigende Bedeutung Dualas als Haupthafen und Eisenbahnmittelpunkt macht die Verlegung der Regierung dorthin unumgänglich.

Am Abend nach dem Essen gab uns das Musikkorps der Schutztruppe unter seinem schwarzen Leiter — der weiße war auf Urlaub — ein Konzert, das uns eine überraschende Leistungsfähigkeit dieser Negermusik zeigte.

Am nächsten Morgen traten wir den Rückmarsch an, besichtigten das Vorwerk von Buëa mit umfassendem landwirtschaftlichem Betrieb und besuchten in Soppo die Schutztruppe in ihren Kasernen. Hier wurden uns die Eigentümlichkeiten der afrikanischen Gefechtsweise in einer Übung vorgeführt. Dann ging's wieder zur Eisenbahn hinab, und bald nach Mittag war Viktoria erreicht.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß 1894 Grabenreuth bei der Erstürmung des rebellischen Buëa gefallen ist, während heute die Esserschen Pflanzungen fast bis dorthin reichen, und große und stattliche Bauten Raum für den Sitz der Behörden und die Wohnung des Gouverneurs bieten. Was ist in dem kurzen Zeitraum eines Jahrzehnts hier geleistet! Wenn man die großartigen Anlagen der Esserschen Pflanzung näher kennen lernt, wird man manche in Deutschland laut gewordene Kritik bedauern. Freuen wir uns, daß soviel Tatkraft und soviel Kapital unsrer Kolonie zugewendet worden ist. Hoffen wir, daß der Unternehmungsgeist reichen Gewinn findet: nichts würde mehr und schneller die Entwicklung der Kolonie fördern.

Von Bord der „Eleonore Boermann“ siedelten wir auf den Dampfer des Gouverneurs „Herzogin Elisabeth“ über, ein kleines, aber schmales Schiff, das uns für die Küstenfahrt zur Verfügung gestellt war. Wir fuhren zunächst um die Affenhalbinsel herum, am Bismarckturm vorüber in den Kriegsschiffhafen, eine rings von stattlichen, mit Urwald bestandenen Bergen umfaßte Bucht. Hier liegt die älteste Kakaopflanzung der Kolonie, mit deren Besichtigung wir einen Besuch der Cyclopengrotte verbanden. Die Cyclopengrotte erinnert an die blaue Grotte Capris, obwohl sie ganz andersartig ist. Wie in Capri fährt das Boot durch ein Felsentor in die Grotte, diese ist aber nicht unterirdisch, sondern ein stiller, kleiner Landsee, rings grüne Hügel und darüber der blaue Himmel. Es ist ein kleiner Krater, der hier am Meeresrand das Wunder verursacht. Ob der Name an Homers Dichtung erinnern soll, oder darauf zurückzuführen ist, daß die Mannschaften von S. M. S. „Cyclop“ zuerst die Grotte entdeckten, weiß ich nicht.

Nachts fuhr die „Herzogin“ mit uns nördlich bei Viktoria vorüber nach Bibundi, wo wir morgens erwachten. Der Leiter der großen Bibundipflanzung, Herr Weyler, ein alter, erprobter Afrikaner, kam mit uns, und in seinem starken Boot brachte er uns sicher über

die Barre des Bibundiflusses. Bald waren wir an Land und saßen in der moskitosichereren Veranda, mit der Herr Weyler sein Haus umgeben hat, bei der liebenswürdigen Hausfrau, die uns durch ihre gastliche Aufnahme bewies, wie die deutsche Häuslichkeit auch in den Tropen gedeiht. Es war der 2. September, und bei Tisch wurde Sedan gebührend gefeiert.

Die ausgedehnten Kakaopflanzungen von Bibundi, die Röstanlagen, Lazarette, Wohnhäuser, machten einen ausgezeichneten Eindruck. Auf einer Feldbahn, die aber von Negern geschoben wurde, konnten wir bequem einen Teil des Pflanzungsgebiets durchstreifen und die Sauberkeit und Ordnung, sowie die guten Ernteaussichten bewundern. In Bibundi sahen wir die vier ehemaligen Schüler der Witzehausener Kolonialschule, die unter der tüchtigen Leitung des Herrn Weyler hier in den praktischen Kolonialdienst eingeführt werden. Herr Weyler äußerte sich sehr befriedigt über die Erfahrungen, die er mit den Kolonialschülern gemacht hat.

Am Nachmittag setzten wir im Kanu über den Bibundifluß und bestiegen jenseits eine Feldbahn, die uns in einer halben Stunde nach der Pflanzung Idenau Sauje brachte, deren Leiter Herr Volley mit Gattin zugleich mit uns mit der „Eleonore Woermann“ aus Europa gekommen war. Die Rückkehr des Leiters der Pflanzung war für die Schwarzen ein Freudenfest, das gebührend mit Gesang und Tanz gefeiert wurde, während wir uns auf der Veranda von der Fahrt und der Besichtigung erholten. Wir hatten hier den wohlthuenden Eindruck, daß doch auch menschliche Beziehungen zwischen den Schwarzen und den Weißen bestehen. In Idenau ging es fast her, wie bei einem Erntefest auf einem großen Gut daheim. Der Stand auch dieser Pflanzung macht einen vorzüglichen Eindruck. Es ist bewundernswert, daß in Bibundi, dem regenreichsten Ort der Welt, soviel geschaffen werden konnte, trotz der allerungünstigsten Verkehrsverhältnisse. Die Verbindung zur See ist durch die Barre erschwert, und zu Lande fehlt noch immer ein Weg nach dem nahen Viktoria. Ein solcher ist dringend nötig und soll nun endlich in Angriff genommen werden.

Gegen Abend lichtete die „Herzogin“ die Anker und fuhr mit uns die Nacht hindurch nach Kribi, dem wichtigsten Platz in Südkamerun, zugleich die südlichste Stelle, die wir auf unserer Reise er-

reichen sollten, etwa 3 Grad nördlicher Breite; bis zum Äquator selbst sind wir nicht gekommen.

Kribi machte einen völlig anderen Eindruck wie Nordkamerun. Die beispiellose Üppigkeit der Vegetation tritt hier weniger zutage. Die Barre, deren gefährliche Lücke wir namentlich bei der Rückfahrt zum Schiff kennen lernen sollten, erschwert zwar den Schiffsverkehr, trotzdem hat Kribi und die ihm nahegelegenen Plätze den bedeutendsten Handel der Kolonie. Elfenbein und Gummi werden hier durch viele tausend Träger aus dem Hinterlande herangeschleppt, und die Einfuhr von Waren zur Bezahlung dieser hochwertigen Güter ist so groß, daß Südkamerun die größten Zollerträgnisse der Kolonie aufweist. Hinter dem Handel tritt die Kultivation hier ganz zurück. Die Anlage der Wege liegt noch sehr im argen, wozu ein häufiger Wechsel in der Bezirksamtmannschaft sicherlich beigetragen hat. Der Südbezirk fühlt sich nicht ganz ohne Grund vernachlässigt. Erst jetzt ist der Ausbau der Hauptstraße ins Innere im Gange. Die Anlage der öffentlichen Gebäude — z. B. das Gefängnis — lassen viel zu wünschen übrig. Ein Arzt ist erst jetzt in Kribi stationiert worden. Die Hoffnungen auf den Bau einer Südbahn scheinen nur wenig aussichtsvoll, Kribi mit seiner Barre kann nie ein Haupthafen werden; Elfenbein und Gummi bringen jetzt wohl Gewinn, können aber dauernd die Bahn nicht rentabel machen. Die Aufschließung des südlichen Hinterlandes wird schließlich wohl durch eine Flügelbahn zum Anschluß nach Duala erfolgen.

Wir gingen von Kribi schon nachmittags in See und fuhren zunächst nach südwärts, bis zu den Batangawasserfällen. Der Batangafluß ergießt sich hier mit starkem Fall ins Meer. Hier wendeten wir die Kiele nordwärts „nach der Heimat geht es wieder“, — vor Sonnenuntergang hatten wir die Faktoreien von Plantation und Longi erreicht, die aus dem Urwald heraus zu uns herüber blickten.

In Longi gingen einige Herren an Land, ich blieb an Bord und begnügte mich mit dem Blick auf den Ort, da die Dunkelheit nahe war. Nachts ging die „Herzogin“ wieder in See, und am andern Morgen fuhren wir den gewaltigen Kamerunfluß aufwärts nach Duala. Der Kamerunfluß ist bei seiner Mündung etwa 4 Kilometer, bei Duala 2 Kilometer breit. Seine Wassermassen gestatten den größten Schiffen die Einfahrt. Nur eine Sandbank kurz vor

Duala, die leicht zu beseitigen ist, hindert Schiffe vom Tiefgang der „Eleonore“ bis zur Landungsbrücke zu dampfen. Zugleich mit dem Bahnbau wird auch dieses Verkehrshindernis beseitigt werden müssen. Mit einer Schaluppe besichtigten wir den Hafen und dampften nach Hickory, dem Duala gegenüberliegenden Platz, wo der Bahnhof erbaut werden soll. Hier werden auch die Werkstätten und die Hafenanlagen errichtet werden; der Verkehr nach Duala muß dann mit Fähre erfolgen. Schon jetzt sind eine Reihe wichtiger Faktoreien in Hickory. Die Besichtigung des Geländes der künftigen Bahn mittags zwischen 12 und 1 Uhr ließ uns die Macht der Tropensonne gründlich empfinden.

Der Nachmittag war der Besichtigung der Stadt Duala — die etwa 22 000 Einwohner zählt — und der öffentlichen Gebäude, Werkstätten und Einrichtungen gewidmet. Die Europäerstadt liegt auf der Fohplatte, einer steil vom Fluß aufsteigenden Anhöhe, die einst unsere Blaujacken mit stürmender Hand den aufständischen Duallas entreißen mußten. In den schön gepflegten Anlagen auf der Fohplatte erinnert ein Denkmal an die gefallenen Matrosen. Hier erhebt sich auch ein Denkmal für Dr. Nachtigal, dem wir die Erwerbung Kameruns zu danken haben. Schnell und tatkräftig hatte er zugegriffen, und als bald darauf ein englisches Kriegsschiff kam, um die englische Flagge zu hissen, war es zu spät. Man begreift heute nicht, wie England den Erwerb dieses wichtigen Hafens, des zukunftsreichsten von ganz Westafrika, sich hat entgehen lassen können. Nachtigal starb auf der Heimreise und fand zunächst auf Cap Palmas eine Ruhestätte, von dort wurden seine Gebeine nach der Fohplatte überführt, wo er nun in dem durch ihn deutschen Boden ruht. Wehmütig berührte mich der Grabstein für Gravenreuth, „den Löwen der Küste“, wie er in Ostafrika hieß; ich erinnerte mich der Zeit, wo Gravenreuth als junger, fidelel Bayernleutnant Mitte der achtziger Jahre voll Begeisterung und Lebensmut in den um Karl Peters gesammelten Kreis von Kolonialfreunden eintrat. Er hatte dann durch seine Tollkühnheit bei der Erstürmung von Buëa einen übrigens nicht einmal nötigen Heldentod gefunden.

Ein viertes Denkmal ist dem Grafen Monts geweiht, der bei den Kämpfen mit den aufständischen Dahomey-Soldaten der Schutztruppe verwundet, in Kamerun starb.

Wir legten Kränze an den Denkmälern nieder und gedachten in stiller Wehmut der hier für das Vaterland Gefallenen.

Das Wohnhaus des Bezirksamtmanns von Duala von Brauchitsch ist in seiner ganzen Anlage vortrefflich ausgeführt. Namentlich war es uns erfreulich, daß bei der nötigen Zurückverlegung der Hauptstadt von Buëa nach Duala dieses Haus zur Wohnung des Gouverneurs durchaus geeignet ist, so daß kostspielige Neubauten entfallen. Als wir auf der nahen kaiserlichen Post uns mit Kamerunmarken versahen, fiel uns der starke Verkehr der schwarzen Bevölkerung am Schalter auf. Die Neger sind auch eifrige Benutzer des Telephons. Erz. Kraette kann auf steigende Einnahmen aus den Kolonien rechnen. Unter weißer Oberaufsicht walten die schwarzen Beamten übrigens vortrefflich ihres Dienstes, wie ich das namentlich auch später bei einer starken Inanspruchnahme des Fernsprechers wahrnehmen sollte.

Überaus wichtig für Duala ist die Anlage breiter und fester Straßen, die durch die Schwarzen selbst unter Anleitung des Bezirksamts erfolgt. Die Eingeborenen haben die Bedeutung und den Wert dieser Straßen richtig erfaßt und drängen sich danach, sie bauen zu helfen, so daß die Regierung nur schwer den an sie gestellten Anforderungen der Bewohnerschaft nachkommen kann. Auch das Grundbuchwesen ist jetzt geordnet, die Übertragung des Grundbesitzes aber von der Errichtung eines ordentlichen Wohnhauses abhängig gemacht, was segensreiche Frucht trägt.

Bei unserem Rundgang statteten wir auch „König“ Bell einen Besuch ab. Er hat ein pagodenartiges großes Haus erbaut, an das sich in langen Reihen die Häuser seiner Weiber und Kinder anschließen. Bell ist ein großer, intelligenter Neger, er hatte die Klugheit, bei dem Dahomeyaufstand 1894 treu zu den Deutschen zu halten, und ist auch jetzt eine Hauptstütze der Regierung, während der zweite Häuptling von Duala, „König“ Aqua, zur Opposition neigt. Beide „Könige“ waren in Europa und erzählen mit Stolz vom Kaiser und von Berlin.

Meteorologische Verhältnisse, Acker-, Gartenbau, Forstkultur in Deutsch-Südwestafrika.

Theodor Leutwein.

Beinahe bis zum Überdruß ist schon verkündigt worden, daß das Schutzgebiet das Land der Viehzucht und des Bergbaues sei. Da aber in dieser Beziehung in der Heimat immer noch irrige Ansichten zutage treten, so kann es nicht oft genug wiederholt werden. Wer nach Südwestafrika auswandert, der lasse den Gedanken an Egge und Pflug zu Hause, es sei denn, daß er seine Schritte nach dem Grootfonteiner Gebiet oder dem Ovambolande lenkt.

Das ausschlaggebende Moment für den Weg, auf dem die wirtschaftliche Ausnutzung eines Landes erfolgen kann, bildet die Wasserfrage, und diese ist wieder von den Niederschlägen abhängig. Um ein richtiges Urteil über den wirtschaftlichen Wert des Schutzgebietes zu gewinnen, wurde daher das ganze Land mit einem Netz von meteorologischen Beobachtungsstationen überzogen und die Oberleitung über das Ganze einem Gouvernementsbeamten übertragen. Unmittelbar vor dem Aufstande hatten die Beobachtungsstationen die Zahl von 54 erreicht. Ihre Ergebnisse sind alljährlich in den Jahresberichten des Gouvernements veröffentlicht worden. Für hier genügt es, die Durchschnittszahlen der Hauptstationen anzuführen. Nach den Beobachtungen in den letzten drei Berichtsjahren vor dem Aufstande, d. i. vom 1. April 1900 bis 1. April 1903, betragen die Regenhöhen: 1. für das Grootfonteiner Gebiet durchschnittlich 521 mm, 2. für Windhof 226 mm, 3. für Gobabis 339 mm, 4. für Gibeon 85 mm, 5. für Keetmanshoop 83 mm, 6. für Bethanien 69 mm.

Zum Vergleich füge ich hinzu, daß der Jahresdurchschnitt für Deutschland etwa 500 bis 600 mm beträgt, für Mittelspanien aber nur 300 mm. Diese Zahlen beweisen, daß im Grootfonteiner Gebiet wohl die Möglichkeit des Ackerbaues vorliegt, während man im mittleren Teile des Schutzgebietes wenigstens stets auf so viel Feuchtigkeit wird rechnen können, als der Bestand der Weide verlangt. Im Süden muß man dagegen zufrieden sein, wenn der alljährlich fallende Regen zur Erneuerung der Weide überhaupt ausreicht. Die Witterungsverhältnisse des Ovambolandes sind davon gänzlich verschieden.

Zu erörtern wäre noch die Frage, wo im Herero- und Namalande das Niederschlagwasser bleibt. Es ist bekannt, daß die sämtlichen südwestafrikanischen Flüsse in der Trockenzeit wasserlos sind, während sie in der Regenzeit oft gewaltige Wassermengen zu Tale führen. Die Ursache dieser Erscheinung ist in erster Linie in der Tatsache zu suchen, daß in Südwest sowohl der Schneefall wie die Wälder fehlen, mithin die natürlichsten Reservoirs für Wasseraufspeicherungen. Die zweite Ursache liegt in dem trockenen Höhenklima des Schutzgebietes, das zwar der Gesundheit sehr förderlich ist, aber offenes Wasser mit unangenehmer Schnelligkeit aufsaugt. Die dritte Ursache findet sich in dem ungeheuren Gefälle unserer Flüsse. So liegt z. B. Berlin 39 m über dem Meere, Windhuk dagegen 1600 m, während von beiden Orten die Gewässer bis zum Meere annähernd den gleichen Weg zurückzulegen haben. In Berlin finden wir daher einen gemächlich fließenden, geduldig der Schifffahrt dienenden Niederrungsfluß, in Windhuk dagegen einen reißenden Gebirgsstrom. Die vierte und letzte Ursache ist, daß die südwestafrikanischen Niederschläge nur während einer kurzen Periode von wenigen Monaten fallen, und zwar in der Regel Dezember bis April, während die ganze übrige Zeit frei von Regen ist, sowie daß diese Niederschläge selten in Gestalt andauernder, für das Eindringen in das Erdreich förderlicher Strichregen erfolgen, sondern meist in Form gewaltiger Wolkenbrüche, die in kurzer Zeit Wege in Flüsse, Flüsse in mächtige Ströme, Niederungen in Seen verwandeln. Aber nur die letzteren, Vleys genannt, vermögen sich einige Zeit zu halten, die übrigen Gewässer stürzen eilends zu Tale oder weichen der austrocknenden Gewalt der Sonne. Nach einer Berechnung des Ingenieurs Rehbock wäre indessen der zur Verdunstung gelangende Teil der Nieder-

schläge nur auf ein Viertel der Gesamtmengen zu schätzen. Hieraus würde zu schließen sein, daß der größere Teil der Wassermengen unter dem Erdboden verschwindet. Das würde ein sehr günstiger Umstand sein. Wir hätten dann zwar auch noch keine Reservoirs für Flußbildungen, aber doch für zahlreiche Brunnen.

Aber auch jetzt schon ist die Zahl der natürlichen Quellen Südwestafrikas größer, als man gewöhnlich annimmt. Diese haben jedoch entweder keinen Abfluß, oder der letztere verfällt schon nach kurzem Lauf als Bach dem Schicksal der reinen Regenflüsse, d. h. er verdunstet oder verschwindet im Erdboden. Solche Bäche entspringen z. B. mehrfach dem Waterberggebirge im Norden des Hererolandes. Auch im Naukluftgebirge habe ich einige gesehen. Ferner findet man in den sonst trockenen Flußbetten gleichfalls zuweilen natürliche Quellen. Das innerhalb der Regenzeit dort verschwundene Wasser sickert in diesen Betten während der trockenen Zeit langsam talabwärts. An manchen Stellen zwingt dann die Gestaltung des Untergrundes das Wasser, auf eine kurze Strecke zutage zu treten. So führen der Omarurufluß bei dem Orte gleichen Namens und bei Okombahe, der Schwarze Kosob bei Gobabis, der Windhuker Swakop bei den Tabaksbüden stets laufendes Wasser. Wo dagegen in den Flußbetten dieses Sickerwasser nicht auf natürlichem Wege zutage tritt, kann es auf künstlichem Wege gehoben werden. In und neben ihnen finden sich mithin die gegebenen Stellen für Brunnenanlagen. Auch warme Quellen — vulkanischen Ursprungs — findet man im Schutzgebiete, so in Windhuk sieben. Würde man diese zusammenfassen, so würde ein das ganze Jahr laufender stattlicher Bach entstehen. Jetzt verschwindet das Wasser in den Gärten, wo es leider infolge seines Schwefelgehaltes das Gedeihen mancher Pflanzenart hindert. Geeignete Stellen zum Herstellen künstlicher Brunnen befinden sich außerhalb der Reviere auch in den sogenannten Kalkpfannen, sofern in diesen das Wasser nicht schon von selbst in Gestalt von Teichen zutage getreten ist.

Aus den Erträgnissen der Wohlfahrtslotterie hat das Kolonialwirtschaftliche Komitee in Berlin etwa ein Jahr vor dem Aufstande mit Unterstützung des Gouvernements begonnen, im Schutzgebiet Brunnenbohrungen vorzunehmen und im ganzen bereits 52 Bohrungen mit insgesamt 2600 m Tiefe vollendet. Die Kosten stellten sich auf

11 Mark pro Fuß. Ein Erfolg ist bei 21 Bohrungen, gleich 40 v. H., erzielt worden. Im Jahresbericht des Gouvernements von 1903/04 ist die genaue Tabelle der erfolgten Bohrungen enthalten.

Nach den dargelegten Wasserverhältnissen des Herero- und des Namalandes kann kein Zweifel bestehen, daß das tragfähige Rückgrat unserer wirtschaftlichen Bestrebungen in Südwestafrika nur Viehzucht sein kann. Dies schließt nicht aus, daß jeder Farmer an Acker- und Gartenfrüchten sich wenigstens seinen eigenen Bedarf zieht. Er muß nur der launischen Natur zu Hilfe kommen und das, was sie an tropischem Platzregen einmal zu reichlich spendet, nicht abfließen lassen, sondern mittels Dammanlagen für die Zeiten der Not aufspeichern, sowie dasjenige, was in dem Erdboden verschwunden ist, mittels Brunnen wieder heraufholen. Wo Wasser vorhanden, ist auch unser südwestafrikanischer Boden zu reichlichem Ertrage fähig: das beweisen die zahlreichen Gärten der Militär- und Missionsstationen. Die zu erzielenden Produkte sind sämtliche europäischen Gemüse- und Getreidearten sowie Wein, Tabak und Südfrüchte. Auch mit in Deutschland wachsenden Baumfrüchten, wie Äpfel und Birnen, sind Versuche gemacht worden, jedoch ohne Erfolg. Für diese Früchte ist die afrikanische Sonne zu heiß, sie lohnen dem fleißigen Gartenbauer lediglich mit Produkten von minderwertiger Beschaffenheit. Gute Aussichten bieten dagegen der Wein- und der Tabakbau. Beide leiden jedoch im Schutzgebiet zum Teil noch unter dem Mangel an zweckmäßiger Behandlung. Diesem Übelstande abzuhelpfen, war bereits ein Sachverständiger angeworben, dessen Ausreise jedoch der Hereroaufstand verzögert hat. Unmittelbar vor dem Aufbruch wurde namentlich in der Gegend von Okahandja, im Distrikt Grootfontein und im Bezirk Outjo viel Tabakbau betrieben. Weinbau findet sich dagegen in fast sämtlichen Gärten des Schutzgebietes. Der Erfolge der katholischen Mission auf diesem Gebiete in Kleinwindhof habe ich bereits gedacht.

Das Ziel, wenigstens den eigenen Bedarf an Feld- und Gartenfrüchten aus dem trockenen Boden herauszuwirtschaften, erreicht in Südwestafrika der Farmer nur mittels kleiner Staudämme. Die durch Brunnen zu gewinnende Wassermenge reicht für gedachten Zweck in der Regel nicht aus. Im übrigen ist nach meiner Ansicht die Wasseranstauung im kleinen behufs Ackerberieselung im Schutz-

gebiete vorläufig der Anlage großer Staudämme, wie sie die Ingenieure Rehbock und Kuhn geplant haben, vorzuziehen. Die großen Dämme sollen Dorfanlagen ermöglichen und nicht bloß dem eigenen Bedarf dienen, sondern auch das Dasein der Ackerbauer mittels Absatz der erzielten Erträge sichern. Vor dem Vorhandensein einer ausreichenden Industrie, als die in Südwestafrika zurzeit nur der Bergbau in Frage kommen kann, fehlt indessen dem Farmer ein lohnendes Absatzgebiet. Ein solches bietet gegenwärtig nur die Schutztruppe, deren zukünftige Stärke zurzeit niemand zu übersehen vermag.

Schließlich wäre noch die Forstkultur zu erwähnen. Auf diesem Gebiete scheint uns im Schutzgebiet der schwerste Kampf bevorzustehen. Wohin das Auge reicht, bietet sich im Herero- und Namalande an Holzbeständen nur niedriges Buschwerk, lediglich an den Flußläufen durch einen Baumbestand größerer Art unterbrochen. Wälder in unserem Sinne finden wir nur im Distrikt Grootfontein wie im Ovambolande, dort allerdings zum Teil in tropischer Fülle. Die Gebirge dagegen, die man in der übrigen Welt bis zu einer gewissen Höhe mit Bäumen bestanden zu sehen gewohnt ist, sind in Südwestafrika völlig kahl. Infolgedessen haben die wolkenbruchartigen Regen von den Bergen auch das Erdreich mitgenommen, so daß uns überall der nackte Fels entgegenstarrt und daher eine Aufforstung dort überhaupt ausgeschlossen ist. Die Holzfrage ist hiernach im Schutzgebiet eine brennende. Das warme Klima erfordert zwar glücklicherweise nur selten ein wärmendes Feuer, dagegen vermag weder der Weiße noch der Eingeborene für die Zubereitung seiner Nahrung des Brennmaterials zu entbehren. Dieses wird durch Sammeln des trockenen Holzes gewonnen. Es ist klar, daß in der Nähe größerer Plätze der von der Natur gespendete Vorrat immer mehr zusammenschmilzt und schließlich ganz verschwindet. Während beispielsweise in der Nähe von Windhuk vor einigen Jahren noch eingeborene Frauen und Kinder ausreichend Holz heranzuschleppen vermochten und durch diese Tätigkeit ihren Lebensunterhalt gewannen, hat sich jetzt schon die industrielle Tätigkeit dieses Gebietes bemächtigt, indem sich eine Art mittels Fuhrwerks betriebenen Holzhandels entwickelt hat. Denn von immer weiter her muß der Bedarf geholt werden. Bald wird aber auch dieses Mittel nicht mehr genügen,

so daß schließlich an den größeren Plätzen Südwestafrikas zu den bisherigen Erwerbszweigen auch der Handel mit zum Teil von außerhalb eingeführtem Feuerungsmaterial treten muß.

Welche Unsummen von Holz der gegenwärtige Krieg in Südwestafrika verschlungen hat und noch verschlingen wird, läßt sich nur mit Sorge ermessen. Monatelang bivakieren starke Truppenkörper unter freiem Himmel. Sie bedürfen nicht nur des Holzes zum Zubereiten von Speisen, sondern auch zum Erwärmen in den langen kalten Bivaksnächten. An den ohnehin spärlichen Holzvorräten wird daher fortgesetzt gezehrt, während ein Ersatz nicht hinzutritt und jeder abgeschlagene Baum daher z. Bt. in Südwestafrika einen unersetzbaren Verlust bedeutet. Unverständlich geschädigt wird der Holzbestand außerdem noch durch fahrlässig oder absichtlich angelegte Grasbrände. Absichtlich rufen namentlich die Buschmänner und Bergkaffern solche hervor, um das Wild, dessen sie zu ihrer Nahrung bedürfen, an das nach dem Brande um so frischer emporsprießende Gras heranzulocken.

Die Erhaltung des Holzbestandes war daher dem Gouvernement stets eine schwere Sorge. Mittels strenger gesetzlicher Maßnahmen wurde versucht, sowohl den Grasbränden wie der sonstigen absichtlichen Vernichtung des Baumbestandes Einhalt zu tun. Lediglich das dürre, bereits vom Baume gefallene Holz blieb der freien Benutzung überlassen. Aber auch an Ersatz wie überhaupt an die Verbesserung der Holzbestände wurde gedacht und zu diesem Zweck beim Gouvernement ein Forstreferat eingerichtet. Der erste Inhaber dieses Amtes war der Forstassessor Dr. Gerber. Dieser faßte seine Aufgabe mit großer Mühsigkeit an, fand jedoch, daß bei den geringen Niederschlägen in bezug auf Anpflanzung im Herero- und Namalande nur an wenigen Stellen etwas zu erreichen sei. Nur wo die Niederschläge zur Ackerwirtschaft ausreichen, genügen sie auch dem Baumwuchs, während künstliche Bewässerungsanlagen für eine Aufforstung größeren Stiles nicht ausreichen. Infolgedessen wurde seitens des Forstreferenten für eine Aufforstung in erster Linie eine Baumart ins Auge gefaßt, die mit wenig Wasser auszukommen vermag, d. i. die Dattelpalme. Doch mißlang ein Versuch, diesen Baum im Flußbett in Windhuk zu ziehen, wohl weil das dortige schwefelhaltige Wasser der Pflanze nicht zusagte. Dagegen gedieh eine An-

pflanzung in Ukuib am Swakopflusse, südlich der Bahnstation Kubas, durchaus zufriedenstellend. Die besten Aussichten für Aufforstungsanlagen, aber auch noch anderer Art, bietet jedoch der Boden in und um Okahandja, der sich infolge hochstehenden Grundwassers auch für Acker- und Gartenbau besonders geeignet erwiesen hat. Am Platze Okahandja selbst wie in dem eine halbe Stunde entfernten Osona wurden Baumschulen angelegt, in denen alle möglichen Baumarten, auch europäische, mit Erfolg gezogen wurden. Ableger hiervon sind unentgeltlich an die Farmer behufs eigener Aufforstungsversuche im kleinen abgegeben worden. Dr. Gerber glaubte aus der Forstation Okahandja jährlich 10 Millionen Pflanzen liefern zu können. Versuche mit ausländischen Baumarten hatte im übrigen schon vor Eintreffen des Referenten für Forstwesen ein gleichfalls im Gouvernementsdienst stehender Botaniker (Dinter) in Brackwater begonnen, von wo sie dann auf Veranlassung des ersteren in den aussichtsreicheren Boden Osonas übergeleitet worden sind.

Derartige Aufforstungsarbeiten sind im Nama- und Hererolande, wenigstens an den wenigen Stellen, an denen sie möglich sind, um so notwendiger, als der dortige geringe Baumbestand nur Feuerungsmaterial, aber kein Nutzholz liefert. Die derzeitigen Baumarten Südwesafrikas, meist Akazienarten, sind knorrig und bestehen aus einem steinartig harten, nicht zu bearbeitenden Holze. Als Brennholz ist es auch nur zu verwenden, nachdem es im Laufe der Zeit verwittert und vom Stamme abgefallen ist. Das Bauholz hat dagegen bis jetzt durchweg von auswärts eingeführt werden müssen. Auch auf diesem Gebiete wenigstens unseren eigenen Bedarf zu decken, muß daher wie beim Acker- und Gartenbau das Ziel unseres Strebens sein. Dagegen habe ich meinen früher einmal gehegten Gedanken, dereinst vielleicht auch noch die Berge Südwesafrikas mit einem stattlichen Baumwuchs bestanden zu sehen und so eine der Grundlagen für natürliche Quellen zu schaffen, längst aufgegeben. Denn hierzu fehlen alle und jegliche Vorbedingungen.

Endlich seien auch noch einige Worte der Palme im allgemeinen gewidmet, jenem schönen pappelähnlichen Baum, dessen Anblick allein schon uns in die Tropen zu versetzen vermag. Ihr Gebiet beginnt im Schutzgebiet nördlich Grootfontein. Dort wie im ganzen Ovambo-land stellt sie sich als eine im Freien häufig vorkommende Pflanze

dar. Im übrigen, also im südlichen Schutzgebiete wird sie in den Gärten künstlich gehegt, und man findet sie selbst in den südlichsten Missionsgärten, so in Warmbad. Ihr Wert auch als Nutzpflanze ist bekannt; je nach der Art liefert sie Kokosmilch, Palmwein und Früchte, unter letzteren hauptsächlich die Dattel der bereits erwähnten Dattelpalme. Der einzige Nachteil der letzteren ist, daß sie erst innerhalb acht bis zehn Jahren erntereif wird. Um diese Zeit abzukürzen, wurden seitens des Gouvernements aus Algier bereits fünfjährige Wurzelsproßlinge bezogen, von denen die Zeit der Ernte um soviel früher zu erwarten war.

Nicht schließen kann ich diesen Abschnitt, ohne noch eines argen Feindes der südwestafrikanischen Bodenkultur Erwähnung zu tun, nämlich der Heuschrecken. Glücklicherweise erscheinen diese Schädlinge nicht jedes Jahr und nur in einzelnen Landstrichen, da sie ähnlich wie unsere Maikäfer bis zur Reife verschiedene, bestimmte Zeitperioden in Anspruch nehmende Wandlungen durchzumachen haben.

Handel und Verkehr in Deutsch-Südwestafrika.

Theodor Leutwein.

Wir betreten jetzt ein Gebiet, auf dem wir zur Zeit in Südwestafrika mehr noch als auf jedem anderen nur von der Vergangenheit sprechen können. Das Innere des Hererolandes war das Hauptabsatzgebiet für den Handel, man nannte es daher kurzweg das „Handelsfeld“. In der Zukunft wird sich daher der Handel neue Bahnen schaffen müssen und sie mit der Zeit gewiß auch finden. Bis dahin aber wird vielleicht manches nicht fest genug fundierte Handelshaus den neuen Verhältnissen zum Opfer fallen, was indessen nicht gerade als Schaden angesehen zu werden braucht.

Die Hauptträger des Binnenhandels im Schutzgebiet waren die feststehenden großen Kaufgeschäfte, wenn sie auch nicht den Handel mit den Eingeborenen direkt betrieben haben. Ihn vermittelten vielmehr die kleinen Händler, sei es in gleichfalls feststehenden Geschäften mitten unter den Eingeborenen, sei es als Wanderhändler. Obwohl der Beruf eines solchen kleinen Händlers recht wenig Verlockendes bot, so hatte ihre Zahl vor dem Aufstande doch weit über den Bedarf zugenommen, und namentlich zu dem Berufe eines Wanderhändlers drängten sich manche zweifelhaften Elemente, die das mit ihm verbundene freie, wenn auch mühsame Leben der regelmäßigen Arbeit vorzogen. Die Folge war eine ungesunde Konkurrenz, und die weitere Folge dieser die Zunahme des das wirtschaftliche Interesse beider Teile schädigenden Kreditunwesens, letzteres wieder verbunden mit eigenmächtigem Eintreiben von Außenständen den im Bezahlen gern säumigen Eingeborenen gegenüber. Daß es bei diesem häufig nicht ohne Roheiten abging, ist nur natürlich. Gehört doch

zum Ergreifen des Berufs als Wanderhändler an sich schon ein gutes Teil Abenteureranlage. Der Händler befindet sich allein mitten unter Eingeborenen, die es mit Mein und Dein gerade nicht genau nehmen, und während des mühsamen Feilschens um die kleinste Ware muß er die Augen überall haben, anderenfalls ist sein Fahrzeug im Augenblick leer. Eine an sich schon skrupelfrei angelegte Natur kann unter solchen Umständen selbstverständlich nicht feiner werden. Daß dagegen die Hereros sich die Selbstjustiz der Wanderhändler so lange Zeit haben gefallen lassen, ohne daß einem derselben, die doch wochenlang wehrlos unter ihnen lebten, auch nur ein Haar gekrümmt worden ist, beweist, daß in letzter Linie die Achtung der Eingeborenen vor der deutschen Regierungsgewalt doch nicht so gering gewesen sein kann, wie nachträglich angebliche „Sachverständige“ wissen wollten. Bis zum 12. Januar 1904, d. i. dem Tage des Aufstandes, ist keiner der unter den Hereros lebenden Weißen in bezug auf seine Person irgend einer Gefahr ausgesetzt gewesen.

Der in das Hererosland ziehende Wanderhändler pflegte seine Waren nicht selbst in das Schutzgebiet einzuführen, sondern von den großen Kaufgeschäften zu beziehen, selten gegen bar, meist in Kommission. Mit den auf einem Wagen oder einer Karre untergebrachten Gegenständen zog der Händler in das Feld und setzte sie ab, so gut es ging. Meist wurde der Käufer durch den in entgegenkommendster Weise angebotenen Kredit zum Kaufen unnötiger Dinge verleitet, aber durch die bereits nach wenigen Wochen erfolgende Schuldeneintreibung belehrt, daß die Sache doch nicht so liebenswürdig gemeint gewesen war, wie er geglaubt hatte. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle konnte der Wanderhändler nach Rückkehr von seinem Zuge mit seinem eigenen Kreditgeber zur Zufriedenheit abrechnen und für sich selbst noch einen guten Gewinn einstreichen. Hatte er doch seine schon an sich nicht billig erstandenen Waren noch mit einem namhaften Aufschlag an die Eingeborenen abgesetzt. Die außer den Wanderhändlern noch im Hereroslande befindlichen zahlreichen feststehenden kleinen Kaufgeschäfte verfahren bei Bezug, wie bei Absetzung ihrer Waren ähnlich wie jene, nur pflegten sich bei ihnen die Schuldsummen mehr anzuhäufen, so daß zu deren Regulierung meist die Behörden in Anspruch genommen werden mußten.

| Gegen den bedeutenden Warenabsatz unter den Eingeborenen an

sich ist nichts einzuwenden. Möchte derjenige Eingeborene, der nicht arbeiten, dabei aber doch die Güter dieser Welt nicht entbehren wollte, sich allmählich ruinieren, während der betriebsame Weiße dabei gewann. Damit würde nur ein ganz naturgemäßer Prozeß gegeben gewesen sein. Vom Übel waren lediglich das unsinnige Kreditgeben und die erst durch dieses hervorgerufene Kauflust der Eingeborenen, endlich aber beim Eintreiben der entstandenen Schulden die Inanspruchnahme der Regierung ebenso wie Eigenmächtigkeiten in dieser Sache. Ersteres ging nicht ohne einen politischen Beigeschmack ab und konnte daher zu Verwicklungen führen; und die Schutztruppe vermehren, lediglich damit Weiße, die nicht schnell genug reich werden konnten, freiere Hand erhielten, das würde wohl auch der fanatischste Eingeborenenfeind nicht vorzuschlagen gewagt haben. Daß im übrigen das Kreditgeben für die Eingeborenen nicht nur zwecklos, sondern auch überflüssig sei, habe ich anderwärts in den Ausführungen zu den Kommissionsbeschlüssen des Kolonialrates vom 8. März 1903 auseinanderzusetzen versucht. Sie gipfeln darin, daß der erwerbslose Eingeborene, der heute nicht bezahlen kann, in einigen Wochen oder Monaten hierzu ebensowenig imstande sei und daher keinerlei Kredit verdiene. Er brauche jedoch auch solchen nicht, da er sehr wohl zeitweise oder ganz auf europäische Genüsse verzichten könne, die er nicht bar zu bezahlen vermöge.

Insoweit die großen Geschäfte mit den Eingeborenen direkt handelten, haben sie sich bedauerlicherweise gleichfalls nicht immer des Kreditgebens enthalten können. In der Regel aber beschränkte sich deren Warenabgabe auf die Häuptlinge und die sonstigen Großleute. Hatte die Schuldsomme eine ausreichende Höhe erreicht, so erfolgte dann ihre Regulierung durch Landabtretung; ein auch für den Kaufmann nicht immer angenehmer Prozeß, er sah sich dann häufig in der Zwangslage, mehr Land übernehmen zu müssen, als er zu verwerten vermochte.

Was den Außenhandel des Schutzgebietes betrifft, so stellt er sich nach der Statistik der letzten drei Jahre, wie folgt:

	Einfuhr	Ausfuhr	Gesamthandel
1901 . . .	10 075 494 Mk.	1 241 761 Mk.	11 317 255 Mk.
1902 . . .	8 567 550 "	2 212 973 "	10 780 523 "
1903 . . .	8 330 000 "	3 540 000 "	11 870 000 "

Diese Handelsbilanz ist ja immer noch recht passiv, d. h. die Einfuhr überwiegt in ihr bei weitem, dafür aber zeigt sich die Ausfuhr im fortgesetzten Steigen begriffen. Eine Hauptrolle bei der letzteren spielte die Ausfuhr von lebenden Tieren. Sie betrug an Wert 1901: 120 225 Mk., 1902: 1 023 637 Mk., 1903: 2 337 682 Mk. Bemerkenswert ist ferner, daß unter der Ausfuhr von 1903 sich ein Betrag von 66 000 Mk. für Erze befindet, vorerst jedoch nur Probe- sendungen.

Die Masse der Einfuhr (1903 gleich 85 v. H.) kommt aus Deutschland, an zweiter Stelle aus Kapstadt, an dritter aus England. Von der Ausfuhr gingen ungefähr zwei Drittel, d. h. das gesamte lebende Vieh, nach der Kapkolonie, dann folgt England, wohin der größte Teil des gewonnenen Guano ging, und an dritter Stelle Deutschland. Die Ausfuhr erstreckte sich neben den bereits genannten lebenden Tieren auf tierische Erzeugnisse, darunter hauptsächlich Hörner, Robbenfelle, Straußenfedern und Guano. Eingeführt wurden dagegen so ziemlich alle übrigen Bedarfsartikel, da das Schutzgebiet zurzeit weder eine Industrie noch einen ausreichenden Acker- und Gartenbau aufweist.

Der Schiffsverkehr mit Europa wurde durch die Woermannlinie mit dem Sitze in Hamburg vermittelt, in der Regel je zweimal im Monat direkt und außerdem ein drittes Mal über Kapstadt mit Anschluß an die dortigen englischen Linien. Falls Bedarf vorlag, wurde zeitweise auch eine weitere Verbindung eingeschaltet. Außerdem liefen jährlich durchschnittlich zwei deutsche Kriegsschiffe die Häfen des Schutzgebietes an. Diese Verhältnisse haben sich während des gegenwärtigen Aufstandes naturgemäß völlig verschoben. Jetzt gehen die Dampfer nach Bedarf, und zwar neben der Verbindung mit Kapstadt, noch durchschnittlich zwei- bis viermal im Monat direkt nach Hamburg und zurück.

Auf den Spuren der Hereros.

Dargestellt von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung I des Großen Generalstabes.

Als sich die deutschen Abteilungen im September 1904 bei ihrem weiteren Vormarsch dem Feinde näherten, floh dieser aus seinen Stellungen bei Okwindombo und Djimbinde, ohne an Widerstand zu denken, in östlicher und südöstlicher Richtung. Der Abteilung Deimling gelang es, mit der Kolonne Wahlen einen Teil des flüchtigen Gegners am 5. September noch bei Okwindombo zu stellen; aber nach schwachem und kurzem Widerstand wich der Gegner nach Südosten zurück. Die Abteilung Estorff, die am 5. September von Djimbinde aus unverzüglich den nach Osten entweichenden Hereros gefolgt war, holte sie am 9. September bei Dwinaua-Naua ein und stellte sie zum Kampfe; auch hier floh der Gegner nach kurzem Widerstande teils dem Eisebfluß entlang, teils in südöstlicher Richtung.

Der Versuch, den Feind erneut zum Kampfe zu stellen, hatte keinen Erfolg gehabt; die kopflose Flucht, mit der er allenthalben davoneilte, sobald sich auch nur in der Nähe eine deutsche Abteilung zeigte, bewies, daß seine Widerstandskraft durch die Kämpfe am Waterberge vollkommen gebrochen war.

Die Aufklärung der nächsten Zeit ergab, daß die Hereros ihre Flucht teils dem Eiseb, teils dem Epukiro entlang fortsetzten. Nunmehr wurden die Abteilungen des 1. Feldregiments am Eiseb in der Gegend von Okatawbaka—Djinene zusammengezogen zur Verfolgung der im Eisebriovier zurückweichenden Hereros, während das 2. Feldregiment unter Oberst Deimling sich in der Gegend von Epukiro—Kalkfontein—Sturmfeld vereinigen und den im Epukiroflußbett befindlichen Teilen des Feindes folgen sollte.

Um die Truppe ihren neuen Zielen zuzuführen, galt es, stellenweise große Marschleistungen zu überwinden, und es folgte nunmehr eine Zeit anstrengender Märsche und ununterbrochenen Lagerlebens.

Ende September umspannten die deutschen Truppen die Dmaheke von Epukiro über Dwinaua-Naua bis zum Omuramba-u-Omatako. Weit vorgeschoben hielten Offizierpatrouillen die Fühlung am Feinde. Im einzelnen standen:

- die Abteilung Deimling bei Epukiro, Kalkfontein und Sturmfeld,
- die Abteilung Heydebreck bei Klein-Dkahandja und Ombakaha,
- die Abteilung Estorff-Volkmann bei Okatambaka,
- die Abteilung Mühlensfels bei Otjinene etwa 10 km südwestlich

Epata.

Die Abteilung Fiedler war unter Belassung einer Besatzung in Waterberg auf dem Marsche nach dem Omuramba-u-Omatako, um diesen gegen etwa nach Norden ausbrechende Hereros zu sperren. Sie hatte in der Nacht vom 18. zum 19. September am kleinen Waterberg mehrere Hererowerften überfallen, die sich in diesem schwer zugänglichen Gelände wieder zusammengefunden hatten, ihnen einen Verlust von 20 Toten beigebracht und mehrere hundert Stück Vieh erbeutet.

In Gobabis befand sich die 7. Kompanie 2. Feldregiments und in Rietfontein der Leutnant Cymaël mit einem Zuge. Kleinere Postierungen hielten die Wasserstellen in der Linie Randuwe—Oparakane sowie in der Linie Okowindombo—Okosondusu besetzt. General v. Trotha mit seinem Stabe, an dessen Spitze an Stelle des erkrankten Oberstleutnants Chales de Beaulieu Major Duade getreten war, hatte Okatambaka erreicht und stand mit allen Abteilungen in heliographischer Verbindung.

Die Nachrichten über den Feind ergaben, daß starke Hereroabteilungen mit viel Vieh sich am Epukiro bei Otjimanangombe—Ganas sowie am Giseb in der Gegend von Epata und nordöstlich davon angesammelt hatten. Der Gegner hatte sich also, ehe er sich entschließen konnte, das Durstgebiet der Dmaheke zu betreten, an deren Rande noch einmal gesetzt. Hatte er noch einen kleinen Rest von Widerstandskraft in sich, so stand zu hoffen, daß es nun endlich gelingen würde, ihn zum Kampfe zu stellen. General v. Trotha beschloß, mit den Abteilungen Estorff-

Volkmann und Mühlensfels den am Eiseb stehenden Feind unverzüglich anzugreifen und ihn, falls er nicht standhielt, in das Sandfeld zu werfen, wo Durst und Entbehrung seine Vernichtung vollenden mußten. Ein Vorstoß des Obersten Deimling in das Sandfeld östlich Epukiro erschien nach dem Urteil aller Kenner dieser Gegend kaum durchführbar, da er durch die 85 km lange, mit stärkeren Abteilungen fast unüberwindbare Durststrecke Kalkfontein—Djimanangombe vom Feinde getrennt war.

Nachdem die Abteilungen Estorff-Volkmann und Mühlensfels am Abend des 27. September bei Djinene vereinigt worden waren, traten alle drei Abteilungen unter Führung des Generals v. Trotha in der Frühe des 28. den Vormarsch auf Epata an. Dieses wurde frei vom Feinde gefunden und durch eine Kompanie der Abteilung Mühlensfels sowie zwei Maschinengewehre besetzt. Bei dem weiteren Vormarsch Eiseb abwärts marschierte die Abteilung Estorff-Volkmann auf den Höhen des rechten Ufers, die Abteilung Mühlensfels auf dem westlichen Ufer. Das ganze umliegende Gelände ließ sich von hier aus in weitem Umkreise völlig übersehen. Um 8¹⁵ morgens traf bei der Abteilung Estorff die Meldung ein, daß weiter nordöstlich im Rivier die Wasserstelle Dsombo-Windimbe von Hereros besetzt sei. Eine zur Aufklärung vorgeschickte Patrouille erhielt dasselbst Feuer. Nunmehr entwickelte sich die ganze Abteilung Estorff zum Angriff auf die Wasserstelle, eine diese beherrschende Höhe wurde von der Artillerie besetzt. Bereits nach kurzem Gefecht floh indessen der Gegner, ohne nennenswerten Widerstand geleistet zu haben. „Es macht den Eindruck,“ schreibt General v. Trotha in seinem Bericht, „daß die Kraft des Feindes völlig zusammengebrochen ist.“ Die Hereros verloren in dem kurzen Gefecht 50 Mann an Toten und Gefangenen und hüteten etwa 1000 Stück Vieh ein, das stark abgetrieben war und einen völlig verdursteten Eindruck machte. Wie sehr die Hereros schon damals unter Wassermangel litten, bewies der Anblick der Wasserstellen. Hier fanden sich oft mehrere hundert Wasserlöcher nebeneinander, an denen sie stellenweise bis zu 40 m Tiefe gegraben hatten, ohne Wasser zu finden. „An diesen lagen,“ schreibt Major v. Estorff, „Hunderte verendeter Rinder und Schafe umher. Der Anblick war schauerhaft, aber der Gestank noch viel mehr.“

Die Gefangenen sagten aus, daß die Mehrzahl der Hererokapitäne und das gesamte Volk des Krieges müde seien. Sie wußten jetzt nicht mehr, wohin sie gehen und was sie machen sollten, jede Leitung habe aufgehört, da die meisten Kapitäne, darunter auch Samuel, bereits weiter östlich in das Sandfeld geflüchtet seien. Menschen und Vieh litten fürchterlich unter dem Durst.

Auch der Anblick der feindlichen Rückzugsstraße zeigte die völlige innere Auflösung der Hereros und den Beginn des über sie hereinbrechenden Verhängnisses. Kranke und hilflose Männer, Weiber und Kinder, die vor Erschöpfung zusammengebrochen waren, lagen, vor Durst schmachmend, in Massen hingekauert seitwärts im Busch, willenlos und halb blöde ihr Schicksal erwartend. Es waren erschütternde Eindrücke, die sich dem Verfolger auf seinem Marsche boten!

Auf die am Nachmittage des 28. September eintreffende Meldung, daß etwa 20 km weiter nordöstlich Eiseb abwärts noch stärkere feindliche Kräfte ständen, entschloß sich General v. Trotha, um auch diesen Feind weiter in das Sandfeld zu werfen, sofort am nächsten Tage dorthin vorzustößen. Um 1⁰⁰ nachts wurde angetreten und um 7⁰⁰ früh eine das ganze umliegende Gelände weit beherrschende Anhöhe erreicht, von der aus man in weiter Ferne am Horizont gewaltige Staubwolken des hastig nach Norden und Nordosten flüchtenden Feindes bemerkte. Eine gut berittene Abteilung unter Hauptmann v. Derzen eilte, so schnell sie konnte, hinter ihm her, doch gelang es ihr nicht, ihn einzuholen. Es war klar: der Feind stellte sich nicht mehr, er war tief in das wasserlose Sandfeld geworfen und ging einem fürchterlichen Schicksal entgegen. Eine weitere Verfolgung der Hereros in das Sandfeld war unmöglich, wollte man nicht die deutschen Truppen der Gefahr aussetzen, einem ähnlichen Schicksal zu verfallen, wie es jetzt den Hereros drohte. Da die Abteilungen seit dem frühen Morgen ohne jedes Wasser waren, und feindwärts weit und breit keines mehr zu finden war, befahl General v. Trotha am Nachmittage den Rückmarsch nach Osombo-Windimbe. Noch einmal, und diesmal bei glühender Hitze, mußte die Truppe den vom Gestank unzähliger Kadaver verpesteten Weg zurücklegen.

Inzwischen war die Abteilung Deimling nicht untätig geblieben. Das leidenschaftliche Streben ihres Führers, trotz der unüberwindbar

erscheinenden Hindernisse doch an den Feind zu kommen, ruhte nicht eher, bis er das „Unmögliche möglich“ gemacht hatte.

Durch einen von den Hereros entlaufenen Buschmann hatte Oberst Deimling erfahren, daß in der Gegend von Ganas und Otjimanangombe zahlreiche, gut bewaffnete Hereros säßen, die die Absicht hätten, zunächst dort zu verbleiben, zumal die Wasserstellen sehr ergiebig seien. Zur Feststellung, ob diese Angaben auf Wahrheit beruhten, ließ Oberst Deimling am 23. September eine sechs Mann starke Patrouille unter Oberleutnant v. Diezelsky und Leutnant v. Marées von Kalkfontein über die 85 km lange Durststrecke auf Otjimanangombe vorgehen. Diese Abteilung mußte jedoch nach Überwindung von 60 km umkehren, da die halbverdursteten Pferde zusammenzubrechen drohten. Wenige Tage darauf wurde eine zweite Abteilung unter denselben Offizieren unter Mitgabe von Wasserwagen entsandt. Diesmal glückte es, das Marschziel zu erreichen. Bei Otjimanangombe wurde in der Tat die Anwesenheit starker feindlicher Kräfte festgestellt.

Nunmehr beschloß Oberst Deimling, trotz der gefährvollen Durststrecke, mit der 1., 3. und 6. Kompagnie 2. Feldregiments und der 7. Batterie auf Otjimanangombe vorzugehen, um den Feind hier anzugreifen. Spukiro und Sturmfeld sowie die Wasserstellen Kalkfontein, Kanduwe, Okwarumende, Okatjekuri und Eware blieben besetzt.

Die bei Ombakaha stehende Abteilung Heydebreck erhielt Befehl, den Vorstoß der Abteilung Deimling durch Vorgehen am Ganas-Dmuramba abwärts zu unterstützen. Dies kam indessen nicht zur Ausführung, da die Patrouillen der Abteilung Heydebreck östlich Ombakaha kein Wasser fanden und die Wasserstelle Klein-Okahandja ausgetrocknet war.

Am 30. September trat Oberst Deimling von Kalkfontein den Vormarsch über die 85 km lange Durststrecke an. Das Unternehmen war um so schwieriger, als die Kompagnien infolge der gewaltigen Anstrengungen der letzten Wochen fast alle Pferde eingebüßt hatten und die meisten Mannschaften zu Fuß marschieren mußten. Aus allen drei Kompagnien hatte nur eine 50 Pferde starke berittene Abteilung aufgestellt werden können. Auch der Pferdebestand der Artillerie war geschwächt, so daß die Geschütze durch Ochsengepanne

fortgebracht werden mußten. Besondere Maßnahmen waren erforderlich, um den unberittenen Mannschaften die Überwindung der im tiefen Sande des Flußbettes zurückzulegenden Durststrecke zu ermöglichen. Zu diesem Zwecke wurden zwei Wasserstationen auf 45 und 70 km östlich Kalkfontein eingerichtet, wohin das Wasser auf Ochsenwagen, die mit improvisierten Wassergefäßen, wie Blechkisten, Offizierkoffern usw. beladen waren, vorausgefahren wurde. Die mitgenommene Verpflegung hatte aufs äußerste beschränkt werden müssen, da bei dem Mangel an Wasser der Troß mit dem zahlreichen Zugvieh ein Hemmnis war.

Die Unberittenen legten in der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober 45 km, in der darauffolgenden Nacht 25 km, in der Nacht zum 3. Oktober die letzten 15 km zurück. Die berittene Abteilung unter Oberleutnant von Diezelsky war erst am 1. Oktober von Kalkfontein abgerückt und legte die ganze Strecke ohne Wasser in etwas über 30 Stunden zurück. Von der Batterie wurden zwei mit Mantieren bespannte Munitionswagen der Abteilung Diezelsky angeschlossen, die mit Ochsen bespannten Geschütze und Fahrzeuge brachen am 1. Oktober 2^o morgens auf und brauchten unter Führung der Leutnants Frhr. v. Egloffstein und Frhr. v. Blotho nur 50 Stunden zur Überwindung der Durststrecke. Diese Marschleistungen sind um so bemerkenswerter, als die Verpflegung in den letzten Wochen sehr dürftig gewesen und die Fußbekleidung der unberittenen Mannschaften sehr heruntergekommen war.

Der Feind hatte jedoch kurz vor dem Eintreffen der Abteilung Dtjimanangombe und Ganas geräumt und war in großer Hast nach Osten abgezogen. Ein Teil seines Viehs stand noch an den verlassenen Wasserstellen. Es war dies ein neuer Beweis dafür, in wie hohem Maße seine Widerstandskraft gebrochen war.

Die weitere Aufklärung ergab, daß sowohl den Ganas-Dmuramba aufwärts als auch Epukiro abwärts noch stärkere Hererobanden saßen. Die Dmuramba aufwärts entsandte 40 Mann starke Patrouille Diezelsky hatte am 5. Oktober abends bei Dmbu-Jamombora Lagerfeuer festgestellt, die Hereros dort überfallen, eine große Anzahl mit aufgepflanztem Seitengewehr erstochen und den fliehenden Feind mit Schnellfeuer verfolgt. Die Patrouille hatte keine Verluste, die des Feindes konnten in der Nacht nicht fest-

gestellt werden. Die Beute betrug 500 Stück Großvieh und 50 Stück Kleinvieh.

Die Epukiro abwärts vorgegangene Patrouille unter Oberleutnant Kirsten und Leutnant v. Brederlow war etwa 45 km östlich Ganas auf große Hereroverften gestoßen und, nachdem sie starkes Feuer erhalten hatte, wieder umgekehrt. Der Feind wurde auf mehrere hundert Bewaffnete geschätzt. Che Oberst Deimling aber mit dem Detachement die Verfolgung dorthin fortsetzte, wollte er eine ausführlichere Meldung über den Feind haben, um danach seine Maßnahmen zu treffen. Mit den wenigen Pferden, die noch im Besitz von Offizieren und Ärzten waren, wurde daher eine Patrouille unter Oberleutnant v. Kummer mit den Unteroffizieren Rieß und Opitz vorgesandt, um die Fühlung mit dem Feinde wieder aufzunehmen. Unter Verlust von drei Pferden gelang dies auch mit Morgengrauen des 8. Oktober. Es wurden eine große Zahl von Feuerstellen und verschiedene Viehkraale festgestellt, die sich mehrere Kilometer lang im Epukiro-Tale hinzogen. Unteroffizier Opitz erbot sich freiwillig, die Meldung an Oberst Deimling nach dem über 50 km entfernten Otjimanangombe zurückzubringen. Um ihm den Rückweg zur Patrouille zu ermöglichen, wollte Oberleutnant v. Kummer unter den Kadaver des letztgefallenen Pferdes einen Zettel legen mit der Angabe des Ortes, wo sich die Patrouille befände. Es gelang dem Unteroffizier auch, seinen Auftrag auszuführen, und begleitet von dem Bethanier Gottfried, mit Wasser und Proviant in der Nacht wieder zur Patrouille zu stoßen.

Oberst Deimling beschloß nun, unverzüglich die Verfolgung der am Omuramba und im Epukiroflußbette gemeldeten feindlichen Kräfte aufzunehmen, und zwar sollte Major Meister mit der 3. und 6. Kompagnie und zwei Geschützen Epukiro abwärts, Hauptmann v. Humbracht mit der 1. Kompagnie und den beiden anderen Geschützen Omuramba aufwärts vorstoßen. Die Abteilung Heydebrec wurde durch eine Verbindungspatrouille hiervon in Kenntnis gesetzt und angewiesen, Omuramba abwärts der Abteilung Humbracht entgegenzumarschieren und dem hier gemeldeten Feinde den Rückzug abzuschneiden. Die Wasserstellen Otjimanangombe und Ganas blieben besetzt.

Die Abteilung Meister, die am 8. Oktober, begleitet von Oberst

Deimling, von Djiinanangombe aufbrach, traf am 9. Oktober 5³⁰ morgens in der Nähe der gemeldeten feindlichen Hererowersten ein und entwickelte sich, als der am Feinde gebliebene Oberleutnant v. Kummer meldete, daß der Feind die Wasserstelle noch besetzt halte, zum Angriff gegen diese. Es gelang, den Feind zum Kampfe zu stellen. Zahlreiche mit Gewehren bewaffnete Hereros besetzten eine weiter östlich gelegene Höhe und nahmen das Feuergefecht auf. Allein kaum hatten die beiden Geschütze das Feuer eröffnet und einige gut sitzende Schrapnells in die feindlichen Reihen gesandt, da räumte der Feind auch schon seine Stellung und wich nach Osten aus. Er hatte beim Rückzuge noch erhebliche Verluste, da er diese Bewegung im wirksamen Schrapnell- und Infanteriefener, das bis auf weite Entfernungen unterhalten wurde, ausführen mußte. Der Mangel an Veritlenen machte eine weitere Verfolgung des Gegners unmöglich. Nur die Patrouille v. Kummer folgte noch bis in die sinkende Nacht und stellte durch den Bethanier aus den Spuren fest, daß die zu Tetjos Stamm gehörigen Hereros nichts wie drei Pferde gerettet hatten.

Man konnte indes mit dem Erfolge zufrieden sein. Es war gelungen, den Feind wieder zum Kampfe zu stellen und ihn auch hier tief in das Sandfeld hineinzuworfen. Man hatte Gebiete betreten, die noch nie der Fuß eines Weißen berührt hatte, die völlig unerforscht waren und wo die Namen auf den Karten fehlten. Aber die deutschen Reiter zeigten sich erfinderisch in treffender Namensgebung. Die letzten Wasserstellen nannten sie in launischem Frohsinn, den sie trotz der unsagbaren Anstrengungen nie verloren, je nachdem wenig oder kein Wasser vorgefunden oder lange Grabarbeit erforderlich gewesen war, in Nachahmung der Hererosprache: Dwiwenig, Dwiwergeblich, Dwispärllich, Dwisleisig. Das Gefechtsfeld, auf dem die Hereros den letzten geschlossenen Widerstand geleistet hatten, erhielt den Namen: „Drlogsende“.*)

Oberst Deimling trat mit der Abteilung am 10. Oktober unter Mitnahme von zahlreichem erbeuteten Vieh den Rückmarsch nach Djiinanangombe an, wo Tags darauf auch die Omuramba aufwärts gegangene Abteilung Humbracht eintraf. Sie war auf keiner-

*) Drlog-Krieg.

lei Widerstand gestoßen; überall, wo sie sich gezeigt hatte, war der Feind hastig auseinandergestoben. Die Fortsetzung des Marsches war unmöglich gewesen, weil die wenigen Wasserlöcher statt mit Wasser mit halbverwestem Vieh angefüllt waren.

Die Abteilung Heydebreck hatte den Leutnant Stecher mit einer Patrouille zur Aufklärung in die Gegend nordöstlich Ombakaha vorgeschoben und durch sie festgestellt, daß sich in einer Entfernung von etwa 50 km noch einige größere Hererowersten befänden. Hauptmann v. Heydebreck griff diese am 13. Oktober mit zwei Zügen der 5. Kompanie und zwei Maschinenkanonen an. Der Feind ließ einen Teil seines Viehs im Stich und bewies auch hier durch eilige Flucht, daß er jede Widerstandskraft verloren hatte. Oberst Deimling trat nach Vereinigung seiner Abteilung noch am 11. Oktober den Rückmarsch von Džimanangombe nach Epukiro an. Es gelang, auch dieses Mal die gefährvolle Durfstrecke zu überwinden.

In Džimanangombe wurde als Besatzung die 1. Kompanie und 7. Batterie zurückgelassen. Der Führer dieser Abteilung, Hauptmann Klein, erhielt am 20. Oktober durch eine von Leutnant Frhr. v. Egloffstein geführte Patrouille,*) die in der Richtung auf Nietfontein vorgegangen war, die Meldung, daß sich bei Orlogsende, der Stätte des letzten Gefechts der Abteilung Deimling, etwa 45 km Epukiro abwärts, wieder mehrere Hererobanden gesammelt hätten. Er beschloß, den Feind unverzüglich von neuem anzugreifen, und brach mit einer Abteilung von 30 berittenen und 25 unberittenen Mannschaften sowie drei Geschützen am 26. Oktober, 4³⁰ morgens, von Džimanangombe nach Orlogsende auf.

Am 27. Oktober gegen 3³⁰ morgens erreichte die Abteilung ihr Marschziel und fand daselbst die Wasserstelle noch vom Feinde besetzt. Hauptmann Klein schritt unverzüglich mit den berittenen Mannschaften zum Angriff, und die Artillerie eröffnete das Feuer. Doch schon nach kurzer Zeit ergriff der Feind die Flucht und stob nach allen Seiten auseinander. Hauptmann Klein nahm sofort die Verfolgung des Epukiro abwärts entflohenen Feindes auf bis zu einer etwa 7 km ostwärts gelegenen Wasserstelle, die von den Ein-

*) Bei dieser Patrouille war zum ersten Male ein Teil der Mannschaften auf erbeuteten Nietochsen beritten gemacht worden.

geborenen Dz-Ombu genannt wurde. Hier wurden einige Weiber aufgegriffen, die dem Tetjostamm angehörten und ausfragten, Tetjo selbst und der größte Teil seines Stammes seien bereits verdurstet. An und bei den Wasserlöchern lagen viele Hunderte Stück toten Viehes, und es war nicht möglich, den Pferden und Eseln der Abteilung genügend Wasser zu geben. Hauptmann Klein beschloß daher, die Verfolgung des in der Richtung auf Rietfontein ausgewichenen Gegners nur mit 25 berittenen Mannschaften unter Leutnant Wagner, den Geschützen und einem Munitionswagen unter Oberleutnant Nadrowski fortzusetzen und die Verbindung mit der Besatzung von Rietfontein aufzunehmen, während er den Rest der Abteilung nach Orlogsende und Dji-manangombe zurücksandte.

Die von Hauptmann Klein selbst geführte Verfolgungsabteilung trat am 27. Oktober 4³⁰ nachmittags den Weitermarsch in östlicher Richtung an. Längs des Weges wurden noch viele verdurstete Hereros und überall viel verendetes, in Verwesung übergegangenes Vieh vorgefunden, wodurch die Luft ringsum auf das entsetzlichste verpestet war. Am 28. Oktober, gegen 8⁰⁰ morgens, hatte die Abteilung eine weitere Strecke von 50 km zurückgelegt. Wasser war nirgends zu finden gewesen, die nächste Wasserstelle Rietfontein war immer noch in weiter Ferne und der von den Mannschaften mitgeführte Vorrat war aufgebraucht. Ein weiterer Vormarsch schien unmöglich, doch die rastlose Energie des Führers ließ ihn die Verfolgung nicht eher aufgeben, bis nicht das Äußerste versucht war. Er beschloß, mit den vier frischesten Reitern, die sich freiwillig meldeten und auf den besten Pferden beritten gemacht wurden, allein weiter zu reiten. Der Rest der Abteilung unter Oberleutnant Nadrowski sollte nach Maßgabe der Kräfte von Mann und Pferd folgen.

Auf seinem Weiterritt konnte Hauptmann Klein nirgends Wasser finden, die Hitze war unerträglich. Nach weiteren 15 km brachen zwei Pferde zusammen, und die beiden Reiter mußten wieder zur Abteilung Nadrowski zurückgeschickt werden. Nunmehr setzte Hauptmann Klein allein, nur von zwei Reitern begleitet, die Verfolgung ins Sandfeld hinein fort. Der Abteilung Nadrowski hatte er durch die beiden Reiter den Befehl überbringen lassen, falls er bis 4⁰⁰ nachmittags nicht zurückgekehrt sei, den Rückmarsch nach Orlogsende anzutreten.

Die den Opukiro abwärts führenden Spuren verringerten sich, schließlich zeigten sich nur noch wenige Fußspuren, gefallenes Vieh wurde überhaupt nicht mehr aufgefunden. Nach weiteren 30 km erreichte Hauptmann Klein eine Stelle, an der der Opukiro eine scharfe Biegung nach Süden macht. Unweit dieser befand sich auf der linken Fußseite eine Anhöhe, die nach Osten und Süden weithin einen unbeschränkten Fernblick bot. Hauptmann Klein erstieg die Anhöhe und suchte mit dem Glase die ganze Gegend ringsum ab, ohne auch nur noch die Spur eines lebenden Wesens zu entdecken. Tot und öde breitete sich das Sandfeld vor seinen Augen aus und redete in seiner gewaltigen Unendlichkeit, seiner erhabenen Stille und starren Einförmigkeit eine ergreifende Sprache zu den Herzen der spähenenden Reiter:

Das Strafgericht hatte seinen Lauf genommen.

Eine weitere Verfolgung war jetzt zwecklos, der Feind war teils tot, teils völlig zersprengt und aufgelöst. „Der Zustand der Pferde und meiner Begleiter“, schreibt Hauptmann Klein kurz und sachlich in seinem Bericht über die für alle Zeiten denkwürdige Leistung, „machte ein Weiterreiten unmöglich“.

Gegen 1⁰⁰ nachmittags traten die drei einsamen Reiter den Rückweg an und erreichten noch vor dem Abend die Abteilung unter Oberleutnant Nadrowski. Der Zustand, in dem diese sich befand, gab zu ernster Besorgnis Anlaß. Sie war noch 10 km vorgerückt, hatte dann aber, vollkommen erschöpft, an den hohen felsigen Rändern des Flußbetts Schutz vor der Gluthitze gesucht, die Tiere weideten auf einem kleinen, nicht abgebrannten Grasstücke. Die Mannschaften deckten sich mit dem Woylachs zu, um sich besser gegen die Sonnenstrahlen zu schützen. Die Pferde standen kraftlos mit gesenkten Köpfen da, die Maultiere brüllten vor Durst, das Wasser war längst zu Ende.

Gegen Abend, als es kühler geworden war, wurde der Rückmarsch fortgesetzt, doch die Geschütze waren nicht mehr von der Stelle zu bringen. Hauptmann Klein mußte sich daher entschließen, den Munitionswagen zurückzulassen und dessen Bespannung den Geschützen vorzulegen. Der stehen gelassene Munitionswagen wurde im Frühjahr 1905, als das Sandfeld zur Regenzeit wieder betretbar war, von einer Streifpatrouille nahe der Einmündung des

Groote Laagbe in demselben Zustand, in dem er verlassen worden war, wieder vorgefunden, ein Beweis, daß diese Gegend von Hereros nicht mehr betreten worden war.

Trotz des Vorspannes kam die Artillerie in dem tiefen Sande nur mühsam von der Stelle, und nach einiger Zeit verweigerten die dem Verdursten nahen Tiere den Dienst gänzlich. Die Geschütze mußten stehen bleiben, während die Prozen zum Transport marschunfähiger Mannschaften verwendet wurden. Sobald der Boden fester wurde, ging es flotter vorwärts und mit zunehmender Abkühlung hob sich auch die Stimmung der Leute. Der unvergleichlich gute Geist ließ sie allen Hunger und Durst und alle Müdigkeit vergessen, mehr als ein fröhliches Soldatenlied schallte durch die mondhelle Nacht in die menschenleere Wüste hinaus. Aber am Morgen des 29. nahm die Hitze wieder schnell zu, so daß um 6³⁰ vormittags auch zwei Prozen stehen gelassen werden mußten, da die vorgespannten Tiere zusammenbrachen. Die letzte Proze blieb 10 km vor Dz=Dmbu zurück. Hauptmann Klein war für seine Person nach Dz=Dmbu vorausgeeilt, um Hilfe für seine völlig erschöpften, in gefährlicher Lage befindlichen Leute zu holen. Er traf daselbst am 29. Oktober gegen 9⁰⁰ morgens ein, und es wurden unverzüglich Vorkehrungen getroffen, um den marschunfähigen und kranken Leuten Hilfe zu bringen und die Geschütze und Prozen einzuholen. Im Laufe des 29. und 30. Oktober wurde die Verfolgungsabteilung in Dz=Dmbu gesammelt und am 30. von einem Teil der Leute, am 31. von allen der Weitermarsch nach Djimanangombe angetreten, woselbst die Abteilung am 31. Oktober und 1. November eintraf.

Dem edlen Wetteifer der am 29. Oktober selbst eben von dem fürchterlichen Zuge zurückgekommenen Mannschaften ist es zu danken, daß alle zurückgebliebenen Leute gerettet wurden. Mehr als einer ging am Tage seiner Ankunft an der Wasserstelle noch 10 bis 20 km mit Wassergefäßen zurück, um den Kameraden Hilfe zu bringen.

Leutnant Frhr. v. Egloffstein mit zwei Unteroffizieren und elf Mann hielt noch bis zum 9. November die durch Tierleichen verseuchten Wasserlöcher von Dz=Dmbu und Orlogsende besetzt. Sergeant Hirschmann, Gefreiter Krug und zwei Mann der 7. Batterie legten in den Nächten zum 2. und 3. November nochmals 80 km zu Fuß

zurück, um die beiden stehengebliebenen Geschütze zu holen, was auch gelang.

Hauptmann Klein hatte mit den beiden Reitern, die bis zuletzt tren bei ihm ausgeharrt hatten, bei sengender Hitze und kärglichster Verpflegung in 40 Stunden 160 km zurückgelegt und sich nach der seinem Bericht beiliegenden Skizze Rietfontein auf etwa 15 km genähert. Mehrere Leute waren unterwegs schwer erkrankt, andere holten sich den Keim zu schweren Typhusanfällen bei dem Ausharren an den verpesteten Wasserstellen. 25 Pferde und 21 Esel waren verendet. Hauptmann Klein selber erlag den übermäßigen Anstrengungen dieses Verfolgungszuges; er starb wenige Wochen darauf in Epufiro am Typhus. Ein gleich trauriges Schicksal traf eine ganze Anzahl seiner Reiter.

Der kühne Verfolgungszug des Hauptmanns Klein bis zur äußersten Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit setzte allem, was deutsche Soldaten bisher im Kampfe gegen die Hereros gelitten und geleistet hatten, die Krone auf; wohl niemals ist im Kriege unter gleich schwierigen Verhältnissen ein Feind mit solch rücksichtsloser Zähigkeit bis zum letzten Hauch von Roß und Reiter, im buchstäblichsten Sinne dieses Wortes, verfolgt worden, und wohl selten hat eine Truppe eine größere Hingabe an den Tag gelegt. Die Treue, mit der diese wenigen deutschen Reiter in jener verlassenem afrikanischen Wüste ungesehen und unbeachtet ihre Pflicht bis zum äußersten, ja bis zum Tode taten, hat in ihrer schlichten Art etwas tief Ergreifendes an sich. Die schweren Opfer und die furchtbaren Anstrengungen und Entbehrungen waren aber nicht umsonst gewesen, das Ziel war erreicht worden.

„. . . . Alle Zusammenstöße mit dem Feinde seit dem Gefecht am Waterberg,“ so konnte General v. Trotha nach der Heimat melden, „haben gezeigt, daß den Hereros jede Willenskraft, jede Einheit der Führung und der letzte Rest von Widerstandsfähigkeit abhanden gekommen ist. Diese halb verhungerten und verdursteten Banden, die ich noch bei Osombo-Windimbe im Sandfelde traf und mit denen Oberst Deimling östlich Ganas zu tun hatte, sind die letzten Trümmer einer Nation, die aufgehört hat, auf eine Rettung und Wiederherstellung zu hoffen.“

Die Verfolgung der Hereros, insbesondere der Vorstoß der Ab-

teilungen Deimling und Klein in das Sandfeld, war ein Wagnis gewesen, das von der Kühnheit der deutschen Führung, ihrer Tatkraft und verantwortungsfreudigen Selbsttätigkeit ein beredtes Zeugnis ablegte und dessen Gelingen nur durch gründlichste, bis ins kleinste vorher durchdachte Vorbereitung und eine ebenso kraftvolle Durchführung ermöglicht wurde. Diese kühne Unternehmung zeigt die rücksichtslose Energie der deutschen Führung bei der Verfolgung des geschlagenen Feindes in glänzendem Lichte. Keine Mühen, keine Entbehrungen wurden gescheut, um dem Feinde den letzten Rest seiner Widerstandskraft zu rauben; wie ein halb zu Tode gehehtes Wild war er von Wasserstelle zu Wasserstelle gescheucht, bis er schließlich willenlos, ein Opfer der Natur seines eigenen Landes wurde. Die wasserlose Omahoke sollte vollenden, was die deutschen Waffen begonnen hatten: die Vernichtung des Hererovolkes.

Fast übermenschlich waren die Anstrengungen und Entbehrungen gewesen, die diese rastlose Verfolgung, bei der die Truppe ihr Letztes hatte hergeben müssen, auferlegt hatte, zumal die Mannschaften zum größten Teil nicht mehr beritten waren, groß waren auch die Opfer, die nicht die Waffen des Feindes, wohl aber der mit erneuter Heftigkeit ausbrechende Typhus forderte. Der Bewunderung und Anerkennung für die große Tatkraft der Führung sowie die unvergleichliche Hingabe, Ausdauer und Opferwilligkeit der Truppen gab der Chef des Generalstabs der Armee, Generaloberst Graf v. Schlieffen Ausdruck, indem er dem General v. Trotha telegraphierte: „Hier ist alles voll Bewunderung für die außerordentlich energische und erfolgreiche Verfolgung unter so schwierigen Verhältnissen.“

An der Spitze einer solchen Truppe vermochte die deutsche Führung selbst der schwierigsten Aufgaben und aller fast unüberwindlich scheinenden Hindernisse Herr zu werden!

Wo Führer und Truppe durch ein so starkes wechselseitiges Vertrauen verbunden waren, da konnte freilich Außergewöhnliches geleistet werden!

An das Oberkommando trat nunmehr die Frage heran, wie mit den doch noch etwa im Sandfeld sitzenden, den über die englische Grenze entkommenen oder im Lande zerstreuten Hereros verfahren werden sollte. Diese Frage war durch den inzwischen ausgebrochenen Hottentottenaufstand brennend geworden. Von mehr als einer Seite

wurde der Gedanke angeregt, die Reste des Volkes durch Verhandlungen zur Unterwerfung zu veranlassen.

General v. Trotha glaubte indessen den Zeitpunkt hierzu noch nicht gekommen. Er wies in einem Bericht an den Chef des Generalstabes der Armee darauf hin, daß Verhandlungen mit den Hereros schon deswegen unmöglich seien, weil die Kapitäne sämtlich entweder tot oder landflüchtig oder durch ihre Untaten während des Aufstandes zu schwer bloßgestellt seien, als daß die deutsche Regierung sich mit ihnen einlassen könnte. Außerdem hielt er die Annahme einer mehr oder minder freiwilligen Unterwerfung, die die Möglichkeit eines Wiederaufbaus der alten Stammesorganisation geboten hätte, für den größten politischen Fehler, der sich über kurz oder lang wieder blutig rächen würde. Er sah in der ganzen Aufstandsbewegung im deutschen Schutzgebiet das erste Anzeichen eines Rassenkampfes, mit dem alle am afrikanischen Kolonialbesitz beteiligten europäischen Mächte zu rechnen hätten. Bei dieser Sachlage mußte jede Nachgiebigkeit auf deutscher Seite dem Gedanken, daß Afrika seinen schwarzen Bewohnern allein gehöre, — der sogenannten äthiopischen Bewegung — neue Anhänger zuführen.

Der Kampf mußte also weitergeführt werden, so lange überhaupt die Möglichkeit eines Wiederauflebens der Widerstandskraft der Hereros vorhanden war.

Da indes größere Unternehmungen deutscher Truppen im Sandfelde zu dieser trockenen Jahreszeit völlig ausgeschlossen waren, beschloß General v. Trotha, das ganze Gebiet der Omahaka im Westen und Südwesten abzusperren; schon Anfang Oktober hatte er die Anordnungen zu ihrer Abschließung vom Epukirofluß bis zum Omuramba- und Omatako getroffen.

Der Oberbefehl über sämtliche Absperrungstruppen wurde dem Major v. Mühlenfels übertragen. General v. Trotha selbst begab sich mit seinem Stabe nach Windhuk, um demnächst den Oberbefehl im Süden zu übernehmen, wo den deutschen Truppen durch den überraschenden Ausbruch des Hottentottenaufstandes eine neue, schwere Aufgabe erwachsen war. Ebendorthin wurden alle im Norden entbehrlichen Truppen unter Oberst Deimling in Marsch gesetzt.

Im September 1905 wurden dann sämtliche Besatzungstruppen des Hererolandes unter Leitung des Oberstleutnants v. Mühlenfels

zu einer zusammenhängenden Unternehmung aufgeboten. Bei dieser planmäßigen Streife fielen etwa 260 Hereros, 40 Werften wurden aufgehoben, 810 Gefangene gemacht, davon zwei Drittel Frauen und Kinder. 86 Gewehre und einige hundert Stück Kleinvieh wurden erbeutet. Diese Unternehmung nahm den noch im Lande befindlichen Räuberbanden die Lust zu weiterem Widerstande. Sie waren kriegsmüde und ein Aufruf zur Übergabe seitens des an Stelle des abberufenen Obersten Leutwein zum Gouverneur ernannten bisherigen Generalkonjuls in Kapstadt, v. Lindequist, fand jetzt bei ihnen williges Gehör. Er sicherte ihnen zu, daß innerhalb der nächsten drei Wochen nirgends auf sie geschossen werden sollte, wofern sie bereit wären, sich freiwillig um die ihnen bekannten Missionare in Omburo und Djihaëna zu sammeln. Zahlreiche Hereros leisteten diesem Rufe Folge, so daß sich am 1. Mai 1906 einschließlich der Kriegsgefangenen 14 769 Hereros, davon 4137 Männer, unter der Aufsicht der deutschen Behörden befanden. Die kriegerische Tätigkeit der deutschen Truppen im Hererolande hatte damit ihr Ende gefunden. Trotzdem waren stärkere Stationsbesatzungen noch längere Zeit hindurch erforderlich, um in stets wiederholten Streifzügen kleine Hererobanden aufzuheben, die Bildung größerer im Keime zu ersticken und allmählich völlige Ruhe und Sicherheit im Lande herzustellen.

Wie groß die Verluste der Hereros durch Gefecht und Krankheit waren, und wie viele in der Omahefe umgekommen sind, läßt sich nicht annähernd genau angeben, zumal bei ihrer Gewohnheit, ihre Toten, wenn irgend möglich, mitzunehmen oder noch während des Gefechts zu vergraben, nur immer eine sehr geringe Anzahl Gefallener von den Deutschen nach den Kämpfen auf dem Gefechtsfelde aufgefunden wurden. Tatsächlich sind die Gefechtsverluste der Hereros sehr viel höher gewesen, als man angenommen hatte. Wie mehrere auf britisches Gebiet entkommene Hereros hier versicherten, hätten sie in den meisten Gefechten „unendlich“ viele Verluste an Toten und vor allem an Verwundeten gehabt; beispielsweise sei sogar das Gefecht von Dwikorero, wo man deutscherseits zweifelte, ob den Hereros überhaupt ernstere Verluste beigebracht worden seien, außerordentlich verlustreich für sie gewesen; hier seien sehr viele Großleute gefallen. Sehr große Verluste an Menschen und Vieh habe ihnen am Waterberg eine verheerende Krankheit bei-

gebracht. Bei weitem die zahlreichsten Opfer an Menschen und Vieh habe aber der Durchmarsch durch das Sandfeld gefordert; ganze Reihen von toten Menschen mußten im Innern des Sandfeldes längs der gewählten Pfade liegen. Das wenige Vieh, das sie noch besaßen, war hierbei völlig zugrunde gegangen. Samuel selbst verfügte nur noch über einen Reitochsen.

Daß den Hereros ihr Rückzug durch die Omahete in der Tat zum Verhängnis geworden war, hatten die Erkundungen der deutschen Aufklärungsabteilungen inzwischen bereits festgestellt. Über das erschütternde Schicksal, das die Masse des Volkes hier gefunden hatte, enthalten die Berichte der deutschen Patrouillenoffiziere geradezu schaurige Einzelheiten.

So berichtete der Oberleutnant Graf Schweinitz:

„Von Ondowu ab bezeichnete eine im Omuramba ausgetretene Fußpad, neben welcher Menschenschädel und Gerippe und Tausende gefallenen Viehes, besonders Großvieh, lagen, den Weg, den anscheinend die nach Nordosten entwichenen Hereros genommen haben.

Besonders in den dichten Gebüsch am Wege, wo die verdurstenden Tiere wohl Schutz vor den versengenden Strahlen der Sonne gesucht hatten, lagen die Kadaver zu Hunderten dicht nebeneinander. An vielen Stellen war in 15 bis 20 m tiefen, aufgewühlten Löchern vergeblich nach Wasser gegraben Alles läßt darauf schließen, daß der Rückzug ein Zug des Todes war. . . .“

„Die mit eiserner Strenge monatelang durchgeführte Absperrung des Sandfeldes“, heißt es in dem Berichte eines anderen Mitkämpfers, „vollendete das Werk der Vernichtung. Die Kriegsberichte des Generals v. Trotha aus jener Zeit enthielten keine Auffehen erregenden Meldungen. Das Drama spielte sich auf der dunklen Bühne des Sandfeldes ab. Aber als die Regenzeit kam, als sich die Bühne allmählich erhellte und unsere Patrouillen bis zur Grenze des Betschuanalandes vorstießen, da enthüllte sich ihrem Auge das grauenhafte Bild verdursteter Heereszüge.

Das Röcheln der Sterbenden und das Wutgeschrei des Wahnsinnes . . . sie verhallten in der erhabenen Stille der Unendlichkeit!“ —

Das Strafgericht hatte sein Ende gefunden.

Die Hereros hatten aufgehört, ein selbständiger Volksstamm zu sein.

Kolonialer Nutzwert der neuen deutschen Erwerbungen in der Südsee.

Kurt Haffert.

Als die Begeisterung über die Erwerbung der Karolinen und Marianen einer nüchterneren Auffassung Platz gemacht hatte und als man den politischen und wirtschaftlichen Wert des neuen Besitzes kritisch zu prüfen begann, da drängte sich unwillkürlich die Frage auf: Hat Deutschland mit dem Ankauf der lange vernachlässigten und vom großen Strom des Weltverkehrs abgelegenen Inselgruppen ein gutes Geschäft gemacht? Tatsächlich fehlte es nicht an pessimistischen und ablehnenden Stimmen, die sogar soweit gingen, daß man in den fernen Archipelen bloß nichtsnutzige Inselchen und Spielzeuge der Herren Geographen sah, von deren paar tausend Eingeborenen nichts zu gewinnen sei, weil sie selbst nichts hätten. Man berief sich bei diesem herben Urteil auf Bismarck, der nach dem glücklich beigelegten Streit mit Spanien von der „Lumperei der Karolinen“ gesprochen hatte, die einen Krieg nicht wert sei. Das war aber im Jahre 1885 der Fall gewesen, wo Ostasien und der Stille Ozean noch nicht im Brennpunkte der Interessen standen und wo in Deutschland noch niemand an die Festsetzung in Kiautschou dachte, während heute unter den von Grund auf veränderten Verhältnissen die pazifischen Inselgruppen eine ganz andere Stellung gewonnen haben. Für Spanien waren die Karolinen und Marianen, wie der Reichskanzler v. Bülow treffend hervorhob, nach dem endgültigen Zusammenbruch seines einst so stolzen Kolonialreiches nur noch wertlose, unnütze Ausgaben ver-

ursachende Trümmer eines eingestürzten Gebäudes. Für uns sind sie die Strebpfeiler eines neuen, zukunftsvollen Baues und ein neues Glied in der Kette unserer Südseegebiete. Zunächst entspricht ihr materieller Wert allerdings nicht der Höhe des aufgewendeten Kaufpreises, und es wird sicherlich noch mancher Opfer und langer, mühsamer Arbeit bedürfen, um das unter spanischer Herrschaft verwahrloste Inselreich nutzbar zu machen.

Bezüglich seiner wirtschaftlichen Wertschätzung können wir unsern mikronesischen Besitz weder jetzt, noch in Zukunft mit den ausgedehnten Kulturflächen Kaiser Wilhelms-Landes und des Bismarck-Archipels vergleichen. Wohl kommen der tiefgründige Anschwemmungsboden und die fruchtbare vulkanische Verwitterungserde der Hochinseln, die reichliche Bewässerung und das gleichmäßige, feuchtwarme Klima der Einbürgerung tropischer Nutzpflanzen in jeder Weise entgegen, und die in den Missionsgärten, sowie in dem neuen staatlichen Versuchsgarten auf Saipan unternommenen Versuche kleineren Maßstabs haben die besten Ergebnisse geliefert. Namentlich Baumwolle, Kakao, Kaffee, Tabak, Vanille, Zuckerrohr und Manilahanf gedeihen in vorzüglicher Güte, auf Palau haben die Japaner mit der Anpflanzung von Indigo begonnen, und Nährfrüchte wie Reis und Mais werden auf den Marianen mit solchem Erfolg gebaut, daß die deutsche Verwaltung, um die verödeten Reisfelder des Innern ihrer alten Bestimmung wieder dienstbar zu machen, auf die Neubesiedelung des verlassenen und mit der Zeit verwilderten Binnenlandes eine Belohnung ausgesetzt hat. Für Pflanzungsunternehmungen größeren Umfangs ist aber das verfügbare Land wegen der Kleinheit der vulkanischen Hochinseln, die zum Plantagenbetrieb ausschließlich geeignet sind, viel zu beschränkt. Dann sind die Absatzgebiete weit entfernt, und endlich wird der beste Boden bereits von den Kulturen der Eingeborenen eingenommen, oder das Land muß, wie auf den Marianen, für die zunehmende Einwanderung eingeborener Kolonisten offen gehalten werden. Tinian soll wegen seines Reichthums an verwilderten Haustieren in erster Linie ein Viehzucht- und Weideland bleiben. Die Rinderherden sind als Regierungseigentum übernommen, da die Viehzucht wegen der günstigen Lage der Marianen für den zukünftigen Südseeverkehr einen lohnenden Gewinn verspricht und deshalb durch staatliche Viehwirt-

schaften auf Rota und Saipan rationeller betrieben wird. Der im Hafentort Tanapag angelegte Viehpark vermag in wenigen Jahren das zur Verproviantierung der Schiffe erforderliche Schlachtvieh zu liefern; Schweine und Hühner können schon jetzt in beliebiger Menge abgegeben werden. Auch Ponape ist zur Viehzucht wohl geeignet: Klauenvieh aller Art gedeiht dort vortrefflich, und Viehkrankheiten sind bisher nicht bekannt geworden.

Obwohl schon 1892 in Ponape eine Dampfägemühle in Betrieb gesetzt wurde, bleibt die Ausbeute des Urwaldes abzuwarten, weil die Transportkosten wegen des Mangels an geeigneten Verkehrsmitteln ziemlich hoch sind und weil man die vorhandenen Nutzhölzer noch viel zu wenig kennt. Eine Rolle spielt bisher nur die für die Knopffabrikation und für Drechslrarbeiten wichtige Steinmuß, auch vegetabilisches Elfenbein genannt, d. h. das weißliche, anfangs flüssige, dann weiche und zuletzt steinharte Sameneiweiß der Pandanusart *Phytelephas macrocarpa*. Die Pflege des auf den Karolinen wild wachsenden Mang-Mangbaumes, aus dem auf den Philippinen das bekannte Parfüm gewonnen wird, erscheint ebenfalls lohnend, da die Vorliebe der Mikronesier für wohlriechende Stoffe schon heute eine lebhaftere Parfümeinfuhr ins Leben gerufen hat. Zu erwägen wäre endlich der Anbau der auf den Karolinen überaus häufig vorkommenden verwilderten Ananas, die wegen ihrer wohltschmeckenden Früchte und ihrer zu feinen Stoffen wie zu größeren Seilen, Schnüren und Fäden verwendbaren Fasern in Westindien mit großem Gewinn kultiviert wird.

Von den Schätzen des Meeres sind für den Welthandel bloß kleine Mengen von Perlmutter, Schildpatt und Trepang erwähnenswert, die keine hohen Erträge abwerfen. Obendrein bedarf der vom chinesischen Markt sehr begehrte Trepang zur Wiedererneuerung der stark abgefischten Fanggründe dringend einer längeren Schonzeit.

So nimmt im Außenhandel der Karolinen und Marianen nur ein Erzeugnis eine bevorzugte Stellung ein, nämlich die Kopra, die an Menge und Wert alle anderen Ausfuhrgegenstände weit übertrifft.¹⁾

¹⁾ 1900/01 bewertete sich die Einfuhr auf 460000, die Ausfuhr auf 263500 Mark. Von letzterer Summe entfielen auf die Kopra nicht weniger als 250000 Mark.

Die Kokospalme, die Königin der Südsee, wie man diesen wichtigsten Baum des Stillen Ozeans genannt hat, findet nicht bloß seitens der Eingeborenen die vielseitigste Verwendung, sondern bildet auch für die Fremden die Hauptgrundlage des pazifischen Handels. Sie ist es gewesen, die Deutschland zuerst und so fest mit dem Stillen Meer verknüpft hat. Fällt eine Kokosnuß zu Boden oder wird sie vom Meer ans Land getrieben — wegen ihrer eigentümlichen Dreiecksgestalt vermag sie sich leicht über Wasser zu halten, und noch während des Schwimmens befördern Feuchtigkeit und Sonnenwärme dem Keimprozeß —, so beginnt sie in dem mageren Sand- oder Kalkboden Wurzel zu schlagen. Da der heranwachsende Stamm lediglich von Unkraut, von Ratten und schädlichem Ungeziefer frei zu halten ist, und da der genügsame Baum, der zu seinem Gedeihen nur die Nachbarschaft des Meeres, salzhaltige Seeluft und tropisches Klima braucht, mit dem kümmerlichsten Boden vorlieb nimmt, so verlangt die Anlage und Unterhaltung einer Kokospflanzung weder übermäßige Kosten, noch hohe Anlagekapitalien. Trotzdem gibt es schwerlich ein lohnenderes, die aufgewendeten Mühen reichlicher verzinsendes Massengewächs als die Kokospalme. Wenn man bedenkt, daß für eine Tonne Kopra je nach dem Verkaufsort 120—260 Mark bezahlt werden und daß 60 volltragende Bäume jährlich 1000 kg Kopra abwerfen, so bringt jede Palme im Jahresdurchschnitt 3—4 Mark und 1 ha Kokosland bei niedrigstem Marktpreis 500 Mark ein, wovon mindestens die Hälfte als Reingewinn gelten kann. Da ferner die Palme vom 8. bis zum 80. Jahre jährlich 60—100 Nüsse liefert, deren Zahl bis zum 30. Jahre stetig zu- und vom 40. Jahr ab langsam wieder abnimmt, so macht sie durch ihren erstaunlichen Fruchtsegen das kleinste Atoll zu einer vegetabilischen Goldgrube. Allerdings richten außer den gefräßigen Ratten, den gefährlichsten Feinden aller jungen Kulturen, auch verheerende Orkane, anhaltende Trockenheit und Blattkrankheiten zuweilen beträchtlichen Schaden an. Auf Yap sind in den letzten Jahren stellenweise 45 % der Bestände an der Blattkrankheit eingegangen, so daß die Kopraerträge starken Schwankungen unterliegen. Nichtsdestoweniger bietet die Kokospalme eine der sichersten Einnahmequellen dar, deren Förderung um so notwendiger erscheint, als andere Kulturen aus den bereits angedeuteten Gründen den

Plantagenbau nicht lohnen oder auf dem dürftigen Boden der niedrigen Koralleneilande überhaupt ausgeschlossen sind. Die wirtschaftliche Weiterentwicklung der Atolle ist somit lediglich durch die Vermehrung der Kokosbestände möglich.

Früher wurde der ölhaltige Saft der reifen Kokosnüsse von den Eingeborenen mittels primitiver Pressen gewonnen und in Fässern zur Versendung gebracht. Diese Art der Verfrachtung bedeutete aber nicht bloß eine Raumverschwendung, sondern es ging auch viel Öl und vor allem der wertvolle Rückstand verloren, dessen stickstoffreiche Zellmasse den als Kraftfutter für das Vieh geschätzten kleiartigen Palmkuchen liefert. Konsul Weber in Apia, der einstige Leiter der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft für die Südsee, führte daher das heute allgemein gebräuchliche Verfahren ein, nach welchem das reife Fleisch der Kokosnuß getrocknet und zerschnitten wird, um dann als Kopra zu weiterer Verarbeitung nach Europa oder Amerika zu gelangen, wo das ausgepresste Öl zur Herstellung feiner Seifen und Parfüme, bei der Kerzen- und Kokosbutterfabrikation und zu anderen Zwecken vielfache Verwendung findet. So dient die Kopra einer ganzen Reihe von Geschäftszweigen, bei denen in Zukunft eher eine Zunahme als ein Rückgang erwartet werden darf und die es erklären, daß die Kokosnuß von Jahr zu Jahr auf dem Weltmarkt an Bedeutung gewinnt.

Da nun die Kopraerzeugung auf den Karolinen und Marianen, wo sie augenblicklich erst 2500 Tonnen im Jahre einbringt, durch geeignete Maßnahmen erheblich gesteigert werden kann, so hat die Deutsche Regierung zunächst die herrenlosen Palmenwälder in Besitz genommen und sie mit Gewinn an einige Unternehmer verpachtet. Zugleich ist ihnen die Verpflichtung auferlegt worden, jedes Jahr eine bestimmte Fläche neu mit Kokospalmen zu bepflanzen. Die Regierung ist aber auch selbst mit der Anlage von Kokosplantagen ermunternd vorgegangen und hat seit der kurzen Zeit ihres Bestandes bereits über 15 000 Kokospalmen auf den Marianen angepflanzt. Ferner sind die Häuptlinge belehrt und angewiesen worden, die Vermehrung des für Eingeborene und Fremde gleich wichtigen Baumes energisch in die Hand zu nehmen. Die Karolinier kommen diesen Anordnungen bereitwilligst entgegen, da sie den Wert der Kopra immer mehr verstehen und sie als ein willkommenes Mittel

zur Erfüllung neuer Wünsche und Bedürfnisse schätzen. Aus diesem Grunde hat eine ganze Anzahl spekulativer Häuptlinge schon ausgedehnte Kokospflanzungen angelegt.

Zu gleichmäßiger Arbeit freilich haben sich die Insulaner noch nicht aufgeschwungen. Da aber die Einfuhr fremder Arbeitskräfte erhebliche Schwierigkeiten und Kosten verursacht, so ist hier wie überall in der Südsee die Arbeiterfrage eines der wichtigsten wirtschaftlichen Probleme, und eine der vornehmsten Aufgaben der deutschen Verwaltung besteht darin, die bedürfnislosen Insulaner, denen die Natur freiwillig ihre Gaben spendet, wieder an geregelte Arbeit zu gewöhnen und sie zu zuverlässigen Menschen zu erziehen. Dieses Unterfangen ist schwer, erscheint aber nicht aussichtslos. Denn einmal ist eine Reihe von Karoliniern bereits im Dienst der Saluit-Gesellschaft auf den Karolinen und dem Marshall-Archipel tätig. Dann ist das intelligente, leider in raschem Rückgang begriffene Völkchen der Yaper mit bestem Erfolg zum Polizeidienst herangezogen worden und hat im Wegebau Verdienstliches geleistet, so daß heute bereits 60 km Straßen, zum Teil kleine Kunstbauten, die Insel durchschneiden. Ein rühmliches Zeugnis ihrer Ausdauer, ihrer Geschicklichkeit und ihres Interesses sind ferner zwei Hafendämme, von denen der eine, 360 m lang, in drei Monaten, der andere, 916 m lang, in sieben Monaten fertiggestellt wurde. Endlich haben die fleißigen Leute den 838 m langen Isthmus, der beide Hälften Yaps verbindet, binnen acht Monaten durchstoßen und trotz aller Schwierigkeiten einen für Boote benutzbaren Kanal angelegt, der für die zum Tomilhafen fahrenden Schiffe die bisher drei Tage dauernde, durch hohen Seegang sehr erschwerte und gefährdete Umsegelung der ganzen Insel auf einen Tag abkürzt. Auch den Palauern ist ein hohes Maß von Pflichtgefühl und gutem Willen eigen. Da aber bei ihnen die Reichen und Mächtigen die Armen ungestraft ausplündern konnten, so bauten letztere nur so viel, als sie zu ihrem Unterhalt brauchten, weshalb die geringe Produktion der Inselnur vielmehr auf soziale Mißstände als auf die Unfruchtbarkeit des auf Palau weit verbreiteten Kalkbodens zurückzuführen ist. Das Kaiserliche Gouvernement hat sofort die Verfügung erlassen, daß keine Leistung ohne eine entsprechende Gegenleistung gefordert werden darf.

Auch sonst hat sich die Regierung der Eingeborenen in väterlicher Weise angenommen, um den Haß gegen die Fremden, den die drückende Gewaltherrschaft der Spanier großgezogen, zu beseitigen und durch verständnisvolles Eingehen auf die Anschauungen und Überlieferungen der Insulaner deren wohlbegründetes Mißtrauen gegen das neue Regiment zu zerstreuen. Tatsächlich hat mit dem Einzug der deutschen Herrschaft sofort eine Zeit friedlicher Entwicklung und offenbaren wirtschaftlichen Fortschrittes ihren Anfang genommen. Die Bewohner der Marianen, die sich bei Ankunft der Deutschen in den Busch flüchteten, sind die friedfertigsten Untertanen geworden, so daß die neu eingerichtete Polizeitruppe trotz ihrer geringen Stärke (40 Mann) für ihren Zweck vollständig ausreicht. Jedes Jahr wandern aus Guam neue Eingeborene in unsern Anteil der Inselstur ein: ein erfreulicher Beweis dafür, daß sie sich unter deutschem Schutz wohler fühlen als unter der strengen amerikanischen Herrschaft. Die Karolinier, die mit den Spaniern in unausgesetzter Fehde lebten und von ihrer 800 Mann starken Besatzung nicht bezwungen werden konnten, bringen dem neuen Herrn ebenfalls Vertrauen und Gehorsam entgegen, obwohl man auch hier von vornherein auf den kostspieligen spanischen Militär- und Beamtenapparat verzichtet hat und sich mit einer bloß 50 Mann zählenden Polizeitruppe aus Eingeborenen begnügt.

Um den Rechtsanschauungen der Insulaner möglichst entgegenzukommen und sie in ihren inneren Angelegenheiten möglichst selbständig zu lassen, sind wie auf dem Bismarck-Archipel die Häuptlinge mit einem Teil der Rechtspflege betraut worden, was bei dem verhältnismäßig hohen Kulturzustand der Eingeborenen ohne Schwierigkeiten möglich war und schon erheblichen Nutzen gestiftet hat. Die Bezirksvorsteher und Ortsschulzen, sowie deren Stellvertreter sind für Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, für Einziehung der Steuern, Einrichtung und Pflege der innerhalb ihres Gebietes befindlichen Wege und Kokospflanzungen verantwortlich und versammeln sich allmonatlich einmal im Bezirksamt, um Bericht zu erstatten und neue Weisungen einzuholen. Im übrigen wird die Gerichtsbarkeit von den Bezirksämtern in Saipan, Yap und Ponape ausgeübt.

Da die spanischerseits betriebene gewaltsame Entvölkerung der Marianen den deutschen Anteil besonders schwer betroffen hat, so

muß jeder Menschenzuwachs für die der Arbeitskräfte bedürftigen Inseln dringend erwünscht sein. Deshalb begünstigt man die Einwanderung in jeder Weise und sucht die natürliche Vermehrung dadurch zu heben, daß unter Beibehaltung der von den Spaniern für alle männlichen Eingeborenen von 15—60 Jahren eingeführten Arbeitsverpflichtung die Ledigen 20 Tage, die Verheirateten dagegen nur 12 Tage im Jahre unentgeltlich an öffentlichen, dem Gemeinwohl dienenden Unternehmungen arbeiten müssen. Familienväter von mehr als fünf Kindern bleiben ganz von der Frondienstleistung befreit. Auch wer seine Steuern nicht bezahlen kann — die von den Spaniern erhobenen Abgaben hat man als Zwangs- und Erziehungsmittel zur Arbeit ebenfalls bestehen lassen —, muß eine entsprechende Anzahl von Tagen dafür arbeiten.

Als ein weiteres Erziehungsmittel wird die Unterdrückung der Branntwein- und Waffeneinfuhr streng gehandhabt. Obwohl schon die Spanier ein gleiches Verbot erlassen hatten, wurde es auf verschiedene Weise umgangen. Infolgedessen nahmen Trunksucht und Habgier in erschreckendem Maße zu. Der Erlös für die Kopra wurde Wochen lang in schlechtem Rum vergeudet, und schließlich arbeitete man überhaupt nichts mehr, sondern borgte die Händler planmäßig an, ohne jemals an die Wiedererstattung der Schuld zu denken. Weil hierdurch jedes ehrliche Geschäft schwer geschädigt wurde und die aus der überhand nehmenden Trunkenheit entspringenden Streitigkeiten zu förmlichen Stammesfehden ausarteten, so wurde im Interesse der Eingeborenen und des allgemeinen Wohles bestimmt, daß geistige Getränke nur mit besonderer Erlaubnis der örtlichen Verwaltungsbehörden verkauft werden durften. Da man jedoch bald die Erfahrung machte, daß sich die Karolinier nach Unterbindung der Spiri uosenzufuhr in übertriebenem Maße dem Genuß eines selbstbereiteten berausenden Getränks, des Palmweins, zuwandten, so wurde dessen gewerbsmäßige Herstellung, die obendrein die Palmen schwer schädigte, ebenfalls streng untersagt. Ebenso ist man dem unter spanischer Herrschaft blühenden Waffenschmuggel, der namentlich von japanischen Händlern betrieben wurde, nachdrücklichst entgegengetreten.

Das in seiner Entwicklung weit zurückgebliebene, durch die unruhigen Zustände der letzten 15 Jahre noch mehr herabgekommene

und an natürlichen Hilfsquellen nicht übermäßig reiche Inselgebiet der Karolinen ist erst kürzlich in den Weltverkehr einbezogen worden, indem Yap und Ponape durch die Postdampfer des Norddeutschen Lloyd sechswöchige Verbindung mit Sydney und Hongkong erhalten haben. Den örtlichen Verkehr und, so lange der dem Gouverneur bewilligte Regierungsdampfer noch nicht fertiggestellt ist, auch den amtlichen Verkehr innerhalb des Schutzgebietes vermittelt ein Anschlußdampfer der Saluit-Gesellschaft. Den Marianen dagegen, die schon in spanischer Zeit sehr stiefmütterlich behandelt waren, fehlt noch immer jede regelmäßige Verbindung. Sie werden nur in unbestimmten Zwischenräumen meist von japanischen Seglern angelaufen, weil die probeweise versuchte Einbeziehung in die über die Karolinen führende Postdampferlinie sich als verfehlt erwies und wieder aufgehoben wurde. Auch eine telegraphische Verbindung mit dem Neuguinea-Schutzgebiet besteht zurzeit noch nicht. Doch werden in den drei Bezirksamtern Ponape, Yap und Saipan Postanstalten nebenamtlich verwaltet.

Im Handel mit den Marianen steht Japan an erster Stelle. Der Handel mit den Karolinen dagegen lag schon lange vor ihrer politischen Besitzergreifung zu 80 Prozent in deutschen Händen, und zwar war es das Hamburger Haus Godeffroy, das hier in den sechziger Jahren die erste Station errichtete und auch in diesem Teile der Südsee als erster Pionier des vaterländischen Handels erschien. Die Niederlassungen wurden später von der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft für die Südsee übernommen, der sich das Hamburger Haus Hermsheim u. Co. hinzugesellte. Aus der Vereinigung beider Firmen ging die Hamburger Saluit-Gesellschaft hervor, die auch den Marshall- und Gilbert-Archipel ausbeutet und somit ganz Mikronesien wirtschaftlich beherrscht. Obwohl sie über 40 Haupt- und Nebenstationen verfügt, denen erst 8 Niederlassungen fremder Firmen gegenüberstehen, so macht sich doch deren Wettbewerb in zunehmendem Maße fühlbar. Auf den westlichen Karolinen beginnt der Einfluß eines amerikanischen Geschäftes mit ausgedehntem Wirkungskreis zu überwiegen, auf den östlichen Karolinen streiten sich Deutsche, Engländer, Amerikaner und die rührigen Japaner um den Vorrang. Das einzige spanische Handelshaus auf dem Archipel ist von untergeordneter Bedeutung.

Sind unsere mikronesischen Kolonien alles in allem weit entfernt, im Welthandel eine Rolle zu spielen, so darf man doch über den wirtschaftlichen auch politische Gesichtspunkte nicht vergessen, und gerade sie sind für den Ankauf der Karolinen und Marianen nicht zum wenigsten entscheidend gewesen. Man kann manchmal die Überzeugung hören, daß wir beide Archipele bloß deshalb genommen hätten, damit sie keiner anderen Macht zufielen. Das mag richtig sein. Oft ist es jedoch politisch klug, etwas zu erwerben, nur damit es kein anderer bekommt, und Deutschland mußte ein ganz besonderes Interesse daran haben, daß zu einer Zeit, wo alle großen Handelsstaaten wegen der zukünftigen Bedeutung der Südsee in jenem viel umwobenen Weltmeer nach Besitztiteln streben, kein Keil zwischen seinen melanesischen und ostasiatischen Besitz geschoben wurde, der die Schaffung eines für den weiten Weg zwischen Kaiser Wilhelmsland und Kiautschou so notwendigen Stützpunktes vereitelt hätte. Nachdem wir einmal im Pacific Fuß gefaßt haben, wäre es ein schwerer Fehler gewesen, wegen der Geringsfügigkeit des Kaufgegenstandes und der Höhe des Kaufpreises das spanische Anerbieten zurückzuweisen, und wir sind unserer Regierung Dank schuldig, daß sie rechtzeitig einer solchen Möglichkeit vorzubeugen wußte.

So aber hat der Gewinn der Karolinen unsern Südseebesitz abgerundet und auf die ungefähre Größe des Australkontinents erweitert. Freilich bezeichnet das neuerdings so beliebt gewordene Schlagwort Abrundung mehr einen geometrischen Begriff, und diese Abrundung ist nicht einmal vollständig, weil sich inmitten des deutschen Südseeanteils, auf Guam, der besten, größten und volkreichsten Marianen-Insel, die Vereinigten Staaten als unbequemer Nachbar festgesetzt haben. Auf der anderen Seite ist uns durch die neue Erwerbung eine SeeProvinz zugefallen, die, vor den Toren Chinas sich ausbreitend, trotz ihrer weiten Entfernung von Asien und vom direkten Wege nach Kiautschou die chinesischen Gewässer überwacht und eine fast ganz unter deutschem Einfluß stehende Brücke von Neuguinea nach Deutsch-China schlägt. Ein weiterer nicht zu unterschätzender Vorteil besteht darin, daß uns die Karolinen und Marianen nicht bloß schlechte, von furchtbaren Taifunen, den Geißeln jener Gewässer, bedrohte und an frischem Trinkwasser arme Atollhäfen eingebracht hat, wie wir sie bisher auf der Marshall-Gruppe besaßen, sondern

sturmsichere Berghäfen im Schutz der wohlbewässerten, fruchtbaren Hochinseln, die nach sachgemäßem Ausbau zu Kohlenstationen*), Zufluchtsstätten und Ausfallstoren für unsere Kriegs- und Handelsschiffe wie geschaffen sind. Vor allem ist der geräumige Hafen Tanapag auf Saipan einer der besten jenes Gebietes, viel besser als alle Küstenplätze des amerikanischen Guam. Nach Fertigstellung des mittelamerikanischen Weltmeerkanales werden sämtliche Südsee-Inseln als Haltepunkte und Zwischenstationen für Kabel- und Schiffahrtslinien, als Kohlenstationen und aus strategischen Gründen erheblich an Wert gewinnen. Da nun die Marianen dank ihrer Lage im Schnittpunkte der großen pacifischen Zukunftsstraßen zwischen Japan und Australien, zwischen Ostasien und Mittelamerika, zwischen den Philippinen und San Francisco die günstigsten verkehrsgeographischen Bedingungen aufweisen, und da auch die Marshall-Inseln und Karolinen durch eine vom Nicaragua- oder Panamakanal nach den Philippinen gezogene Linie geschnitten werden, so ist zu erwarten, daß sich die wirtschaftlich wenig wichtigen, politisch- und verkehrsgeographisch aber um so wertvolleren Inselwolken unseres mikronesischen Besitzes trotz des unausbleiblichen Wettbewerbs der Vereinigten Staaten zu einem zukunftsreichen Stück deutscher Erde entwickeln werden.

Gleiches gilt von Samoa, dem wegen seiner zentralen Lage schon jetzt eine hohe Bedeutung zukommt. Denn über die reizvolle Inselgruppe, die überdies den einzigen maritimen Stützpunkt Deutschlands im südlichen Pacific darstellt und wegen ihrer Fruchtbarkeit die gleichzeitige Verpflegung mehrerer Kriegsschiffe gestattet, führt der kürzeste Weg von Hongkong nach Valparaiso. Ebenso wird sie von den Dampfern und unterseeischen Kabeln berührt, die zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada einerseits Australien und Neuseeland andererseits die Wasserwüste des Stillen Ozeans durchkreuzen. Da somit Samoa für den Weg zwischen Amerika und Australien stets eine Hauptstation sein wird, so erklärt es sich, daß die Vereinigten Staaten mit Zähigkeit an der Behauptung der Insel Tutuila festhielten und daß sie Millionen aufwenden, um den ihnen zugefallenen

*) In der kohlenarmen Südsee erlangen Kohlenstationen eine ganz besondere Bedeutung. Unseren maritimen Stützpunkten werden in absehbarer Zeit die deutschen Bergwerke in Schantung die Kohlen liefern, nachdem kürzlich der erste Kohlenzug aus den Gruben von Weishien in Tsingtau eingetroffen ist.

Hafen Pango-Pango zu einem starken Bollwerk auszubauen. Dorthin haben sie auch ihre früher über Apia gehende Dampferlinie verlegt, so daß ein kleiner Anschlußdampfer die deutsche Post nach und von Apia bringen muß, wo das kaiserliche Postamt für Deutsch-Samoa errichtet worden ist. Zur Schaffung eines Gegengewichts ist unsererseits die Anlage eines Kriegshafens, für den wegen der Mangelhaftigkeit der Reede von Apia die einen guten Unterschlupf gewährende Afa-Bucht auf Sawaii trotz ihrer Abgelegenheit und trotz des Mangels an fruchtbarem Hinterland am geeignetsten erscheint, ebenso notwendig wie die Gründung einer deutschen Schiffahrtslinie, die unserer jüngsten Kolonie noch völlig fehlt und sie von englischen und amerikanischen Gesellschaften abhängig macht. Doch ist dankbar anzuerkennen, daß sowohl die amerikanische wie die neuseeländische Dampferlinie sich in wirksamer und glücklicher Weise an der Entwicklung der Inseln betätigt haben. Das kleine Samoa vermag noch keine Frachten für große Dampfer zu sichern, so daß ohne einen ansehnlichen Reichszuschuß die Einrichtung einer deutschen Schiffahrtslinie nicht möglich wäre.

So sehr jedoch Samoa und die anderen Südsee-Archipel den zu erwartenden pacifischen Verkehr zu fördern vermögen, ebensowenig darf man deren zukünftige Bedeutung überschätzen. Denn auch nach der Vollendung des Panama- oder Nicaraguakanals wird der europäische und ein Teil des amerikanischen Schiffsverkehrs mit Ostasien nach wie vor den alten kürzeren Weg durch den Suezkanal oder um Afrika herum beibehalten, so daß der mittelamerikanische Kanal niemals die Wichtigkeit des Suezkanals für den internationalen Verkehr erlangen wird. Dann können sich die pacifischen Inseln wegen ihrer Abgelegenheit und räumlichen Kleinheit nie mit den großen Erzeugungsgebieten der Erde messen, wenngleich ihre wirtschaftliche Entwicklung noch sehr beträchtlich gesteigert werden kann.

Deutsch-Samoa ist wegen des Mangels an Gold und anderen Schätzen lediglich eine landwirtschaftliche Kolonie. Unter den Kulturgewächsen stellt auch hier wieder die Kokospalme den für die Eingeborenen wie für die Fremden nützlichsten Baum dar, dessen Ertragnisse den weitaus überwiegenden Anteil an der Ausfuhr ausmachen. Weil aber die Kopragerewinnung nicht unerheblichen Schwankungen unterliegt — 1899 fand eine ungewöhnlich reiche Koprapernte statt, die

7792 Tonnen zum Versand brachte, worauf die Erträge infolge schwerer Stürme und anhaltender Dürren, die den Palmen großen Schaden zufügten, stark zurückgingen —, so wird dadurch die Ausfuhr und von ihr wieder die Einfuhr sehr entschieden beeinflusst.*) Man hat deshalb für eine wesentliche Vermehrung der zurzeit 120 000 Stück zählenden Kokospalmen Sorge getragen, indem die Plantagen vergrößert und die Eingeborenen durch entsprechende Verordnungen angehalten wurden, auf ihren brachliegenden Ländereien jährlich mindestens 50 Kokosnüsse auszusäen, so daß sich in absehbarer Zeit die Kopraerzeugung verdoppeln oder verdreifachen wird. Ferner hat man, um die großen Schwankungen der lediglich auf Kopra beruhenden Ausfuhr auszugleichen und um die gesamte Handelsbewegung zu steigern, dem Anbau anderer tropischer Nutzpflanzen, die bisher gegenüber der Kokospalme eine ganz untergeordnete Rolle spielten, erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt. Auf Grund der gewonnenen Erfahrungen darf man mit gutem Grunde annehmen, daß alle feuchttropischen Kulturen, soweit sie nicht an ganz besondere Lebensbedingungen geknüpft sind, in Samoa trefflich gedeihen und reichliche Erträge versprechen, vorausgesetzt, daß ihr Anbau verständnisvoll und umsichtig betrieben und gegen pflanzliche und tierische Schädlinge ausreichend geschützt wird. Für diese Zwecke wäre ein Versuchsgarten, wie sie bereits in unsern anderen Kolonien bestehen, von großem Nutzen.

*) Den Rückgang der Aus- und Einfuhr zeigt folgende Tabelle (in Millionen Mark):

	1897	1899	1900	1901
Einfuhr	1384 446	1 954 415	2 105 811	1 571 093
Ausfuhr	1 004 032	1 485 416	1 265 799	1 005 897
Summa	2 388 478	3 439 831	3 371 610	2 576 990

Davon entfielen 1900 auf die Ausfuhr von Kopra 1 257 700 Mark, auf diejenige von Kawawurzeln nur 5000 und von Kakao erst 1900 Mark. An der Einfuhr sind in erster Linie Australien und Neuseeland beteiligt, weil sie wegen ihrer Nachbarschaft die meisten Lebensmittel für die Weißen und die bei den Eingeborenen so beliebt gewordenen Hartbrote und Fleischkonserven liefern. In weitem Abstand folgt Deutschland, das inzwischen die Vereinigten Staaten überflügelt hat. Die Ausfuhr dagegen liegt infolge des entschiedenen Überwiegens der deutschen Pflanzungen verwaltend in deutschen Händen, wie überhaupt die Inselgruppe schon lange vor ihrer endgültigen Besitzergreifung wirtschaftlich in engsten Beziehungen zu Deutschland stand.

Von den in Frage kommenden Nutzpflanzen gedeiht der Tabak ausgezeichnet und wird von den Eingeborenen viel und sorgfältig angebaut. Die Baumwolle entwickelte sich ebenfalls vorzüglich und lieferte 1 Million Pfund Wolle. Doch wurde ihre Kultur 1894 wieder eingestellt, weil sie sich zu wenig lohnte und weil in der Zwischenzeit die neu angepflanzten Kokospalmen tragfähig geworden waren. Die Kaffeepflanzungen sind leider durch den gefährlichen Kaffeeschädling *Hemileia* vernichtet worden. Um so erfolgreicher sind die Anbauversuche mit Zuckerrohr, Tee, Bananen, Apfelsinen und Ananas ausgefallen, und gleiches kann für alle Gewürzpflanzen, wie Ingwer, Muskatnuß, Gewürznelken, Zimmet, Vanille und Pfeffer, ferner für eine ganze Reihe von Flecht- und Fasergewächsen behauptet werden, von denen zahlreiche Vertreter und Abarten als Bestandteile der einheimischen Flora auf der Inselstur wild wachsen. Auch an farbstoff- und gerbstoffhaltigen Pflanzen, an Harz-, Parfümerie- und heilkräftigen Gewächsen ist Überfluß vorhanden, und die Verarbeitung der in vielen Pflanzen reichlich enthaltenen ätherischen Öle dürfte ebenfalls erfolgversprechend sein. Endlich darf man annehmen, daß auch der Urwald eine Anzahl gut verwendbarer Nutz- und Bauhölzer birgt, an deren Verwertung bei den heutigen mangelhaften Verkehrsmitteln allerdings noch nicht zu denken ist.

Die größte Zukunft hat indes die Kakaokultur, da Samoa wegen seines fruchtbaren Verwitterungsbodens und seines feuchtwarmen Klimas mit den besten Kakaoländern der Welt wetteifert. Da auch der Kakaoverbrauch stetig zunimmt — in Deutschland ist er in der Zeit von 1870—1900 von 0,05 kg auf 0,28 kg für den Kopf gestiegen, und der Wert der in Deutschland verarbeiteten Kakaobohnen beträgt gegenwärtig 28 Millionen Mark —, so haben nicht bloß die auf Samoa tätigen Pflanzungsgesellschaften den augenblicklich sehr lohnenden Kakaobau in größerem Umfang aufgenommen, sondern 1902 hat sich ausschließlich zum Zweck der Kakaokultur die deutsche Samoa-Gesellschaft gebildet.

Die günstigen Aussichten und das immer mehr wachsende Interesse für Samoa locken Ansiedlungslustige, darunter nicht zum wenigsten Deutsche, in zunehmender Zahl auf die Inselstur, die noch Tausende von Hektaren unbenutzten, aber anbauwürdigen Landes umschließt. Ist doch erst der dreißigste Teil des überhaupt benutz-

baren Landes in Arbeit genommen worden. Für unternehmungslustige, tüchtige Kolonisten bietet sich hier noch ein weites Feld erspriesslicher Tätigkeit, aber nur für solche, die über genügende landwirtschaftliche Kenntnisse und über ein kleines Kapital verfügen. Denn gerade die Anfänge der Plantageneinrichtung, die Rodung des Urwaldes und das Reinhalten der jungen Pflänzlinge vom üppig wuchernden Unkraut, sind schwierig, mühsam und kostspielig, und die ersten Erträge sind beim Kaffee und Kakao nicht vor vier bis sechs Jahren, bei der Kokospalme nicht vor dem achten Jahre zu erwarten. Um einer ins Ungemessene gesteigerten Bodenspekulation von vornherein einen Riegel vorzuschieben, wie sie früher in hoher Blüte stand, hat das Gouvernement die weise Bestimmung der Samoa-Akte bestehen lassen, nach welcher die Eingeborenen ihr Land nicht mehr an Fremde veräußern dürfen. Denn wenn ein Samoaner sein Grundeigentum verkauft hatte, so pflegte er den Erlös so schnell als möglich durchzubringen und dann in seiner Unkenntnis über Verträge das Land zurückzuverlangen. Ob freilich dieses Verbot dauernd aufrecht erhalten werden kann, ist eine andere Frage. Denn die Samoaner sind nicht imstande, alles Land zu bearbeiten, und im Interesse der Kolonie kann man nicht zugeben, daß der größte Teil des kulturfähigen Bodens brach liegen bleibt.

Das in Kultur genommene Land umfaßt heute etwa 7500 ha, von denen über 4000 ha mit den Kokospflanzen der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft für die Südsee bedeckt sind: eine erstaunliche Leistung, wenn man die immer schwieriger werdende Arbeitergewinnung und die schweren Schädigungen bedenkt, denen die Pflanzungen durch die unaufhörlichen Wirren der letzten Jahrzehnte ausgesetzt waren. Die Sicherheit des Lebens und Eigentums, welche die Mission angebahnt hatte, und die Leichtigkeit des Grunderwerbs lockten viele Fremde auf die Inseln, die später der Mittelpunkt für die weit ausgebreiteten Unternehmungen des mit der Begründung des deutschen Südseehandels und der wissenschaftlichen Erforschung des Pacific untrennbar verbundenen Hamburger Hauses Godeffroy wurde. In der richtigen Voraussicht, daß der Wettbewerb nicht ausbleiben würde und daß die Zukunft des Geschäftsbetriebes nur durch die Entwicklung des Plantagenbaues gesichert werden könnte, erwarb die Firma, eine der großartigsten und genialsten der Welt, die zeit-

weilig 32 Schiffe im Stillen Ozean laufen ließ, auf Upolu und Savaii umfangreichen Landbesitz, der nach dem beklagenswerten Zusammenbruch des in der Vereinigung kaufmännischen und wissenschaftlichen Geistes einzig dastehenden Hauses 1880 an die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft für die Südsee überging. Die neue Eigentümerin, deren weit verzweigte Handelsbeziehungen sich auf zehn Inselgruppen und sieben Einzelinseln mit über fünfzig Stationen verteilen, hat Samoa als Mittelpunkt beibehalten und den Pflanzungsbetrieb so gefördert, daß er samt allen seinen technischen, maschinellen und Wohlfahrtseinrichtungen für die gesamte Südsee vorbildlich geworden ist. Der ganze Besitz ist eine Musterwirtschaft. Stundenlang fährt man auf guten Wegen durch die einem wohlgepflegten Park vergleichbaren Kokoshaine, große Viehherden halten den Grund von Unterholz und Unkraut frei, und zahlreiche Stationen sind über die drei Hauptpflanzungen Bailele, Baitele und Mulifanua verteilt.

Leider steht auch hier die brennende Arbeiterfrage einer gedeihlichen Entfaltung der trotz ihrer Kleinheit so reichen und vielversprechenden Inselstir entgegen und verlangt dringend nach einer befriedigenden Lösung. Weil Meer und Boden den Eingeborenen alles das, was sie zu ihrem bescheidenen Lebensunterhalt brauchen, freiwillig und ohne sonderlichen Gegendienst in den Schoß werfen, so sind sie zu anhaltender, anstrengender Tätigkeit zu faul geworden und haben die segensvolle Notwendigkeit des Arbeitenmißens niemals kennen gelernt. Allerdings hängen die Samoaner mit Liebe an ihren kleinen Pflanzungen und haben am Handel mit ihren Erzeugnissen reges Interesse. Aber von den Fremden fordern sie selbst für die geringste Gegenleistung die unerhörtesten Preise, und wenn sie sich einmal zur Arbeit entschließen, so lassen sie dieselbe liegen, wann und wo es ihnen gefällt, unbekümmert um irgendwelche Verträge. Wohl ist es geschickten Ansiedlern gelungen, sich einen Stamm erprobter samoanischer Arbeiter zu sichern. Doch ist deren Zahl noch viel zu klein, und die aufgewendeten Kosten sind viel zu hoch, als daß diese Hilfskräfte für einen Plantagenbau großen Maßstabes in Betracht kommen könnten.

Da man aber mit der Anlage von Pflanzungen nicht so lange warten kann, bis die Eingeborenen willige, zuverlässige Arbeiter ge-

worden sind, und da man auf der anderen Seite der Arbeitskräfte notwendig bedarf, so muß man sich nach anderweitigen Bezugsquellen umsehen. Obenan stehen die Bewohner der Melanesischen Inseln, deren die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft auf Samoa jährlich 600—1000 beschäftigt. Sie haben sich um so brauchbarer erwiesen und waren um so leichter zu gewinnen, eine je bessere Behandlung sie erfuhren. Die Arbeiter z. B., welche die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft auf den Salomonen und dem Bismarck-Archipel angeworben hatte, waren bei ihrer Ankunft mager, stumpfsinnig und von Hautkrankheiten entsetzt. Als sie nach dreijähriger Dienstzeit zur Entlassung kamen, sahen sie dank zweckmäßiger Unterbringung und reichlicher Verpflegung wohlgenährt, kräftig und selbstbewußt aus, und viele schlossen sofort einen neuen Vertrag ab, zumal es ihnen gestattet wurde, ihre Familien zu sich zu nehmen. Leider gestaltet sich die Anwerbung immer schwieriger, weil auch die anderen Südsee-Inseln in steigendem Maße auf melanesische Arbeitskräfte angewiesen sind und weil trotz aller Vorsicht viele von ihnen in der Fremde zugrunde gehen oder Krankheiten mit nach Hause bringen, so daß die Entvölkerung Melanesiens sichtlich fortschreitet. Die Küstendörfer der Salomonen und des Bismarck-Archipels vermögen bei der gesteigerten Nachfrage schon nicht mehr genug Arbeiter zu liefern, und die in den Urwäldern des bergigen Innern versteckten Ortschaften sind bei der Anwerbung nicht zu erreichen.

Man hat deshalb gedacht, malayische, insbesondere javanische Kulis einzuführen. Da jedoch auf den Sunda-Inseln selbst eine starke Nachfrage herrscht, welche die wirklich brauchbaren Arbeiter im Land hält und nur die schlechten, wenig brauchbaren Elemente an die fremden Kolonien abgibt, so bleibt nichts übrig, als die viel angefeindeten Chinesen nach Samoa zu bringen, die leicht und in Menge zu haben sind. Die demoralisierenden Folgen einer chinesischen Einwanderung und die durch sie heraufbeschworene Gefahr der Einschleppung des Ausfazes sind nach dem Urteil erfahrener Kenner bei sorgfamer Überwachung und Untersuchung der Einwandernden keineswegs so schlimm, als sie für gewöhnlich hingestellt werden. Denn neben vielen Untugenden hat der Chinese auch viele gute Eigenschaften, unter denen Anspruchslosigkeit, Arbeitsfreudigkeit und

Gewandtheit, die ihn zum Landarbeiter ebenso geschickt macht wie zum Viehzüchter, obenan stehen. Für den Kaufmann könnte der geriebene chinesische Händler allerdings ein nicht ungefährlicher Nebenbuhler werden. Dieser Möglichkeit läßt sich indes auf gesetzlichem Wege entgegenzutreten, indem die Niederlassung chinesischer Kaufleute und die dauernde Ansiedlung chinesischer Einwanderer überhaupt verboten wird. Der verstorbene Otto Ehlers hat auch den Vorschlag gemacht, japanische Kolonisten, die sich auf Hawaii vorzüglich bewährt haben, nach Samoa zu rufen. Da sie aber wahrscheinlich schwer zu haben sein werden, so ließe sich endlich in Erwägung ziehen, ob man nicht diejenigen farbigen Arbeiter gewinnen könnte, die durch Gesetz aus Queensland ausgewiesen sind und deren Eingabe, dort bleiben zu dürfen, abschlägig beschieden wurde.

Um der Spekulation vorzubeugen, hat das Gouvernement das Werbegeschäft in die Hand genommen und beabsichtigt, zunächst chinesische oder javanische Kulis nach Samoa kommen zu lassen. Die Regierung hat damit aufs neue dargetan, wie sehr sie sich ihrer Pflichten bewußt ist. Ebenso hat sie zur Erleichterung des Plantagenbetriebes schwer zugängliche Gegenden durch Wegenanlagen erschlossen und zwar ohne besondere Kosten und fremde Hilfe, lediglich mit Unterstützung der Samoaner. Eine weitere Neuerung ist die Gründung eines Gouvernementsrates, der als ein beratender Ausschuß von sieben kaufmännischen und landwirtschaftlichen Mitgliedern aus dem Kreise der Kolonisten dem Gouverneur zur Seite steht und die Aufgabe hat, zur Hebung des Handels und der Landwirtschaft die Regierung von Vorschlägen und Anregungen seitens der weißen Ansiedler zu unterrichten.

Über den Angelegenheiten der fremden Bevölkerung hat man aber auch die Wohlfahrt der Eingeborenen nicht vergessen. Im Gegenteil, die Regierung betrachtete es als eine ihrer ersten und vornehmsten Aufgaben, die durch den ununterbrochenen Kriegszustand erregten und verbitterten Gemüther zu beruhigen und zu versöhnen. Hierbei mußte sie mit diplomatischem Geschick und ohne fühlbaren Druck vorgehen, weil ihr besondere Machtmittel nicht zu Gebote standen. Trotzdem hat der neue Gouverneur Dr. Solf dank seiner Umsicht und Erfahrung und dank der berechtigten Rücksichtnahme auf Sitte und Brauch der Eingeborenen unter geschickter Benutzung

und gleichzeitiger Entkräftung der bestehenden Parteiverhältnisse mit gutem Erfolg die friedliche, gedeihliche Entwicklung Deutsch-Samoa's in die Wege geleitet. Die Entwaffnung der kriegerischen Samoaner, die kein gewaltfamer Eingriff zur Herausgabe ihrer Feuerwaffen und zum Gehorsam zu zwingen vermochte, hat er 1901 ohne Schwierigkeiten und fast vollständig durchgeführt. Die Eingeborenen lieferten gegen eine nicht allzu reichlich bemessene Geldentschädigung ihr kostbarstes Gut, die Gewehre, freiwillig ab, so daß, wenn der immer noch versuchte Waffenschmuggel unterdrückt werden kann, die ewigen Stammesfehden hoffentlich dauernd ein Ende gefunden haben.

Das zweitwichtigste Vorkommnis, zugleich ein neuer Beweis für die rasche Festigung der deutschen Herrschaft, ist die Abschaffung der samoanischen Königswürde und damit die Beseitigung der blutigen Parteizwistigkeiten gewesen, die vor und nach den Königswahlen zwischen den verschiedenen Nebenbuhlern und ihrem Anhang ausgefochten wurden. Statt der Königswürde ist die neue, vom deutschen Kaiser zu besetzende Stellung eines *Mii Sili* oder höchsten Herrn geschaffen worden, deren Inhaber als Mittelsperson zwischen dem Gouverneur und den Eingeborenen steht, der aber, da er kaiserlicher Beamter ist und als solcher bezahlt wird, alle Anordnungen nur auf Befehl des Gouverneurs treffen darf. Weil der ehemalige König *Mataafa* auf dem Archipel den größten Einfluß besaß, so ist er mit der neuen Würde betraut und nach anfänglichem Widerstreben ein williges, tatkräftiges Werkzeug des Gouverneurs geworden. Da man den Samoanern aus Zweckmäßigkeits- und Ersparnisrücksichten die Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten ganz und gar überlassen hat, so steht dem *Mii Sili* ein Häuptlingsrat (*Faipule*) zur Seite. Um die althergebrachten Einrichtungen möglichst zu schonen, sind auch die 11 traditionellen Zusammengehörigkeitsbezirke der Samoaner beibehalten und Bezirkshäuptlingen (*Taitai Itu*) unterstellt worden, von denen wiederum die Ortsvorsteher (*Pule Nu'u*) und deren Polizisten (*Leoleo*) abhängen. Die Verteilung feiner Matten an die Oberhäuptlinge, die *Mataafa* als Entgelt für seine Wahl zum *Mii Sili* veranstaltete und die als ein hochpolitischer, aber sehr gefährlicher Staatsakt früher aus Neid und Feindschaft selten ohne ernstliche Verwicklungen abging, verlief unter dem neuen Regiment zum ersten Male in friedlicher Weise.

Ein weiterer Triumph der rasch erstarkten deutschen Herrschaft ist die anstandslos und allgemein erfolgte Zahlung der aus früheren Zeiten übernommenen, aber nie auch nur annähernd entrichteten Kopfsteuer, der sich die Samoaner um so williger fügten, weil sie ausschließlich zur Bestreitung der Gehälter für die eingeborenen Beamten und zum Besten der Steuerzahler verwendet wird. Auch die Volkszählung, die als wichtige Unterlage für die Kopfsteuer diente, konnte ohne sonderliche Hindernisse abgehalten werden. Zu den bereits bestehenden Steuern ist eine Waffensteuer hinzugekommen. Außerdem sind die Einfuhrzölle wesentlich, auf 10% des Wertes, erhöht, dafür aber alle Ausfuhrzölle abgeschafft worden.

So ist auch auf Samoa die deutsche Verwaltung einfach, billig und gut organisiert und hat in kurzer Zeit mit geringen Mitteln Bedeutendes geleistet, so daß der Ausblick auf die Zukunft unseres jüngsten überseeischen Besitzes, der eigentlich unser ältestes Schutzgebiet hätte sein können und gleichsam die Wiege unserer Kolonialpolitik war, gewiß nicht unerfreulich ist. Selbst bei nüchternster Berechnung kommt man zu dem Ergebnis, daß sich Deutsch-Samoa wie unser ganzes Südseereich langsam, aber sicher entwickelt und daß es sich in absehbarer Zeit selbst erhalten wird. Ist doch seine Handelsbewegung schon jetzt fast ebenso groß wie diejenige Neuguineas, der Karolinen und Marianen zusammengenommen. Möge der reich gesegneten Inselflur nach langen trüben Zeiten auch fernerhin ein fröhliches Aufblühen beschieden sein. Denn Samoa ist, um mit Ehlers zu schließen, des Schweißes selbst der Edelsten wert.

Kiautschou.

Ferdinand Freiherr von Richthofen.

1. Die Wahl von Kiautschou als Station für deutsche Schiffe.

Längst war der Wunsch gehegt worden, für die deutschen Schiffe einen eigenen sicheren Hort in den ostasiatischen Gewässern zu besitzen. Das Verlangen mußte wachsen mit der Zunahme der Beteiligung Deutschlands an Handel und Schifffahrt in China und Japan, und mit der Notwendigkeit, den an Zahl sich mehrenden Angehörigen deutscher Nationalität an den Fremdhandelsplätzen und ihren Interessen den Schutz der Flotte zu gewähren, deren Bestrebung es wiederum sein mußte, eine im Verhältnis zum Anwachsen der materiellen Interessen steigende Macht in diesen Gewässern zu entfalten. England hat das große Verdienst, die Öffnung von China für alle handeltreibenden Nationen zuerst erzwungen und, bis auf die Verwaltung von Hongkong als des eigenen Besitzes, in äußerst liberaler Weise allen die Vorteile zugänglich gemacht zu haben, die es bei verschiedenen Anlässen selbst für sich errang. Die erste Beteiligung Deutscher an dem Handel in China geschah völlig unter dem Schutz der britischen Flagge. Erst durch den am 2. September 1861 mit China abgeschlossenen Vertrag von Tientsin sicherte Preußen für sich und alle Staaten des Zollvereins die gleichen Rechte, welche England und andere Staaten bereits erworben hatten. Eine Gesandtschaft in Peking und Konsulate an den Vertragshäfen wurden für deren Wahrung errichtet. Den Einzelflaggen der Seefahrenden

unter den Zollvereinsstaaten folgte diejenige des Norddeutschen Bundes und, nach dem großen Krieg, die Flagge des Deutschen Reiches. Damit begann der Aufschwung von Deutschlands Beteiligung an Handel und Schiffahrt in ganz Ostasien mit schnelleren Schritten zuzunehmen.

Die Handelshäuser hatten ihre Heimstätten in dem wohlgesicherten Vertragshäfen, wenn auch bis vor kurzem ausschließlich (und auch jetzt noch beinahe so) auf dem Grund und Boden anderer Mächte, und die meisten besaßen eine Zweigniederlassung in Hongkong, wo der Schutz ein noch vollkommenerer war. Die Schiffe der deutschen Reedereien fanden in den Häfen gastliche Aufnahme, und sie wurden in den fremden Docks zugelassen, wenn sie der Verbesserung bedurften, mußten aber manchmal die Zeit abwarten, bis sie an die Reihe kamen. Dies galt auch für die Schiffe der Kriegsmarine. Für sie in erster Linie war die Befreiung von dieser Abhängigkeit durch Besitz eines eigenen Heims begehrenswert und wurde mehr und mehr zum dringenden Erfordernis. Eine eigene Kohlenstation, eigene Docks und eigene Niederlagen von allem, was für die Ausrüstung der Schiffe erforderlich ist, und was immer nach anderen Richtungen zur Begründung einer auch gegen Angriffe gesicherten Heimstätte gehört, mußte angestrebt werden. Es sind dieselben Motive, die einst England dazu geführt hatten, Hongkong zu erwerben, und es gibt nächst Singapur kein glänzenderes Beispiel, als der Besitz dieser ehemals öden Felsinsel, um den Erfolg zu zeigen, den eine solche Station unter richtiger Leitung als Stützpunkt einer auf Hebung ihrer Handelsinteressen bedachten Macht haben kann. Hongkong und Singapur beweisen auch am deutlichsten, daß es zur völligen Erreichung dieser Zwecke nicht eines ausgedehnten Landbesitzes bedarf, sondern nur eines für die notwendigen Hafenanlagen und Befestigungen ausreichenden Areals.

Was zu suchen war, ist in erster Linie: ein vor dem Andrang der Meereswellen gesicherter Hafen, groß genug für alle zu erstrebenden Zwecke, mit leichter Zufahrt und günstigem Anfergrund, und nicht allzu schwer zu befestigen. Sodann sollte er sich in möglichst geeigneter geographischer Lage zu dem von ihm zu schützenden Handelsgebiet befinden und gesundheitschädlichen Einflüssen möglichst wenig ausgesetzt sein. Auch muß Raum für die Errichtung von

Docks und für diejenigen Baulichkeiten vorhanden sein, die jeweilig erforderlich oder wünschenswert sind und sich, je nach der Weite des in Aussicht genommenen Ziels, bis zur Anlage einer großen Stadt steigern können.

Wo alles dies gegeben ist, kann eine nationale Heimstätte für Kriegsschiffe und Handelsschiffe, zugleich ein Freihafen für alle Nationen, angelegt werden. Aber die Kosten der Anlage würden in allen Fällen sehr hoch sein; und wenn nichts weiter erreicht würde, könnte man wohl fragen, ob die zu erzielenden Vorteile nicht doch zu einem ungünstigen Verhältnis zu dem Aufwand von Mitteln stehen würden. Es war daher außerdem an den zu erwerbenden Stützpunkt die unbedingte Anforderung zu stellen, daß er sich selbst zu erhalten fähig sei, d. h. es mußte der zu wählende Ort geeignet sein, den Handel in großem Maßstab an sich zu ziehen und sich zu einem Verkehrsplatz hohen Ranges entwickeln zu lassen. Das kann auf verschiedene Weise geschehen, je nachdem die Station auf einer Insel liegt oder auf dem Festland. Eine Inselstation, wie Hongkong, bietet den Vorteil, daß sie sich nicht gegen Angriffe von der Landseite zu schützen hat und daher ihre Verteidigungswerke nur gegen die Seeseite zu richten braucht, aber auch den Nachteil, daß sich nicht Binnenlandwege, vor allem Eisenbahnen, anschließen lassen. Ihr Hinterland ist in erster Linie die Küste, nicht das Binnenland. Soll sie sich selbst erhalten, so ist sie daher darauf angewiesen, den Mittelpunkt eines ausgedehnten Seeverkehrs zu bilden. Sie muß eine ausnehmend gute Lage haben, um als Brennpunkt für das Zusammenströmen der Exporte und das möglichst vielseitige Ausstrahlen der Importe zu dienen. So vorzüglich Hongkong dieser Aufgabe entspricht und so weise die Insel im Jahre 1842 mit Rücksicht auf den damals in Kanton konzentrierten Handel eines großen Teils des chinesischen Reiches gewählt worden ist, würden doch bis vor kurzem, ehe Schanghai seine jetzige gesicherte Größe erreichte, die Tschusaninseln sie noch ungleich großartiger erfüllt haben. Hier hätte sich unter wahrhaft idealen Verhältnissen ein Zentralpunkt des Handels für das ganze östliche Asien entwickeln können. Noch dreißig Jahre später wäre es Zeit gewesen, hier einzusetzen und ein Emporium von höchster Bedeutung zu begründen.

Anderes verhält es sich mit einer festländischen Station. Diese

hat zwei Gesichter, eines nach der See und eines nach dem Binnenland gerichtet. Nach der ersteren Richtung kann sie, wie Schanghai zeigt, die Funktionen der Inselstation im wesentlichen ausüben, indem viele Waren zur See nach ihr gebracht werden, um zum Teil wieder zur See, entlang der Küste und nach Gegengestaden, verteilt zu werden. Bei der Richtung nach der Binnenseite kommt es darauf an, daß sich ein ausgedehntes Hinterland darbietet, welches ergiebig an Gegenständen der Ausfuhr und aufnahmefähig für solche der Einfuhr ist, und daß der Transport der Handelsgüter bis in große Fernen leicht und billig geschehen kann. Wesentlich ist es, daß die Lage des Ortes im Brennpunkt der durch den Verkehr zu erzielenden Bewegung vollkommen genug sei, um keinem anderen Ort den Vorrang zu gestatten.

Bei oberflächlicher Betrachtung möchte es scheinen, daß entlang einer durch $18\frac{1}{2}$ Breitengrade sich erstreckenden Küste, die in einem großen Teil ungemein reich an Meeresbuchten ist und das volkreichste aller Länder begrenzt, ein Ort, der allen diesen Bedingungen entspricht, leicht zu finden sein sollte. Und doch hat es sich gezeigt, daß es nur einen gab. Und dieser ist Kiautschou. Fast allgemein war in den nun vergangenen Jahrzehnten die Meinung dahin gerichtet, es müsse ein Stützpunkt an den vegetationsreichen und landschaftlich schönen Küsten des südlichen China gesucht werden. Es sind, um nur die in den Tagesblättern viel genannten und von autoritativer Seite empfohlenen Plätze anzuführen, besonders Formosa, die Insel bei Amoy und die Bucht von Samsah, nördlich von Tutschou, vorgeschlagen worden. Allein mit dem Besitz von Formosa hätte man ganz andere Ziele verbinden müssen. Es wäre mit seinen drei Millionen Einwohnern schwierig zu verwalten und zu beherrschen, hat keinen guten Hafen, ist von den wichtigeren Plätzen Chinas weit entfernt und würde ein kostbarer und unsicherer Besitz sein. Die in Betracht gezogenen Orte an der Südküste aber entsprechen sämtlich keiner der geforderten Bedingungen. Es hat sich wider Erwarten gezeigt, daß sie nicht einmal als sichere Häfen brauchbar sind. Gelänge es aber auch, einen solchen zu finden, so könnte man zwar eine Kohlenstation errichten und sie mit großen Kosten befestigen; aber ein Handelsplatz würde niemals entstehen, und daher würde nie ein Entgelt für die Ausgaben zu erlangen sein. Wohl würden diese

Plätze einem, wie wir gesehen haben, wirtschaftlich gut aufgeschlossenen Land vorliegen. Aber keiner hat ein weiteres Hinterland; bald ist dessen Grenze erreicht. Auch würden die Exporte, selbst aus dessen engerem Bereich, einem neu zu begründenden Ort nicht zufließen, da jedes Tal bereits einen althergebrachten Zielpunkt des Verkehrs hat. Einen weiteren Verkehr an der Küste würde aber keiner dieser Orte an sich zu ziehen vermögen; denn Hongkong und Schanghai genügen als Sammelpunkte ersten Ranges, und selbst solche vom zweiten Rang sind hinreichend vorhanden. Von den großen ergiebigen Teilen von China würden alle an der Riastküste vorgeschlagenen Punkte weit entfernt liegen.

Wenn somit bei ernstlicher Erwägung das südliche China ganz außer Betracht bleiben mußte, so war auch das Gebiet der Yangtse-Mündungen ausgeschlossen, da hier das internationale Schanghai alle Funktionen eines Emporiums ausübt, und die Tschusaninseln, abgesehen davon, daß eine Niederlassung heute, selbst mit Aufwand großer Kosten, kaum noch zu der Bedeutung gebracht werden könnte, die sie früher leicht hätte erringen können, aus politischen Gründen nicht in Frage kommen durften. Es konnte also das Augenmerk nur auf das nördliche China gelenkt werden, und da hier von Tientsin selbstverständlich abzusehen war, so blieb nur Schantung, und dort ist es Kiautschou allein, das allen Anforderungen genügt. Wir haben der Rolle gedacht, die der Ort in begrenztem Umfang in früheren Zeiten gehabt hat, und auch bereits erwähnt, daß sie gegenwärtig fast auf nichts herabgegangen ist. Dies ist auch wohl der Grund, weshalb er nicht als Einlaß für den Fremdhandel begehrt worden ist. Aber die Bedeutung von Kiautschou liegt nicht in der Gegenwart, sondern in der Zukunft, d. h. in der Eröffnung des Inneren durch verbesserte Verkehrsmittel, nämlich durch Anlage von Eisenbahnen.

2. Der Hafen von Kiautschou und die Gründung einer deutschen Niederlassung an ihm.

Die Auslotung und Vermessung der Bai von Kiautschou, die kartographische Aufnahme ihrer Umgebung, die Beschreibung durch berufenerer Federn solcher, die dort länger gewohnt und das umliegende Land näher kennen gelernt haben werden, und photographische Auf-

nahmen der Landschaft werden bald ein vollständiges Bild des neuen deutschen Besitzes in China geben. Energisch, und doch mit weiser Mäßigung, wurde bei der Besetzung gehandelt; nur das Notwendige wurde beansprucht. Denn was Deutschland braucht, ist nicht ein Land zur Verwaltung, sondern eine Heimstätte für seine Schiffe und ein möglichst gesicherter Anstapunkt für wirtschaftliche und Handelsunternehmungen. Tatkräftig wurde alles in die Wege geleitet, um die ersten vorbereitenden Schritte für die in Aussicht zu nehmende Entwicklung zu tun. Hohes Geschick und zielbewusstes Auftreten bezeichnen die diplomatischen Schritte in Peking, welche den Erwerb und seine rechtlichen Verhältnisse zu sichern und die Wege für wirtschaftliche Unternehmungen zu ebnen hatten. Es ist zu hoffen, daß Tatkraft und Einsicht den Maßnahmen nicht fehlen werden, welche die Privattätigkeit wird ergreifen müssen, um unter dem Schutz der deutschen Verwaltung die weiteren Schritte für die Begründung und den Ausbau einer Handelsniederlassung, für die Herstellung von Verkehrslinien nach dem Inneren, sowie für die wirtschaftliche Hebung des Landes im allgemeinen zu tun und die Sicherung eines Gewinnes für deutsche Interessen aus den dem chinesischen Reich und Volk aus solcher Hebung zunächst zufallenden Vorteilen zu erzielen.

Was sich uns jetzt bietet, ist nicht ungünstig, aber durchaus nicht besonders verlockend. Aus den britischen Admiralitätskarten, den älteren Beschreibungen von Williamson und Markham und den neueren Zeitungsberichten vermögen wir uns ein Bild zu gestalten. Ein etwa 1100 m hohes, kahles Gebirge, mit nackten, zackigen Felsgipfeln, der Lauschan, erhebt sich aus dem Meer. Es ist berühmt wegen seiner vielen Tempel, seiner Heilkräuter und geschätzten Steine, die wahrscheinlich nur Bergkristall sind. Westwärts trägt das Gebirge niedere Gipfel, darunter den Lungshan oder Drachenberg, der dem deutschen Gebiet angehört. Seewärts fällt es mäßig steil nach einer mit kleinen Felsvorsprüngen besetzten Küste ab. Nach dem inneren Becken dacht es sich zu sanfterem, besser bewachsenem, hügeligem Gelände ab. In den kleinen Tälern ringsum liegen zahlreiche Dörfer, deren Bewohner Feldbau treiben. Das Gebirge endet nach Westen in einem hügeligen Ausläufer, der nach der Seeseite das Dorf Tsingtau trägt. Hier ist ein äußerer Ankerplatz, gut geschützt in der Zeit des winterlichen Monsuns, aber im Sommer dem Andrang

der Wellen von Süden her ausgesetzt. Lihungtschang hat auf den Rat und mit Hilfe eines hervorragenden Deutschen hier Festungswerke und einen Anlegeplatz für Dampfer zu errichten begonnen. Südlich gegenüber von Tsingtau endet ein anderer hügeliger Ausläufer, der sich dem ersten von Südwesten her entgegenstreckt und das Ende eines langen, aber minder hohen Gebirgszuges ist. Die Versenkung des Tales, in welchem einst ein Fluß das Gebirge durchnagt hat, gestattet es dem Meer, zwischen den ehemaligen, jetzt in den beiden Ausläufern erkennbaren Talwänden nach dem inneren Becken durchzugreifen. Es ist dadurch eine 4 km breite Einfahrt geschaffen, deren Tiefen zwischen 20 und 40 m betragen. Die innere Bucht ist ein Kreis von ungefähr 22 km Durchmesser. Außer den Hügeln an der Südostseite hat sie flache Ufer; denn sie ist in das niedere Gelände des Kiaulaibeckens eingesenkt. Zwei Felsinseln erheben sich daraus: links eine kleine, bisher Tschiposchan genannt, für die die Marine den Namen Hwangtau amtlich festgesetzt hat, halbrechts eine größere, Yintau, d. h. die Silberinsel, die hoffentlich bald diesen Namen statt des auf den britischen Seekarten angewandten „Potato-Insel“ zurückerhalten wird. Sie ist, wie es scheint, durch Anschwemmungen an der Nordseite landfest geworden, so daß sie wie eine Zunge die Rundung der Bai unterbricht. Die genannte Karte zeigt, daß der Grund von mehr als 5 Faden oder 9 m Wassertiefe von der Einfahrt aus einerseits in einem großen rundlichen Becken nördlich von Hwangtau fortsetzt, andererseits eine vom Eingang nach Nordnordost gestreckte schmale Rinne von 7 km Länge und $1\frac{1}{4}$ km Breite erfüllt. Diese Rinne zieht in derselben Richtung, allmählich auf $5\frac{1}{2}$ m herabgehend, noch weitere 7 km fort und endigt im Südosten der Halbinsel Yintau. Dort ankern die Dschunken im Schutz vor den gefährlichen Nordwestwinden. Die Ausdehnung des Tiefgrundes ist, sofern die britische Karte von 1866 noch heute richtig ist, für alle Bedürfnisse ausreichend. Sieht man von dem größeren Raum bei Tschiposchan ab, so kommt die Tiefenrinne dem Kieler Hafen an Länge und Breite ungefähr gleich. Ihre Lage ist günstig im Verhältnis zur Einfahrt, da sie sich ihr anschließt, aber hat auch ihre ungünstigen Merkmale. Denn zunächst reicht sie an der Südostseite nicht ganz bis an die Abfälle von Lauschan heran; es bleibt ein an Breite wechselnder Streifen seichten Grundes. Dann wird

im Nordwesten der Tiefgrundstrecke bald die Wassertiefe gering, und flaches Wasser dehnt sich weithin aus bis an die schilfbewachsene Zone, welche die unbestimmte Grenze zwischen Hoch- und Niedrigwasser bezeichnet. Die Weite der Bai, in welcher nördliche Winde unbequemen Seegang erzeugen können, ist das ungünstigste Moment; demnächst folgen betreffs der Ungunst die ausgedehnten Seichtgründe, welche die freie Schiffsbewegung hindern. Ihr Nachteil wird gemildert durch die grandige Beschaffenheit der Sedimente, und vielleicht durch die Möglichkeit, deren weitere Anhäufung in Gestalt schützender Wälle zu erzwingen. Dort, wo das hügelige Vorland des Lauschan an das Flachland grenzt, liegt Nükukou, ein kleiner Ort mit unbedeutendem Handel. Von ihm aus führt durch fruchtbares, gut bebautes Land eine Fahrstraße nach Tsimo-hsien, der hübsch gelegenen Hauptstadt des Kreises, zu dem das Lauschengebirge gehört. Nach der Beschreibung von Williamson, die durch neuere photographische Ansichten bestätigt wird, ist sie ärmlich und macht einen etwas verfallenen Eindruck. Sie besitzt keinen größeren Handel und hat nur kleine Kramläden. Aber die Mauern und Tore sind gut erhalten, und die Hauptstraßen zeichnen sich durch die ungewöhnliche Zahl von Pailöns aus, die in den Hauptstraßen in Reihen hintereinander geordnet sind.

An das flache Schilfufer schließt sich nach außen ein breiter Streif von sandigem, salzreichem Land, in dem Salz durch Verdunstung gewonnen wird; erst hinter diesem folgt der angebaute Boden. Hier kommen wir im ganzen Umkreis zu zahlreichen Ortschaften, unter denen die größte die alte Stadt Kiautschou ist. Sie soll noch die Spuren ihrer früheren Bedeutung tragen. Williamson, der sie besuchte, fand die Bewohner unfreundlich gesinnt, weil sie in ihm, wie er meint, einen Vertreter des fremden Volkes sahen, das ihnen durch Anlage von Tschifu den Handel geraubt hatte. Noch immer bestand, wie er und Markham berichteten, etwas Handel; aber die Leichter vermochten die Fracht von den Dschunken nur noch bis zu einem an dem kleinen Fluß von Kiautschou gelegenen Platz Tapotur zu bringen. Auch dorthin kamen sie nur mit Hilfe der Flut; die Ebbe ließ sie auf dem Trocknen sitzen. Für die Zukunft ist die Stadt wegen ihrer Lage belanglos. Williamson kam dadurch zu dem irrigen Schluß, daß auch die ganze Bai von Kiautschou von geringem Wert sei und

als Ausgangspunkt von Eisenbahnen anderen Plätzen in Schantung bedeutend nachstehe; doch hat er diese nicht genannt.

Es wird sich schon bald darum handeln, an der zweckmäßigsten Stelle die ersten Schritte zur Anlage einer neuen Niederlassung zu tun, die der Sitz der Verwaltungsbehörden und des Handels, sowie der Ausgangspunkt der Eisenbahnen sein wird. Unzweifelhaft wird Tsingtau seine Bedeutung als äußerer Hafentort behalten und ausgebaut werden. Aber der Hauptplatz wird selbstverständlich am Nordwestfuß des Lauschangebirges liegen, dort, wo die Rinne tiefen Wassers dem Vorland desselben am nächsten kommt. Wenn man fragt, was hier werden kann, so gibt Hongkong den besten Anhalt. Ober als der Lauschan war, nach früheren Beschreibungen, die Insel, als die Engländer sie 1842 übernahmen; ihre Größe ist geringer als der deutsche Teil jenes Gebirges. Und doch haben die Engländer auf Hongkong einen paradiesisch schönen Ort geschaffen. Südliches Klima und reichlicher Regen haben dazu geholfen. Aber diese Vorzüge waren immer da; was neu hinzu kam, das ist der hervorragende Sinn der Engländer für die Verbindung des Zweckmäßigen und Nützlichen mit dem Angenehmen und Schönen, der sich in ihrem Mutterland überall ausspricht. Ebene Fahrstraßen sind den Felsen abgerungen; eine vorzüglich angelegte, an den Abhängen des Berges terrassenförmig ansteigende Stadt von Prachtbauten ist hervorgezaubert; Befestigungen, Docks, Hospitäler, darunter ein Sanatorium auf dem Gipfel des Inselberges, und alles, was für ein kleines, aber vornehmeres Staatswesen erfordert wird, ist in Vollendung vorhanden; hohen Ansprüchen an die Behaglichkeit des Lebens ist genügt; die Natur ist verschönert, herrliche Gärten und Haine sind in den Bergnischen erstanden. Und doch waren in den ersten Jahren die Fortschritte gering gewesen. Die wesentlich chinesische Bevölkerung betrug 1848 erst 24 000; aber sie stieg dann schnell und war 1855 auf 72 000 gewachsen. Jetzt ist sie über 250 000. Auch der Handel stieg im Anfang langsam, und erst im Jahre 1855 wurde die Kolonie bezüglich ihrer Verwaltungskosten vom Mutterland unabhängig. Der Handel beträgt jetzt über 400 Millionen Mark jährlich. Die oberste Verwaltung ruht in den Händen eines Gouverneurs, der als Statthalter der Königin einen hohen Grad von Unabhängigkeit in seinen Anordnungen hat.

Der Lauschan hat den Vorteil eines gesünderen Klimas und eines sehr viel günstigeren Geländes an seiner Nordwestseite und seinem westlichen Vorsprung, daher auch viel besserer Bedingungen zur Anlage einer Handelsstadt und zerstreuter Niederlassungen in ihrem weiteren Umkreis voraus. Baumaterial der verschiedensten Art ist, abgesehen von Zimmerholz, reichlich vorhanden. Außer dem Gneißgranit des Lauschan werden die zu Quadersteinen geeigneten globulitischen Kalksteine, der Marmor nahe gelegener Orte an der Südküste und die von General von Hanneken zum Bau der Festungswerke von Port Arthur eröffneten Steinbrüche von Schitau, am äußersten Ostvorsprung von Schantung, zu berücksichtigen sein. Sandstein wird sich jedenfalls leicht beschaffen lassen. Zement wird zunächst noch aus den englischen Werken im Süden zu beziehen sein, bis man unter den mannigfaltigen Gesteinen und Erden von Schantung geeignetes Material zur eigenen Herstellung gefunden haben wird. Nach Aussage von Sachverständigen fehlt es nicht an gut gelegenen Plätzen zur Errichtung von Docks, und wird die Befestigung keine ernstlichen Schwierigkeiten machen; kurz, für Bauten jeder Art ist reichlich Raum, Gelegenheit und Material vorhanden, und das fehlende Holz wird von außerhalb zu nicht beträchtlichen Kosten beschafft werden können.

Zur Verschönerung durch Baumwuchs kann viel geschehen. Subtropische Gewächse, wie in Hongkong, werden sich allerdings nicht ziehen lassen; aber es wird nicht schwer halten, die Hügel, wo sie nicht aus nacktem Gestein bestehen, mit einem grünen Kleid zu überziehen. Die Beschaffung von billigem Brennmaterial wird dieses von selbst hervorzaubern. Dazu kann die menschliche Hand leicht nachhelfen. Der Obstbau, der in Tschifu so vorzüglich gedeiht, seitdem Herr Nevius edle Sorten aus Amerika eingeführt hat, wird hier einen guten Boden finden; längst erfreuen sich die Birnen aus den Tälern des Lauschan eines hohen Rufes bei den Chinesen. Für den Bau der Rebe werden die Verhältnisse kaum ungünstiger sein als in Tschifu, und das Klima wird für alle in Deutschland gepflegten Ziersträucher und Nutzbäume geeignet sein.

So erscheinen die Bedingungen zur äußeren Ausgestaltung des Platzes und zur Begründung einer Handelsstadt von jeder Größe äußerst günstig. Der Europäer wird sich hier wohl befinden.

Wenn auch im Januar und Februar die rauhen Nordwestwinde unbehaglich sind, so beweist doch die fast völlige Eisfreiheit der Bai, daß die Winter nicht zu kalt sind, und in den heißen Monaten Juli und August wird man hier angenehmer leben können, als an irgend einem anderen Wohnsitz der Europäer in China. Ist es am Nordgehänge des Lauschan zu heiß, so wird man Sommerfrischen in verschiedenen Höhen an seiner Südseite und an dem Vorsprung von Tsingtau haben können, wo der sommerliche Monsun erfrischende Seewinde bringen muß. Vermutlich werden die Gestade in der heißen Jahreszeit eine gesuchte Zufluchtsstätte für die Fremden aus allen chinesischen Hafenplätzen sein. Die Verbindung einer ausgedehnten, dem Meer zugewandten Kolonie von Villen und Gasthäusern mit der an der Seite der Bai neu zu gründenden Handelsstadt durch elektrische Bahnen und Fahrstraßen wird leicht herzustellen sein. Es hat bisher an einem solchen Ort in China gefehlt. Die Seebäder von Tschifu waren ein Notbehelf; man suchte Erfrischung in den schön gelegenen Tempeln bei Ningpo oder auf der Insel Butu im Tschusanarchipel oder ging nach Japan hinüber. Der unter deutschem Schutz und unweit der neu zu gründenden Hafenstadt gelegene Süabhäng des Lauschan wird den Bedürfnissen vermutlich in idealer Weise entsprechen, wenn Pflanzungen und Wohnhäuser vorhanden sein werden.

Auch dürften die deutschen Anlagen um den Lauschan bestimmt sein, als Zufluchtsstätte für Kranke zu dienen. Denn außer der Unnehmlichkeit während des größeren Teiles des Jahres dürfte es ein gesünderes Klima als hier an den Küsten von China nicht geben. Die Niederung an der Nordseite der Bai gilt zwar, wie Williamson sagt, als im Sommer nicht gesund; doch wird dies der Versumpfung in der heißen Jahreszeit und der Unreinlichkeit in den Dorfstraßen zuzuschreiben sein. Solche Zustände sind an einem gut gebauten Ort an dem Bergufer der Bai nicht zu erwarten. Allerdings wird es einige Zeit währen, ehe die Erkenntnis durchgedrungen sein wird, daß man in China, abgesehen von den Quellen in Gebirgen, nirgends ungekochtes Wasser trinken darf. In einem Land, wo jedes kleinste Wässerchen abgeleitet wird, um zur Verieselung verwandt und, nachdem es hier stagniert hat, den Bächen zurückgegeben zu werden, wo die Leichen der Verstorbenen auf den Feldern vermodern, und

bei der dichten Bevölkerung allenthalben Motive zur Verunreinigung vorhanden sind, ist besonders in der warmen Jahreszeit das Wasser schädlich und kann Dysenterie und andere Krankheiten verursachen. Die Chinesen haben dies seit uralter Zeit kennen gelernt. Die Erfahrung hat sie auf den Genuß eines heißen Aufgusses von aromatischen Blättern gebracht. Denn da das abgekochte Wasser an sich ihnen nicht behagte, so kamen sie darauf, ihm Geschmack zu geben, und sie hatten das Glück, in dem Teeblatt einen Stoff zu finden, der außerdem die Eigenschaft der Anregung und Kräftigung hat. Der Teegebrauch ist aber keineswegs allgemein; viele Surrogate werden angewandt, besonders wo, wie im nördlichen China, Tee nicht gebaut wird; auch genießt man hier heißes Reis und Hirsewasser. In den Südprowinzen, besonders in Tschekiang, fand ich die Einrichtung, daß an den am meisten begangenen Wegen, wo ein beständiges Hin- und Herziehen von Lastträgern stattfindet, hier und da eine offene, überdachte kleine Halle angebracht ist, wo große Kübel mit kaltem Aufguss von Tee oder einem angenehmen aromatischen Teesurrogat stehen. Daneben hängen einige Schöpfer mit langem Stiel. Gewöhnlich sieht man in einer Nische ein kleines Bild der heiligen Mutter oder eines anderen Heiligen. Jede dieser Stätten der Labe, deren unbeschreibliche Wohlthat bei Fußwanderungen in der entsetzlichen Hitze des Juli und August ich oft dankbar erprobt habe, ist die Stiftung eines Wohltäters. Von den Erträgen desselben Kapitals müssen die Gefäße beständig gefüllt gehalten werden. Die Benutzung ist völlig kostenlos. In Kiautschou wird das Bedürfnis nach Getränk in der heißen Jahreszeit ebenfalls sehr groß sein. Es dürfte sich empfehlen, dort besonders für die Mannschaften beständig reichliche Vorräte eines schwachen, in der Temperatur der Luft gehaltenen Teeaufgusses bereit zu halten. Die Leute werden sich bald an das erfrischende und der Gesundheit zuträgliche Getränk gewöhnen; und wenn es ihnen umsonst in beliebiger Menge zur Verfügung gestellt wird, wird es ihnen die Ausgaben für Bier, kohlenfaure Wässer und andere Surrogate des ungesunden Trinkwassers ersparen. Im Lauf der Zeit wird natürlich der Versuch zu machen sein, Wasserleitungen vom Gebirge her anzulegen.

Besondere Sorgfalt wird von vornherein darauf gerichtet sein müssen, die Chinesen in ihren innerhalb der europäischen Siedelungs-

orte gelegenen Sonderquartieren polizeilich zur Beobachtung strenger Vorschriften in Beziehung auf Anlage von Straßen und Gebäuden, sowie auf Reinlichkeit und Ordnung im Haus und auf der Straße anzuhalten. Man hat in Hongkong, und wohl noch viel mehr in San Franzisko, den Nachteil empfunden, der durch Mangel an Zwang entsteht. Sind die niederen Chinesen sich selbst ganz überlassen, so werden die Wohnstätten, wo sie dicht zusammengepackt leben, bald Herde von Unreinlichkeit und Krankheitskeimen. Das Talent, für den eigenen Vorteil die Schwächen auszubeuten, die sie an anderen entdecken, bringt Beziehungen zu den Schiffsmannschaften mit sich, die nicht zu deren Vorteil dienen. Man wird überhaupt bei Anlage der Hafenstadt, sowie bei den meisten Unternehmungen, den Vorteil haben, aus den bereits gesammelten Erfahrungen lernen zu können. Bei der Vorliebe des Deutschen für Wälder und Baumschatten wird man die sonst in fremden Niederlassungen begangenen Fehler vermeiden und beispielsweise von vornherein auf breite Straßen mit schattigen Bäumen das Augenmerk richten können; Raum dazu wird ausreichend vorhanden sein.

Ein Ehrenpunkt sollte es für die deutsche Verwaltung sein, Kiautschou auch zu einer Zentralstelle wissenschaftlicher Beobachtung und Forschung zu gestalten. Die geologische, botanische und agronomische Erforschung von Schantung sollte sich einer, wenn auch nur in allgemeinen Zügen gehaltenen Kartenaufnahme anschließen. Diese Arbeiten haben so viele praktische Beziehungen, daß sich ihre Unterstützung durch Bereitstellung von Mitteln und Anwerbung geeigneter Persönlichkeiten von selbst empfiehlt. Es könnte aber auch von Kiautschou als Stützpunkt die wissenschaftliche Erforschung nach weiteren Teilen von China ausgedehnt werden.

Sehr wünschenswert ist die Errichtung eines Observatoriums für meteorologische, magnetische und (wenigstens vorübergehend) astronomische Beobachtungen. Zunächst handelt es sich um die meteorologische Kenntnis von Schantung selbst. Dazu ist es erforderlich, ein Netz von Stationen für Regen- und Temperaturbeobachtungen einzurichten, die sich zweckmäßig über die Provinz verteilen. Sie lassen sich vielleicht bei den Missionen einrichten, wenn deren an einzelnen Orten festgesiedelte Vertreter in der Aufstellung der Instrumente und der Beobachtungsmethode unterwiesen werden.

Die Idee eines Wetterdienstes ist in China schon 1869 bei dem Zollamt angeregt und ihre Ausführung durch dasselbe begonnen worden. Doch hat dieses die Aufgabe niemals vollkommen gelöst. In sehr dankenswerter Weise wird sie jetzt durch Herrn Doberck, den Astronomen von Hongkong, besonders mit Rücksicht auf die Taifune, geleitet, und in Fikawei bei Schanghai sind durch die Jesuiten seit langer Zeit vorzügliche meteorologische und magnetische Beobachtungen angestellt worden. Aber noch fehlt eine allgemeine, systematische und zuverlässige Durchführung. Dazu ist vor allem eine mit den besten Instrumenten ausgestattete, von wissenschaftlich vorgebildeten Persönlichkeiten geleitete Zentralstelle erforderlich. Da ein sehr vollkommenes Telegraphennetz in den chinesisch-japanischen Meeren besteht, so könnte auf Grund internationaler Vereinbarung das Observatorium in Kiautschou sich nach dem Vorbild der Hamburger Seewarte zu einem wissenschaftlich-praktischen Institut ersten Ranges entwickeln. Aber weit darüber hinaus könnte das Observatorium zu einer zentralen Wetterwarte für die chinesisch-japanischen Meere heranwachsen. Die Interessen der deutschen Schifffahrt dort sind bereits groß genug, um dies nach der praktischen Seite zu rechtfertigen. Der wissenschaftliche Gewinn könnte daneben ein bedeutender sein.

3. Schlußbetrachtung.

So erblicken wir in Schantung ein Land, wo unter günstigem Klima Ackerbau, Bergbau und Industrie weit über ihren jetzigen Bestand hinaus entwickelt werden können, und wo eine übergroße Fülle billiger und intelligenter menschlicher Arbeitskraft vorhanden ist; ein Land, dessen Bewohner als die mannhaftesten und kräftigsten, vielleicht auch die charaktervollsten und bei richtiger Behandlung zuverlässigsten von China bezeichnet werden können. Wir sehen in Kiautschou einen Hafen, welcher den Schlüssel zur wirtschaftlichen und kommerziellen Beherrschung dieses Landes bietet, eine Eingangspforte, von der aus Eisenbahnen zur Erschließung aller seiner Teile mit Leichtigkeit angelegt, sowie die wirtschaftliche Hebung des Landes und die kulturelle Förderung der Bewohner geleitet werden können, und nach welcher bei zielbewußtem Vorgehen der Verkehr des größten

Teils des nördlichen China konvergieren muß. China selbst vermochte dies nicht zu erreichen und ließ die Provinz, welche sich rühmen darf, das Stammland seiner geistigen Koryphäen, eines Konfutsius und Mentzius und des Herzogs von Tschou zu sein, erstarren, wie jede andere. Während aber in einigen von diesen europäischen Einflüsse bereits den Beginn eines kleinen Umschwungs angebahnt haben, ist Schantung, bis auf die Tätigkeit der Missionare, davon beinahe ausgeschlossen geblieben.

Es ist ein Glück für China, daß eine befreundete Macht, welche mit dem Reich stets nur in friedlichem Verkehr gestanden hat und nicht den Besitz großer Machtgebiete erstrebt, sondern vielmehr die Integrität von China gewahrt wissen will, sich in dem Hafen festgesetzt hat und hier eine Stadt zu gründen im Begriff ist, von der aus sie, in erster Linie zum Zweck eigenen Nutzens, die Erschließung und Hebung von Schantung in die Wege leiten wird. An den Deutschen ist es jetzt, diese schöne und große Aufgabe zu lösen. Was sie in dieser Richtung tun, wird zunächst China zugute kommen, indem die Hilfsquellen und die Steuerkraft des Landes vermehrt, die Zolleinkünfte erhöht, die Bewohner kulturell gehoben und in ihrem Erwerb gefördert werden. Aber es soll und wird ihnen selbst Gewinn bringen, wenn sie mit derselben Tatkraft und Umsicht, mit der ihr Kaiserlicher Herr die Besitzergreifung angeordnet und durchgeführt hat, daran gehen, diesen Aufgaben materielle Mittel und geistige Kraft zuzuwenden. Bald wird voraussichtlich Schantung wissenschaftlich erschlossen sein, wie keine andere Provinz; denn, wie die Deutschen bereits in ihren Kolonien gezeigt haben, sind sie darauf bedacht, die Domänen, deren Verwaltung oder Beeinflussung sie übernommen haben, nach allen Richtungen hin zu untersuchen und ihre Hilfsquellen kennen zu lernen. Aber der Wagemut zu deren planmäßiger Entwicklung und Ausnutzung ist in der Regel hinter dem Forschungssinn weit zurückgeblieben. Möchte hier, wo die Aussichten auf Erfolg so gesichert erscheinen, wie es selten bei großen Unternehmungen in fernen Ländern der Fall ist, die praktische Erschließung mit der wissenschaftlichen Hand in Hand gehen. Den Anleihen von China ist das Kapital willig zugeströmt; in Schantung bietet sich für dessen Anlage ein größeres und besseres Feld, das sich noch bedeutend erweitert, wenn man es fest im Auge behält, daß die Sphäre

der wirtschaftlichen Interessen von Kiautschou nicht auf diese Provinz beschränkt ist. Der Hafen ist das natürliche Eingangstor für fernere, durch Schienenwege ihm zu verbindende Teile des nördlichen China. Wie weit die Sphäre reichen wird, läßt sich jetzt nicht übersehen; ihre Grenzen sind von mancherlei Umständen, insbesondere von der Konkurrenz einer Eisenbahn nach dem unteren Yangtse, abhängig, deren oben Erwähnung geschah. Aber voraussichtlich wird Kiautschou in nicht fernen Zeiten das günstigste und bleibende maritime Ausgangstor des nordost-chinesischen Eisenbahnnetzes sein. Der neu zu gründende Ort ist daher eines sehr großen Aufschwungs fähig und der Anlage beträchtlicher Kapitalien zu seiner Ausgestaltung würdig.

Man kann die Frage aufwerfen, ob die Erschließung von Schantung in allen Beziehungen zum wirtschaftlichen Vorteil von Deutschland gereichen und ob die Erweckung Chinas überhaupt aus seinem Schlaf den Interessen von Europa im allgemeinen günstig sein wird. Objektiv betrachtet muß die industrielle Entwicklung von China Besorgnis erregen. Dieses Gefühl hat wiederholt seinen Ausdruck gefunden, als man sah, wie Angehörige der fremden Mächte, meist zur Erzielung eines persönlichen Vorteils, seltener aus Motiven einer weit getriebenen Humanität, Schritte zu dieser Entwicklung taten, unbekümmert um die Erfolge, die sie nach sich ziehen könnten; wie sie den Kolos wehrfähig zu machen strebten und ihm die Waffen in die Hand gaben, deren ursprünglicher, wahnwitziger, noch zur Zeit meiner Reisen von den Chinesen als erreichbar angesehener Zweck die Abschüttelung des Joches der fremden Barbaren war; wie sie ihm, trotz seines heftigen Widerstrebens, die Anlage von Eisenbahnen, die Entwicklung der Kohlenschätze, die Herstellung von Eisenwerken, die Errichtung von Fabriken aufzudrängen suchten und schließlich einigen Erfolg dabei hatten. Wenn es schon dem kleineren Japan gelang, aus eigener Initiative in kräftigem Anlauf und raschem Aufschwung gleichzeitig eine achtungsgebietende Wehrkraft zu erlangen und den Völkern Europas durch Herstellung von Fabrikaten einzelne Gebiete des Weltmarktes zu entreißen, um wieviel mehr müßte das große und vollreiche China zu siegreichem Aufschwung nach beiderlei Richtung imstande sein. Zwar verhielt es sich dabei nicht aktiv, wie jene Macht, sondern es folgte dem Impuls von außen passiv, gegen seinen Willen. Aber bereits hat das Widerstreben nachgelassen; schon

haben sich dort einzelne Individuen zur Erkenntnis der zu erreichenden, unermesslichen Vorteile aufgeschwungen und tatkräftig industrielle Unternehmungen in die Wege geleitet. Die großen Dampfergesellschaften, die Kohlenbergwerke von Kaiping, die Eisenwerke von Hanyangfu und die Spinnereien bei Schanghai geben davon klare Beweise. China aber ist weitaus das größte Vorrathshaus an Arbeit, und an billiger, intelligenter Arbeit, welches die Erde besitzt. Weit mehr noch als in dieser Beziehung steht es Japan durch seine enormen Kohlen- und Eisenschätze voran. Kann es dazu gebracht werden oder sich dazu von selbst aufschwingen, die wichtigsten Güter für den Weltmarkt in einem seiner latenten Kraft entsprechenden Maß selbst herzustellen, so wird es mit denjenigen Fabrikaten, für welche die einfachsten mechanischen Handgriffe genügen und welche unter allen gerade die weiteste Verbreitung und daher die größte Bedeutung haben, auf immer weiteren Gebieten in siegreichen Wettbewerb mit den Nationen treten, die in langer, kampfreicher Entwicklung durch geistige Kraft die Methoden dazu erfunden und die Kunst bis vor kurzem allein ausgeübt haben.

Diese Ara hat begonnen, und sie muß unaufhaltsam voranschreiten. Denn das praktisch veranlagte Volk hat angefangen den Gewinn zu erkennen, den die westländischen Erfindungen ihm bringen. Wogegen es sich eben noch am heftigsten sträubte, das nahm einen schnellen Flug, sobald das Vorurteil dagegen überwunden war. Die ersten Telegraphendrähte, welche die Fremden für ihren eigenen Dienst legten, wurden stets zerschnitten, denn die festen Linien beunruhigten die Geister von Wind und Wasser; und die Eisenbahn von Wufung nach Schanghai wurde angekauft, abgerissen und außer Landes gebracht, angeblich, weil sie die Geister der Abgestorbenen, die auf den Feldern ruhten, störte. Als aber einige chinesische Telegramme durch den Draht gegangen waren, da waren die Föngschui versöhnt, und schnell war das ganze Reich von der Küste bis zur westlichen Grenze gegen Birma und Zentralasien und von Kanton bis zum Amur von Drähten durchzogen. Vor wenigen Monaten wurde die Eisenbahn von Tientsin nach Peking vollendet; mit der gesicherten reichen Dividende sind die Geister der Toten mit ihren Einwänden verstummt. Bald werden die Eisenbahnen wie Kristalle aneinander schießen. Und so wird es mit Kohlenwerken und Fabriken

gehen. Ist der materielle Vorteil erkannt, so verschwindet von selbst jedes Widerstreben.

Früher als der auf wirtschaftlichem Gebiet zu erringende Vorteil, war der Nutzen Kruppscher Geschütze, europäischer Hinterlader, starker Befestigungen, eiserner Panzerschiffe und zerstörender Torpedos erkannt worden. Aber es gab kaum ein Duzend Menschen in China, welche, wie Lihungtschang, davon durchdrungen waren, daß zur wirklichen Handhabung solchen Rüstzeugs eine wohldisziplinierte Armee gehört. Selbst der unglückliche Krieg mit Japan hat diese Einsicht nicht verschafft. Aber sie könnte kommen. Erscheinen auch die Chinesen im allgemeinen nicht als zum Kriegshandwerk geboren, so würde sich doch auch in dieser Beziehung die Verschiedenheit der Veranlagung der Bewohner der einzelnen Provinzen geltend machen; es scheint, daß aus den Mandschu und den Bewohnern von Schantung und Hunan eine ziemlich gute Truppe gebildet werden kann.

Angesichts des Aufschwungs, den die industrielle Entwicklung zu nehmen begonnen hat und der in militärischen Dingen im Bereich der Möglichkeit liegt, ist es im Interesse der am Welthandel beteiligten Nationen und der Gesamtheit der europäischen Mächte, nicht die passive Rolle von Zuschauern zu spielen, die sich auf wirtschaftlichem Gebiet sorglos, oder gar unter der gewinnlüchtigen Beihilfe einzelner Individuen ein Gebiet nach dem anderen entreißen lassen, sondern unter dem kräftigen Schutz eigener Machtmittel selbsttätig in den fortschrittlichen Gang einzugreifen und sich an dem mit der industriellen Entwicklung verbundenen Gewinn einen möglichst großen Anteil zu sichern, auf militärischem Gebiet aber auf der Hut zu sein und jeden Schritt zu überwachen. Die erste bedeutsame Etappe auf diesem Weg, Handel und wirtschaftliche Tätigkeit durch eine strategisch gefestigte nationale Stätte zu stützen, war Hongkong; denn die weit frühere Festsetzung der Portugiesen in Makao hatte längst ihre Bedeutung verloren. Von anderer Art war der Erwerb ausgedehnter Länder, welche ehemals zu China in dem Verhältnis der Abhängigkeit und Tributpflichtigkeit gestanden hatten, durch Frankreich. Denn sie lagen außerhalb des eigentlichen China, und das nächste Ziel ihrer Besitznahme war ihre eigene Beherrschung, Erschließung und Ausbeutung. Immerhin konnte von diesem Kolonialbesitz aus die wirtschaftliche Herrschaft über einen wichtigen Teil der Südprominzen

angestrebt und ein wirksamer politischer Druck in ganz Ostasien ausgeübt werden. Ebenfalls von anderer Art war die vertragsmäßig erzwungene Zulassung des Fremdhandels in zahlreichen Plätzen an der Küste und im Inneren. Denn damit wurde zwar ein ausgedehntes Eindringen gewinnbringenden Handels erreicht; aber es wurde auch jenes Eingreifen von Individuen in die industrielle Erschließung der Hilfsquellen von China befördert, von der sie selbst zwar im Anfang Gewinn ziehen, welche aber doch, wie die Erfahrung zeigt, schließlich nur noch den Chinesen Vorteil bringt und dadurch für Europa leicht verhängnisvoll werden kann. Eine zweite Etappe im Sinn der Erwerbung von Hongkong war erst die Besitznahme von Kiautschou. Schnell sind ihr weitere Schritte gefolgt. Der nächste wird durch Port Arthur und Taliénwan bezeichnet. Ihm schloß sich die wirtschaftlich wichtige Sicherung der Kohlenschätze von Schansi durch die anglo-italische Gesellschaft nebst der strategisch bedeutsamen Besetzung des Hafens von Weihaiwei durch England an, während im Süden Frankreich von seiner annamitischen Position aus auf chinesischem Gebiet festen Fuß faßte.

Noch ein anderer Umschwung hat sich im weiteren raschen Lauf der Ereignisse vollzogen. Durch die Jahrtausende der chinesischen Geschichte hindurch hat der Kaiser von China, welcher Nation er auch entstammen mochte, in seinen Augen und in denen seiner Untertanen als der Souverän aller Souveräne, als der höchste Herr auf Erden und weit erhaben über alle anderen Herrscher dagestanden. Zum erstenmal ist dieses uralte stolze Vorurteil gebrochen worden, als im Mai 1898 der Prinz Heinrich von Preußen in seiner Eigenschaft als Vertreter des deutschen Kaisers im Palast von Peking den Gegenbesuch des Kaisers von China, als eines Gleichstehenden, erhielt.

So sind im Verlauf weniger Monate die europäischen Interessen in Ostasien in ein neues Stadium getreten. Kräftiger als früher sind sie durch die in erster Linie daran beteiligten Nationen gestützt. Die wirtschaftliche Entwicklung von China wird mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts mächtiger gefördert werden, als je zuvor. Schummernde Schätze werden dem Boden entlockt, das verschlossene Innere bald in allen Teilen zugänglich gemacht, die unendliche Fülle latenter Arbeitskraft in zahlreichen Industrien zu gewinnbringender Betätigung gebracht werden. Aber wenn nicht

gleichzeitig eine Erhöhung der Wehrkraft der wimmelnden, durch Rasse, Tradition, Sprache, Schrift und Ahnenkultus zu einem geschlossenen Ganzen verbundenen Millionen erzwungen oder befördert wird, sondern die Macht in den Händen der Nationen bleibt, welche dem Land alle diese Vorteile bringen, und wenn sie geeinigt den Aufschwung mit starker Hand selbst leiten, dann wird dieser nicht in dem Maß, wie man noch vor kurzem befürchten mußte, ein Verhängnis für die Völker Europas sein, sondern zum wirtschaftlichen Aufschwung derjenigen unter ihnen beitragen, welche sich durch Intelligenz, Macht und Unternehmungsgeist eine führende Stellung in dem internationalen Wettbewerb auf dem ostasiatischen Schauplatz sichern. Die Festsetzung in Kiautschou kann ein Mittel dafür bieten, daß das Deutsche Reich sich unter den Siegern in diesem friedlichen Wettkampf befindet.

Anhang.

1.

Kurze Übersicht über den heutigen Stand unserer Kolonien.

1. Deutsch-Ostafrika.

Deutsch-Ostafrika ist die größte unserer Kolonien, es mißt fast doppelt soviel Flächenraum wie das Deutsche Reich, nämlich 995 000 qkm; es stößt unter 5° S. an den Indischen Ozean und reicht mit seiner Küste bis über 10° S. nach Süden. Von dort streicht die Grenze den Kuvuma aufwärts und erreicht scharf westwärts den Njassa-See, zieht an dessen Ost- und Nordufer entlang, von dort fast an das Südeinde des Tanganjika-Sees hinüber nach Westen und folgt dann nach Norden dem Ostufer des Sees und weiter am Rufiji entlang ebenfalls dem Ostufer des Kivu-Sees. Dort macht die Grenze einen Haken nach Osten und geht scharf ostwärts ungefähr unter 1° S. quer durch den Viktoria-Njansa bis Schirati, von da in gerader Linie, den Kilimandscharo umschließend nach SO und erreicht ungefähr unter 5° S. den Indischen Ozean.

Dies gewaltige Gebiet ist in 22 Bezirksämter und Militärbezirke geteilt: 1. Wilhelmstal (Usambara), 2. Tanga, 3. Pangani, 4. Bagamoyo, 5. Morogoro, 6. Dar es Salam, 7. Rufiji, 8. Kilwa, 9. Lindi, 10. Songea, 11. Langenburg (Njassa), 12. Ubidji (Ost- ufer des Tanganjika), und im Binnenlande 13. Mpapua, 14. Moschi (am Kilimandscharo), 15. Muanja, 16. Tabora; Militärbezirke:

17. Fringa, 18. Mahenge; Residenturen: 19. Bukoba, 20. Ruanda, 21. Urundi.

Der Sitz des Gouverneurs ist in Dar es Salam (vgl. Aufsatz Nr. 5).

Das Schutzgebiet ist im Norden, im ganzen Westen und Südwesten von den genannten gewaltigen Seen begrenzt; das Binnenland ist ein vom Meere nach Westen ansteigendes Hochplateau (vgl. Aufsatz Nr. 6), im Nordosten erhebt sich der gewaltige Kilimandscharo mit seiner Bergumgebung, näher am Meer liegt die gebirgige Landschaft Usambara, durch das Paregebirge mit dem höchsten Gebirgs- teil verbunden (vgl. Aufsatz Nr. 7). Gebirgig ist dann auch besonders der Südwesten des Schutzgebietes, die Njassaberge und ihre Fortsetzungen.

Das Landesinnere ist wasserarm (vgl. Aufsatz Nr. 6), in den Indischen Ozean fallen u. a. der Pangani, Wami, Rufiji, Ruwuma; in den Tanganjika fließt von Osten der Malagarassi (Sindi, Ugalla) (vgl. Aufsatz Nr. 6), in den Viktoria-Njansa der Ragera, der südlichste Quellfluß des Nils (vgl. Aufsatz Nr. 6).

An Eisenbahnen wird eifrig gebaut; freilich ist die Südbahn noch weit zurück, die Morogorobahn schon weiter fortgeschritten (vgl. Aufsatz Nr. 5), im Betrieb die Usambarabahn (vgl. Aufsatz Nr. 7) von Pangani über Tanga nach Mombo—Wilhelmstal.

2. Togo.

Die Kolonie Togo hat nur einen ganz schmalen Küstenstrich am Ozean von Lome bis Gr. Popo (50 km), erstreckt sich jedoch ungefähr zwischen dem 0° und 2° ö. L. v. Greenw. weit ins Hinterland hinein (von 6° N. bis ungefähr 11° N).

Der Sitz des Gouverneurs ist Lome, Bezirksämter befinden sich in Lome, Aneho und Misahöhe.

Das Land steigt hinter einem Küstengürtel, der Strandseen mit ungesunder Umgebung enthält, zu einem Gebirgslande mit Grassteppen und dichten Wäldern an (vgl. Aufsatz Nr. 9), die mannigfache Ausfuhrgegenstände liefern.

Die Küste ist schwer anlaufbar wegen des Brandungsgürtels; in Lome hat die neu erbaute Landungsbrücke den Verkehr außerordentlich erleichtert; sie war längst nötig (vgl. S. 119).

An der Küste entlang führt eine Küstenbahn von Lome bis Aneho; die Innenlandbahn ist im Bau (Lome—Agome—Palime).

3. Kamerun.

Die Kolonie Kamerun führt ihren Namen von dem blattartig ausgezackten Kamerun-Busen und der weiten Flußmündung, um die sich die Hauptfiedelungen Duala, Buca (Sitz des Gouverneurs) gruppieren; wenig westlich am Meere liegt der Haupthafen Viktoria, etwas nördlich Bibundi (vgl. Aufsatz Nr. 11). An die Küstenebene gliedert sich auch hier wie in Togo eine stufenweis nach innen ansteigende Hochebene an, nach dem Urwaldgürtel (vgl. Aufsatz Nr. 10) folgen Gras- und Buschsavannen von großer Fruchtbarkeit. Das Gebiet erstreckt sich im allgemeinen bis ungefähr zum 15° ö. L. v. Greenw. nach Osten und erreicht mit seiner Nordostspitze den Tschad-See. Leider sind die Flüsse des Landes Sänaga, Njông mit ihren Zuflüssen nicht durchweg schiffbar. Einzeln wächst aus der Küstenebene der gewaltige Kamerunberg (4070 m), das Wahrzeichen der Kolonie, und die Zuflucht für die Europäer aus der großen, dauernden Hitze. Eisenbahnen werden von Duala nach Südosten und Nordwesten geplant, in das Gebiet der Manengubaberge (im Bau) und in das sehr aussichtsreiche Südkamerun, das bisher nur von der Küste her (Longi, Kribi, Plantation) erreichbar war (vgl. Aufsatz Nr. 10). Bezirksämter sind in Viktoria, Duala, Edea, Kribi, neuerdings auch in Jaunde u. a.

4. Deutsch-Südwestafrika.

Die größte Kolonie in Westafrika hat eine gewaltige Küstenausdehnung (1500 km) vom Kunene (ca. 17° S.) bis zum Orangefluß (ca. 29° S.), nur die Walfischbai ist britisch. Nach Osten bildet der 20° ö. L. v. Greenw., von 22° S. der 21° ö. L. die Grenze, im Nordosten erreicht eine scharfe Spitze den Sambesi.

Das Land ist 1½ mal so groß als Deutschland. Es teilt sich ohne Schwierigkeit in vier scharf getrennte Provinzen. Die Küstenebene bildet einen wasserleeren Wüstengürtel, durch den erst die Bahn von Swakopmund einen glatten Durchgang geschaffen hat. Der Norden ist eine wasserreiche, fruchtbare Hochebene, das Damboland, die Mitte bildet das Damaraland, ein weites Berg- und Hoch-

Land (Waterberg), das von Swakopmund über Karibib—Windhuk von der Eisenbahn durchzogen wird. Der Süden ist das Groß-Namaland, eine ziemlich baumarme Hochfläche (darin Auas-, Karasberge), ohne Wasser. Der Osten geht in die jetzt vielgenannte Kaliharisteppe über (vgl. Aufsätze Nr. 12—14). Die Flüsse, selbst die Küstenflüsse, trocken die größte Zeit des Jahres aus.

Gepplant ist eine Bahn Lüderitzbucht—Kubub—Keetmanshoop (fertig bis Kubub); im Betrieb die Bahn Swakopmund—Otavi—Tsumeb.

Sitz des Gouverneurs ist Windhuk. Bezirke sind: Keetmanshoop, Gibeon, Windhuk, Swakopmund, Karibib, Outjo.

Das Land ist durch die jüngsten Aufstände (vgl. Aufsatz Nr. 14) schwer heimgesucht, sieht aber trotzdem einer guten Zukunft entgegen.

5. Deutschland im stillen Ozean.

a) Melanesien.

1. Kaiser-Wilhelmsland im Nordosten von Neu-Guinea. Der Sitz der Verwaltung ist Friedrich-Wilhelms-Hafen (vgl. Aufsatz Nr. 4).

2. Der Bismarck-Archipel umfaßt neben kleineren die beiden großen Inseln Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg. Auf der ersteren bildet die Gazellehalbinsel (Herbertshöhe) den Mittelpunkt. Besondere Gruppen sind die Admiralitätsinseln und die deutschen Salomonen (Buka und Bougainville).

b) Mikronesien.

3. Die Karolinen, Palau und Marianen (vgl. Aufsatz Nr. 4). Hauptinseln der Karolinen: Ponape, Yap (vgl. Aufsatz Nr. 15), der Marianen: Saipan, Tinian (vgl. Aufsatz Nr. 15).

4. Die Marshallinseln. Sitz des Landeshauptmanns war Jaluit (vgl. Aufsatz Nr. 15); gehören jetzt zu Neu-Guinea.

5. Von den Samoainseln sind deutscher Besitz Savaii und Upolu und kleinere Inseln; auf Upolu liegt der Hauptort Apia (vgl. Aufsätze Nr. 4 und 15).

6. Das Pachtgebiet Kiautschou in Ost-China.

Sitz des kaiserlichen Gouverneurs ist Tsingtau (vgl. den Aufsatz Nr. 16).

Sachregister.

A.

- Accada, kurbrandenburgische Befestigung in Westafrika.
 Adansonien, *Adansonia digitata*
 L. Affenbrotbaum.
 Adbang, Hafenort an der Mündung der Volta (engl.).
 Adele, Gebiet im Hinterlande von Togo.
 Adjuti, Gebiet im Hinterlande von Togo.
 Agome, Gebirge im Innern von Togo.
 Akassa, Hafen an der Nigermündung (engl.).
 Akpouso, Gebiet im Hinterlande von Togo.
 Amani, biologisch-landwirtschaftliches Versuchsinstitut in Usambara, D.= Ostafrika.
 Amboland, s. Ovambo.
 Apia, Hauptort auf Upolu (Samoa-inseln).
 Asaua, Bucht und Hafen auf Sawaii (Samoa-inseln).
 Aschantipfeffer (*Piper guineense*), westafrikan. Kletterstrauch.
 Askari, Polizeisoldat der Ostafrikanischen Schutztruppe.
 Atoll, ringförmige, niedrige Koralleninsel.

B.

- Bagamoyo, Hafenort gegenüber Sansibar, D.= Ostafrika.

- Bakoto (Mwelle), Negerstamm der Bantuvölker im Urwaldgebiet von Kamerun.
 Balinga, Ortschaft in Inner-Kamerun.
 Bane, Negerstamm in Süd-Kamerun.
 Barrungo, Negerstamm in Inner-Kamerun (s. Bati).
 Bastbanane, wahrscheinl. *Musa textilis*, liefert Musa- oder Manihahanf.
 Batanga, Negerstamm in Süd-Kamerun, zu den Bantu gehörig (Küstengebiet); auch Name eines Küstenflusses.
 Bati, Negerstämme im Innern von Kamerun (dazu gehören zum Beisp. die Barrungos).
 Benué, größter Nebenfl. des Niger, durchfließt Adamaua (Inner-Kamerun).
 Bibi, Frau.
 Bibundi, Pflanzung an der Küste von Kamerun, nördlich von der Kamerunmündung.
 Bipindi, Ortschaft in Süd-Kamerun.
 Bismarck-Archipel, Inselgruppe nordöstl. Neu-Guinea.
 Boehmeriapflanze, s. Kamie.
 Boy, Junge, Aufwärter, Diener.
 Brackwater, Station der Bahn Swatopmund — Windhof, D.= Südwestafrika.
 Buëa, Ort über der Kamerunmün-

zung, am Kamerunberg gelegen,
Sitz des Gouverneurs.
Buli, Negerstamm in Inner-Kamerun
(Südgrenze).

C.

Campo, Küstenort an der Südgrenze
von Kamerun.

D.

Dagomba, Gebiet im Hinterlande
von Togo.
Dar es Salam, Hauptstadt in D.-
Ostafrika.
Delebpalme, s. Seite 74—84.
D O A G Deutsch-Ostafrikanische Gesell-
schaft, s. S. 45.
Dorotheenschanze, kurbrandenburg-
gisches Fort in Westafrika s. Accada.
Duala, Negerstamm in Kamerun, zu
den Bantu gehörig; danach heißt der
Haupthafen und Eisenbahnmittel-
punkt an der Kamerunmündung;
der höher gelegene Teil der Euro-
päerstadt liegt auf der Fohplatte,
einer steil vom Fluß aufsteigenden
Anhöhe.

E.

Engler, N. schrieb Grundzüge der
Pflanzenverbreitung in Deutsch-Ost-
afrika und den Nachbargebieten; als
Teil des unter seiner Redaktion er-
scheinenden umfassenden Werkes: Die
Pflanzenwelt Ostafrikas.
Entomologie, Insektenkunde.
Epata, am Eiseb im Hereroland.
Epukiro, Fl. und Ort im Hereroland.
Evhé, Negerstamm im Süden von
Togo.
Eware, Wasserstelle im Hereroland.

F.

Feddán, ägyptisches Ackermaß =
0,40 ha.

Föngschui, (chines.) die Geister der
Toten.

G.

Ganas, im Hereroland.
Ghinebene, Hinterland von Togo.
Gerberakazie, *Acacia Catechu*
Willd. liefert Catechu (geschätztes
Gerbmateriale).
Gilbertinseln, südl. der Mar-
shallinseln im Stillen Ozean.
Gin, Vorrichtung zur Bearbeitung
der Baumwollernte.
Gobabis, Ort östlich von Windhut,
D.-Südwestafrika.
Göpel, stehende Welle oder Winde
zum primitiven Antrieb von Maschi-
nen oder Lasten.
Grootfontein, 1) Ortschaft und
Bezirk in Groß-Namaland, 2) Ort-
schaft südöstl. des Ovambolandes,
D.-Südwestafrika.
Groß-Friedrichsburg, kurbran-
denburgische Kolonie in Westafrika.
Guam, südl. Insel der Marianen
(Ver. Staaten).

H.

Haussa, Negerstaaten, die durch die
Kolonie Togo verstreut liegen.
Hawaii, die größte der Sandwich-
inseln im Stillen Ozean.
Headleute, Obmänner einer Träger-
kolonne.
Hemileia, ein Rostpilz (*Aecidion*
mycetes).
Hebea, Kautschukpflanze aus der
Familie der *Euphorbiaceae*.
Hidory, Ortschaft gegenüber Duala
an der Kamerunmündung.
Ho, Station und Mission im Binnen-
lande von Togo.

I.

Ibi, Ortschaft am Benué (Nigeria,
engl.).
Ilang=Ilang, s. Ilang.

J. (I)

- Jaluit, Hauptinsel der Marshall-Gruppe.
 Jam, Erdknollen von verschiedenen *Dioscorea*-Arten; Nahrungsmittel.
 Jap, große Insel der West-Karolinen (D.).
 Jaunde, Station in Süd-Kamerun; im Gebiete des gleichnamigen Negerstammes (Bantu).
 Joßplatte s. Duala.

K.

- Kaiser-Wilhelms-Land, deutsches Schutzgebiet auf Neu-Guinea.
 Kalkfontein, im Hereroland.
 Kandelaber=Cuphorbie, Wolfsmilchbaum.
 Kandume, Ort im Hereroland.
 Kardamom, *Elettaria Cardam.* und *Amomum angustifol.*, Früchte als Gewürz gebraucht.
 Karolinen, Inselgruppe im Stillen Ozean.
 Kebu, Gebiet im Hinterlande von Togo.
 Kiautschou, deutsches Pachtgebiet in Ost-China; über die frühere Stellung von Kiautschou und Tschifu vgl. Nicht-hofen, Schantung S. 252—56, über die jeweiligen Verhältnisse und die weitere Entwicklung geben die Denkschriften an den Reichstag vortreffliche Auskunft.
Kickxia africana, Kautschukbaum.
 Kilossa, Ort an der Straße von Dar es Salam nach Tabora, D.-Ostafrika.
 Kilwa, Hafenort im Süden der Kolonie D.-Ostafrika.
 Kimamba, Fluß, D.-Ostafrika.
 Kitta, Hafenort an der engl. Goldküste (Westafrika).
 Kongo-Konferenz, 1885 in Berlin,

- bildete den Kongostaat unter Souveränität des Königs der Belgier.
 Kopra, getrockneter Kern der Kokosnuß.
 Korogwe, Station der Usambara-Bahn, D.-Ostafrika.
 Kpemme, Plantage in Togo.
 Kribi, Hafenort in Süd-Kamerun.
 Kru, Negerstamm in Liberia (Westafrika).
 Kubas, Station der Bahn Swakopmund—Windhof, D.-Südwestafrika.
 Kurajini, Halbinsel bei Dar es Salam, D.-Ostafrika.
 K. W. K. = Kolonial-Wirtschaftliches Komitee zu Berlin.

L.

- L englisch = 20, 40 Mk.
 Landolfia (*fam. Apocynaceae*), daraus wird eine Art des Kautschuk gewonnen.
 Leichter, Transportfahrzeug zum Löschen der Ladung für Seeschiffe.
 Liberia, Negerrepublik in Westafrika, Hauptstadt Monrovia.
 Lindi, Hafenort im Süden der Kolonie, D.-Ostafrika.
 Lokundje, Fluß in Süd-Kamerun.
 Lolodorf, Station in Süd-Kamerun.
 Lome, Hauptort von Togo; hat jetzt entgegen S. 119 eine Seelandungsbrücke.
 Longi, Faktorei an der südlichen Kamerun-Küste.

M.

- Mabea, Negerstamm in Süd-Kamerun, zu den Bantu gehörig. (Küsten- und Urwaldgebiet).
 Malagaraßi, Fl. mündet von Osten in den Tanganjika-See, D.-Ostafrika.
 Manenguba, Gebirge in Kamerun, nördl. von Duala.
 Mangobaum (*Mangifera indica*),

- liefert Obst, genießbaren Samen, Nutzholz.
- Mangrove, (*Rhizophora mucronata*) Nutzholz.
- Manihot (*Glaziovii*), Euphorbiaceenart, liefert den Ceara-Kautschuk.
- Marianen, Inselgruppe im Stillen Ozean.
- Marshallinseln, im Stillen Ozean.
- Mazisbohnen, Samen von *Sassara-Cu* (*Monodora myristica*); daraus wird Öl bereitet.
- Mbam, Nebenfl. des Sanaga, Kamerun.
- Melanesien, die großen Inseln des Stillen Ozeans.
- Mikindani, Hafenort im Süden d. Kolonie D.-Ostafrika.
- Mikronesien, Kleininsellur im Stillen Ozean.
- Misahöhe, Ort im Innern von Togo.
- Mkatta, Fluß D.-Ostafrika, Zufluß des Wami.
- Mkomasi, Gebirgsbach in Usambara, D.-Ostafrika.
- Mlolo, Stat. in Süd-Kamerun.
- Mnjamwesi, ein Eingeborner aus Unjamwesi, Negerreich östlich des Tanganjika, D.-Ostafrika.
- Mohogo, Wurzelgewächs der Manihotarten (s. d.).
- Mombo, Station der Usambarabahn, D.-Ostafrika.
- Morogoro, projektierte Station einer Bahn von Dar es Salam, D.-Ostafrika.
- Mopua, Ort an der Straße zwischen Dar es Salam und Tabora, D.-Ostafrika.
- Mschenji, Wilde, Bezeichnung der Neger des Binnenlandes, D.-Ostafrika.
- Muanja, Ort und Gebiet im Süden des Viktoria Njansa, D.-Ostafrika.
- Mukondokwa, Nebenfl. des Wami, D.-Ostafrika.
- N.**
- Nauklustgebirge, im Groß-Namaland, D.-Südwestafrika.
- Ngilla, Ort und Negerfürst in Inner-Kamerun, vom Stamm der Wute.
- Ngumba, Negerstamm und Gebiet in Kamerun (Küsten- u. Urwaldgebiet).
- Njong, Fluß in Kamerun (Süd).
- Njuji, Stat. der Usambarabahn, D.-Ostafrika.
- Nojob, Zuflüsse des Orangesflusses.
- O.**
- Odumholz, Holz der *Clorophora excelsa* (*Moraceae*).
- Okahandja, Ort im Damaraland, D.-Südwestafrika; Kl. Okahandja im Hereroland.
- Okatawbaka im Hereroland, D.-Südwestafrika.
- Okatjekuri, Wasserstelle im Hereroland.
- Okombabe, Ort am Omaruru im Damaraland, D.-Südwestafrika.
- Okojondusu im Hereroland.
- Okowarumende, Wasserstelle im Hereroland.
- Okwindombo im Hereroland.
- Omahete (Sandfeld) östl. Hereroland, D.-Südwestafrika.
- Omaruru, Ort und Fluß im Damaraland, D.-Südwestafrika.
- Ombakaha im Hereroland.
- Omburo, Ort im Damaraland, D.-Südwestafrika.
- Omuramba (Regenfluß), Flüsse im Osten des Hererolandes.
- Omuramba = u = Omatako, Fluß im Norden des Hererolandes.
- Ondowu im Hereroland.
- Oparakane im Hereroland.
- Orlogsende, im Osten des Hererolandes.

Djombó=Windimbe, Wasserfelle im Hereroland.
 Djijhaënena, Ort im Hereroland am Nojob.
 Djimanangombe im Hereroland.
 Djimbinde im Hereroland.
 Djjinene im Hereroland.
 Dutzjo, Bezirkort im nördl. Damara-land, D.=Südwestafrika.
 Dvamboland, der nördliche Teil von D.=Südwestafrika.
 Dwifokorero, Ort und Gefecht, Damara-land, D.=Südwestafrika.
 Dwinaua=Naua, im Hereroland.
 Dz=Dmbu, Wasserfelle im Sandfeld, östl. Hereroland.

P.

Pailóus, Portale aus gehauenen Stein mit chinesischen Inschriften und Basreliefs zu Ehren tugendhafter Frauen.
 Palau, d. Inselgruppe im Stillen Ozean.
 Palme, s. im Auff. Nr. 6, S. 74–84.
 Pandanuspflanzen, den Palmen ähnliche Monocotylen mit Luftwurzeln.
 Pangani, Ort und Fluß in Usambara, D.=Ostafrika.
 Pango=Pango, Hafen auf Tutuila (Samoa-Inseln, Ver. Staaten).
 Pangwe, Negertamm in Inner-Kamerun.
 Papaya, Melonenbaum (*Carica Papaya*).
 Paradieskörner (*Grana Paradisi*), Samen von *Amomum Melegueta*.
 Philippinen, Inselgruppe im Stillen Ozean (Ver. Staaten).
 Pisang, Banane (*Musa paradisiaca*).
 Plantation, Faktorei und Küstenort in Süd-Kamerun.
 Pflanzen, Wehlbanane, Nahrung der Neger. (*Musa paradisiaca*).
 Ponape, Hauptinsel der Karolinen.

Porto Alegre, Stadt in Brasilien mit großer deutscher Kolonie.
 Pugu, Station der Morogorobahn, D.=Ostafrika.

R.

Ramie, Rohstoff von *Boehmeria nivea* (fam. *Urticaceae*) für die Textilindustrie.
 Rietfontein, Ort östl. des Hererolandes.
 Rota, fl. Insel der Marianen.
 Rusiji, gr. Küstenfluß D.=Ostafrikas, mündet gegenüber der Insel Masia.
 Rupie, gangbare Münze in den Kolonien (0,75 M.).
 Rusjisi, Fl. verbindet den Tanganyika mit dem Kivu-See.
 Ruwu (Pangani), Küstenfluß in Usambara, D.=Ostafrika.
 Ruwuma, Grenzfl. der d. Kolonie nach Süden, zum Indischen Ozean, D.=Ostafrika.

S.

Sadani, Hafentort gegenüber Sanfi-bar, D.=Ostafrika.
 Sägin, s. Gin.
 Saipan, Hauptinsel der d. Marianen.
 Samoa, Inselgruppe im Stillen Ozean.
 Sanaga, Hauptfl. in Süd-Kamerun.
 Salomonen, Inselgruppe östl. Neu-Guinea.
 Sawaii, die nördliche der Samoa-inseln im deutschen Besitze.
 Schamba, Plantagenanlage der Eingeborenen.
 Schibutterbaum, (*Shea-Butter*). *Butyrospermum Parkii*; aus den Cotyledonen wird die sogen. *Shea-Butter*, ein Fett von angenehmem Geschmack, gewonnen.
 Sedimente, Ablagerungen.
 Sesam, Ruppflanze mit überreichem Samen (*Sesamum indicum*).

Sigi, Fl. in Ostufambara D.-Ostafrika.
 Sindi-Ugalla, großer Fluß in D.-Ostafrika, fällt als Malagarassi in den Tanganjita.
 Sisal, Grashanf (*Agave Sisalana*).
 Soppo, Ort am Kamerunberge.
 Store, Verkaufshalle.
 Strophantus, Samen medizinisch verwendet, auch Pfeilgift.
 Sturmfeld im Hereroland.
 Suaheli, Küstenneger, Mischvolk aus Arabern und Eingebornen, D.-Ostafrika.
 Sugu, Gebiet im Hinterlande von Togo, über die deutschen Grenzen nach Osten hinausreichend.
 Swatop, Fluß im Damaraland, D.-Südwestafrika, mündet bei Swatopmund ins Meer.
 Tabora, Handelsort im Innern, D.-Ostafrika.
 Taccarary, kurbrandenburgische Befestigung in Westafrika.
 Tacerama, kurbrandenburgische Schanze in Westafrika.
 Tanapag, Hafen auf Saipan (Marianen).
 Tanga, der größte Hafenort D.-Ostafrikas, im Norden d. Kolonie.
 Teakholz (*Tectona grandis*), elastisches Holz zum Schiffbau.
 Tibati, Ortschaft in Inner-Kamerun.
 Tinian, Insel der Marianengruppe.
 Tjoni, Fluß in D.-Ostafrika.
 Tomilhafen, auf Zap (West-Karolinen).
 Tonkin, französische Erwerbung in Hinterindien (1884).
 Trepang, ebbare Seewalze.
 Tribu, Gebiet im Hinterlande von Togo.
 Tschifu, chinesischer Handelsplatz gegenüber Port Arthur.
 Tschusan, Inselgruppe an der Ostküste Chinas.

Scheel, Reisebuch.

Tjingtau, Hauptort der deutschen Pachtung Kiautschou (s. d.).
 Tutuila, südlichste der Samoainseln (Ver. Staaten).

U.

Udjidji, Station am Tanganjita-See, D.-Ostafrika.
 Ugalla, Landschaft und Fluß, Nebenfl. des Sindi-Malagarassi, fällt in den Tanganjita-See, D.-Ostafrika.
 Ugogo, Landschaft im Binnenlande, D.-Ostafrika, westlich Dar es Salam.
 Ukuib, Pflanzung am Swatop, D.-Südwestafrika.
 Unjamwesi, Landschaft östlich des Tanganjita-Sees, D.-Ostafrika.
 Upolu, die südliche d. Samoainseln im deutschen Besitz.
 Usambara, Landschaft im Nordosten der Kolonie, D.-Ostafrika.
 Usumbura, Station am Nordostende des Tanganjita-Sees, D.-Ostafrika.
 Uwinja, Landschaft östlich des Tanganjita-Sees, D.-Ostafrika.

V.

Viktoria, Hafenort an der nördlichen Kamerunküste.
 Voghe-Belinghe, s. Bane.
 Volta, Fluß in Westafrika, mündet im Gebiet der Gold Coast Company, teilweise Westgrenze von der Togo-kolonie.

W.

Walzengin, s. Gin.
 Wanyamwesi, Stamm der Bantuneger, östlich des Tanganjita-Sees, D.-Ostafrika.
 Warburg, s. Engler.
 Warmbad, Ort im Süden der Kolonie D.-Südwestafrika, nahe dem Drangefluß.

W a s u k u m a, Stamm der Bantuneger,
südlich des Viktoria-Njansa, D.-Ost-
afrika.

W a t e r b e r g, Gebirge im Norden des
Hererolandes, D.-Südwestafrika.

W i n d h u k, Or., Hauptort in D.-Süd-
westafrika, Sitz des Gouverneurs,

Endpunkt der Felsbahn von Swakop-
mund.

Y.

Y a p, i. Jap.

Y a m, i. Jam.

Y l a n g = Ylangbaum, *Cananga*
odorata, liefert Fette und Öl zu
Parfümeriezwecken.

M/1531

top=

anga
l zu

Scheel, Koloniales Lesebuch

IX.C.
6103